Wiener Stadt-Bibliothek.
159647 Jb

Wiener Stadt-Bibliothek.
159647 Jb

Tb 159.647

I b 159.647

K A R L K R A U S

D I E F A C K E L

Nr. 384/385

Oktober 1913

II

M A N U S K R I P T E

und

K O R R E K T U R F A H N E N

H. i. M. 176.086
(1-736)

INHALTSVERZEICHNIS

I. Fahnen vor dem Umbruch

1. Der Löwenkopf oder Die Gefahren der Technik
   1. Fassung (4 Seiten Manuskript) ..... Bl. 1 - 6
   2. " (unvollständig) ..... 7 - 8
   3. " ..... 9 - 11
   4. " ..... 12 - 14
   5. " (nur Schluß) ..... 15 - 16

2. Was ist uns Arad (3 Fassungen) ..... 17 - 19

3. Das Geheimnis der schlechten Lüfte; Die Phrase beißt sich in den Schwanz (2 Fassungen) ..... 20 - 21

4. Von den Schwätzern (2 Fassungen) ..... 22 - 23

5. Die Naturforscher; Bettelheims; Die tanzenden Glücksschweine, (3 Fassungen) ..... 24 - 25

6. Das bin ich nicht (2 Fassungen) 26

7. Siehe da; Sie gefällt mir nicht (2 Fassungen) ..... 27 - 28

8. Die Einwilligung ist nötig (2 Fassungen) ..... 29 - 30

9. Idylle (3 Fassungen) ..... 31 - 33

10. Zeugenschaft gegen die Geschworenen
    1. Fassung (Die Jury und ein Zeuge) ..... 34 - 39
    2. " (Ein Zeuge gegen die Geschworenen) ... 40 - 44
    3. " ..... 45 - 48
    4. " ..... 49 - 52
    5. " ..... 53 - 58

11. Notizen
    1. Vorlesung (2 Fassungen) ..... 59 - 60
    2. Aus der Arbeiter-Zeitung (2 Fassungen) ..... 61 - 62
    3. Der norddeutschen Presse... (3 Fassungen) ..... 63 - 65
    4. Brief des Hellerauer Verlags (2 Fassungen) ..... 66 - 67
    5. Er ist doch ä Jud 68

12. Humoristen untereinander (3 Fassungen) ..... 69 - 71

13. Ein distinguierter Fremder 72

14. Wieder einer; Aus dem Reiche des Unbewußten; Religionsstreit 73

15. Die Berge, die Eltern und die Gefahren; Eine Lanze (3 Fassungen) ..... 74 - 76

16. Die mit dem Tod intim sind (3 Fassungen)..... 77 - 779

II. Fahnen nach dem Umbruch

1. Erste Fassung der Nummer ..... 80 - 120

2. Zweite Fassung der Nummer (unvollständig, S.1; 6-7; 10; 13; 31-41) ..... 121 - 136

Anm.: Manuskript und Korrekturfahnen des Essays "Der Neger" fehlen.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

I. Fahnen vor dem Umbruch

1. Der Löwenkopf oder Die Gefahren der Technik
   1. Fassung (4 Seiten Manuskript) ..... Bl. 1 - 6
   2. " (unvollständig) ..... 7 - 8
   3. " ..... 9 - 11
   4. " ..... 12 - 14
   5. " (nur Schluß) ..... 15 - 16
2. Das ist unerhört (3 Fassungen) ..... 17 - 19
3. Die Geheimnis der schlechten Hüfte; Die Phrase beißt sich in den Schwanz (2 Fassungen) ..... 20 - 21
4. Von den Schwätzern (2 Fassungen) ..... 22 - 23
5. Die Naturforscher; Bettelheims; Die tanzenden Glücksfachweine, (3 Fassungen) ..... 24 - 25
6. Das bin ich nicht (2 Fassungen) 26
7. Siehe da; Sie gefällt mir nicht (2 Fassungen) ..... 27 - 28
8. Die Einwilligung ist nötig (2 Fassungen) ..... 29 - 30
9. Idylle (3 Fassungen) ..... 31 - 33
10. Zeugenschaft gegen die Geschworenen
    1. Fassung (Die Jury und ein Zeuge) ..... 34 - 39
    2. " (Ein Zeuge gegen die Geschworenen) ... 40 - 44
    3. " ..... 45 - 48
    4. " ..... 49 - 52
    5. " ..... 53 - 58
11. Notizen
    1. Vorlesung (2 Fassungen) ..... 59 - 60
    2. Aus der Arbeiter-Zeitung (2 Fassungen) ..... 61 - 62
    3. Der norddeutschen Presse... (3 Fassungen) ..... 63 - 65
    4. Brief des Hellerauer Verlags (2 Fassungen) ..... 66 - 67
    5. Er ist doch 8 Jud 68
12. Humoristen untereinander (3 Fassungen) ..... 69 - 71
13. Ein distinguierter Fremder 72
14. Wieder einer; Aus dem Reiche des Unbewußten; Religionsstreit 73
15. Die Berge, die Eltern und die Gefahren; Eine Lanze (3 Fassungen) ..... 74 - 76
16. Die mit dem Tod intim sind (3 Fassungen)..... 77 - 779

II. Fahnen nach dem Umbruch

1. Erste Fassung der Nummer ..... 80 - 120
2. Zweite Fassung der Nummer (unvollständig, S.1, 6-7; 10; 13; 31-41) ..... 121 - 136

Anm.: Manuskript und Korrekturfahnen des Essays "Der Heger" fehlen.

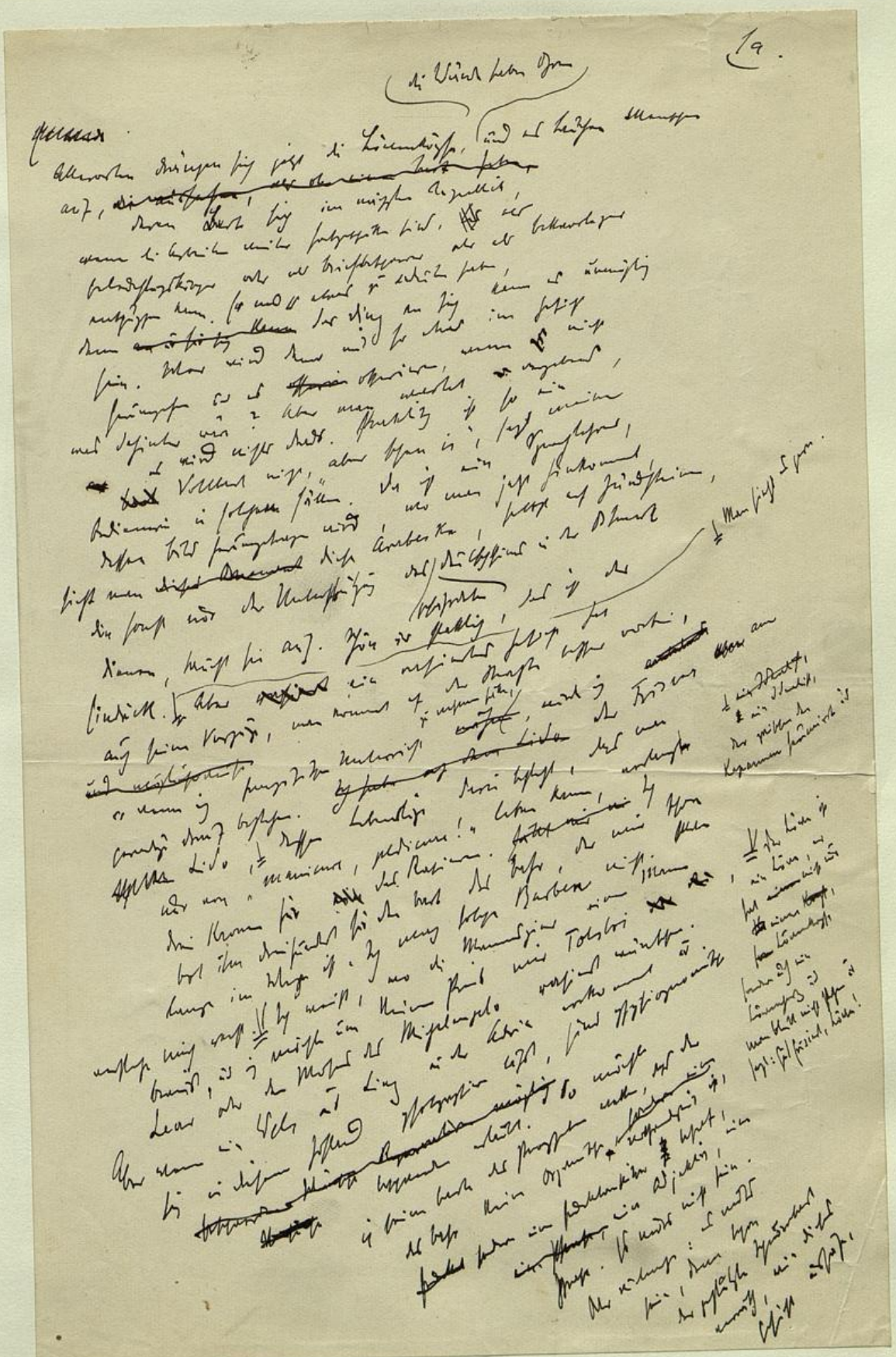
Die Gefahren der Technik

[Die schweren Autobusse eine Gefahr für die Gebäude.]
Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, daß die durch das Gewicht der Autobusse hervorgerufene Erschütterung des Bodens nicht ohne Einfluß auf Bauten bleibt, die sich in den Straßenzügen befinden, in denen die Autobusse verkehren. . . . Nun hatte sich die Bezirksvertretung Leopoldstadt vorgestern mit einem Antrage zu befassen, dessen Veranlassung beweist, daß unsere Forderung, es müsse bei der bevorstehenden Automobilisierung des Stellwagenverkehres vor allem das Gewicht der Wagen in Berücksichtigung gezogen werden, vollkommen berechtigt ist. Es haben sich nämlich mehrere Hausbesitzer der Praterstraße wiederholt beschwert, daß durch den Verkehr der ungemein schweren Autobustypen die Erschütterung der Häuser derart heftig sei, daß sich dadurch die Verzierungen an den Häusern lockern und leicht ein Unglück herbeiführen können. Um dieser Gefahr zu begegnen, soll die Praterstraße asphaltiert werden. — Außer der Bezirksvertretung Leopoldstadt haben sich ja auch schon andere Gemeindefunktionäre mit dieser Frage beschäftigen müssen, und man sieht, daß es gut sein wird, wenn bei der kommenden Automobilisierung die leichten Typen bevorzugt werden. . . .

Man hat keine Ahnung, von welchen Gefahren man stündlich bedroht ist. Wie leicht können sich die Ornamente lockern, wenn man gerade vorübergeht, und das Unglück ist geschehen. Ehedem war von den Ziegelsteinen das Ärgste zu befürchten, wiewohl sie viel fester saßen als die Ornamente. Ein frivoler Mensch würde den Vorschlag machen, die Ornamente abzuschaffen und Gott zu danken, daß die Autobusse uns die Trennung erleichtern, diese Trennung freiwillig vorzunehmen als sie von der Erschütterung durch die Autobusse herbeiführen zu lassen. Man könnte geradezu sagen, die Erfindung der Autobusse sei ein Fingerzeig der Vorsehung, der auf die Abschaffung der Ornamente dringt. Die technische Entwicklung bringe doch die eine geistige Entschädigung mit sich, daß sie den Schnickschnack gefährdet. In Wien aber findet sich keine Bezirksvertretung, die den Konflikt zwischen der Technik und der Ästhetik zugunsten der ersten entscheidet. Denn jede hat ein Gemüt für die Ornamente und schafft lieber die Autobusse ab, die so viel brum brum machen, daß jene nicht schlafen können, sondern erschrecken und bumstinazi unten liegen. Ein frivoler Mensch würde den Vorschlag machen, durch sämtliche Straßen Wiens in derselben Stunde Autobusse zu treiben, auf daß dem Unfug ein jähes Ende bereitet werde, auf die Gefahr hin, daß ein paar Schock Verfasser von Zuschriften über die »Berge, die Eltern und die Gefahren« unter Ornamenten begraben würden und etliche andere unnütze oder verkehrshinderliche Existenzen, und in der Hoffnung, daß die Erfinder der Ornamente selber darunter wären, wobei jeder jeweils das Glück hätte, seine eigene Pletschen auf sein eigenes Dach zu bekommen. Als der Erbauer des Michaelerhauses von den Bezirksvertretern gemartert wurde, hätte er ihnen einen Lohengrin und eine Leda mit je einem Schwan hinpappen sollen, damit die Seele eine Ruh hat, und dann einen tüchtigen Akkumulator arbeiten lassen sollen, um daß jene Herrschaften mit Pferdekräften doch noch schneller fortkommen. Ich wohnte einmal in einem Hause auf der Dominikanerbastei, da betete ich täglich, es möge endlich ein Autobus durchrasen, mich würde er nicht stören, denn ich wohnte in einem Zimmer mit Aussicht auf eine herrliche Feuermauer, aber die Aeskulapschlangen, Gorgonenhäupter und sonstigen Utensilien, die auf der Fassade aufgeklebt waren, stierten mirs. Es war schwer nachhause zu gehen. Zumal wegen der immer auftauchenden Sorge, was der Herr Wassertrilling, der das Haus erbaut hatte, nur mit der Mythologie habe. Eines Tages, ich saß geborgen vor meiner Feuerwand, auf die nichts gemalt war, so daß der Teufel noch Platz hatte, da riß es an der Klingel. Ich glaubte, es sei ein Leser, der mir einen Übelstand mitteilen wolle, es war aber ein Mann, der ganz echauffiert mir zurief: »Bitte, zum Fenster heraus schauen!« Ich erwiderte, daß es in meinem Hof Gottseidank nichts zu sehen gebe, worauf er unwillig versetzte: »Was, Sie wohnen gar nicht auf die Straßen hinaus?« Ich: »Nein, was ist denn geschehen?« Er: »Die Parteien, die was auf die Straßen wohnen, sollen hausschaun!« »Ja, warum denn?« »'s Haus wird doch photographiert!« Ich warf die Tür mit einem so heftigen Wurf zu, daß ich einen Augenblick hoffte, die Aeskulapschlangen hätten sich gelockert, das Haus werde nun kein freundliches Gesicht mehr machen und der Photograph erklären, unter solchen Umständen könne er nicht weiter arbeiten. Ich ersah aber, daß es Menschen gebe, die sich zum Fenster hinausbeugen, wenn solch ein Haus photographiert wird und die den Ehrgeiz haben, anstatt ihren Wohnsitz zu verleugnen, auf solche Platte zu kommen. Und kein Autobus fuhr durch. Das Haus steht noch heute, es ist eine Sehenswürdigkeit und vom Franz Josefskai leicht zu erreichen. Das Publikum, das sich dort tummelt und das sichere Gefühl hat, daß dieses Haus das schönste auf der alten Dominikanerbastei ist, geht Samstag abends ins Café Imperial, des Staunens voll über die Pracht, die dort zu sehen ist. Als dieses liebe alte Café von einem jungen Meister erneuert werden sollte und man lange nichts sah, da sah man zwar noch nicht die Klaue des Löwen, aber ein Löwenkopf hing doch schon an der Fassade und hielt einen Ring im Maul. Er hat einen Zweck, dachte ich mir. Er wird der künftigen Beleuchtung dienen. Zum Beleuchten einer finstern Gegend gehört vor allem ein Löwenkopf. Der war da und blieb durch

entzückten Besucher aus der Leopoldstadt, wo sie für die Ornamente zittern, die vor den Autobussen zittern, und bewunderten den Löwenkopf. Ein Dorfschulbub wird gefragt, wie er eine Planke mache. Er weiß Bescheid, und wenn das Gestell vollendet sei, schreibe er noch Lekmimoasch drauf und die Planke sei fertig. Die Besucher des Café Imperial aber waren schon zufrieden, weil es drauf stand, ehe das Gestell so weit war. Es ist auch heute mehr schön als brauchbar, aber die Börseaner haben einen so ausgeprägten Schönheitssinn, daß ihnen Löwenköpfe, Gottheiten oder Spargelbünde, die Licht geben, lieber sind, als eine Sitzgelegenheit. Es ist keine kleine Angelegenheit, daß einem der letzte Lebenswinkel austapeziert wird und die Verschönerung der Wände die Verschlechterung des Publikums zur Folge hat. Die Welt der Autobusse ist nicht die, die man mit der Seele sucht. Aber man muß in ihr leben, um eine bessere zu finden, und eine schlechtere wird einem so zur Qual, daß man wünscht, ein Autobus möge nicht nur an einem renovierten Kaffeehaus vorbei, sondern durch seine Pracht hindurchfegen und alle Ornamente, die dort an den Wänden und alle Bärte, die an den Ohren sitzen, mitnehmen.

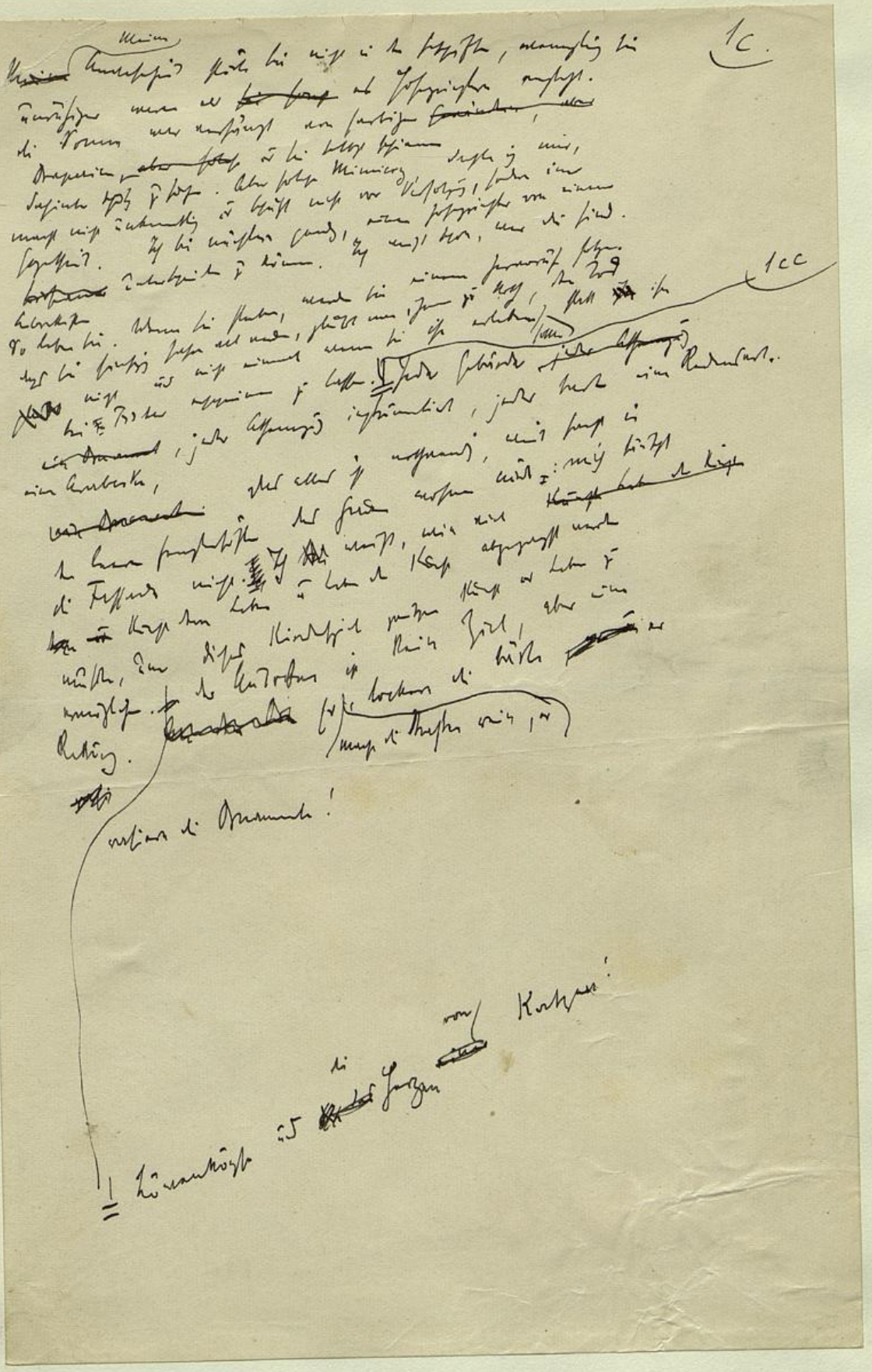
19.



16.

1c.

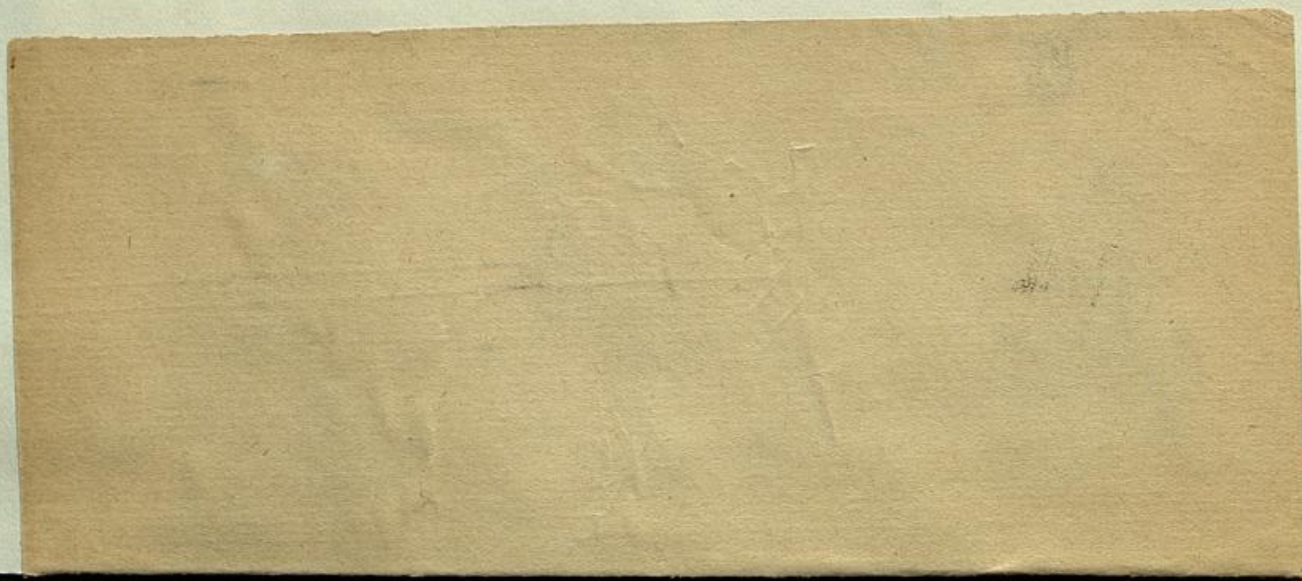
1cc



1 cc

glatt mitnehmen. Allerorten drängen sich jetzt die Löwenköpfe, die Wände haben Ohren und es tauchen Menschen auf, deren Bart sich im nächsten Augenblick, wenn die Arbeiten weiter fortgeschritten sind, als Beleuchtungskörper oder als Briefbeschwerer oder als Bettvorleger entpuppen kann. Es muß etwas zu bedeuten haben, denn das Ding an sich kann es unmöglich sein. Wer wird denn mit so etwas im Gesicht herumgehen und es offerieren, wenn nicht was dahinter wäre? Aber man wartet vergebens, es wird nichts draus. Praktisch ist so ein Vollbart nicht, »aber schen is«, sagt meine Bedienerin in solchen Fällen. Da ist ein Sprachlehrer, dessen Bild herumgetragen wird, wo man jetzt hinkommt, sieht man diese Arabeske, selbst auf Zündsteinen, die sonst nur der Unterstützung des gefährdeten Deutschtums in der Ostmark dienen, taucht sie auf. Schön und stattlich, das ist der Eindruck. Man sieht es gern. Aber ein rasiertes Gesicht hat auch seine Vorzüge, man kommt auf der Straße besser vorbei, und wenn ich französischen Unterricht zu nehmen hätte, würde ich geradezu darauf bestehen. Der Friseur am Lido, ein Idealist, der zwischen den Kapainen herumirrt und dessen Lebenslüge darin besteht, daß man nur von »manicure, pedicure!« leben kann, verlangte drei Kronen für das Rasieren. Ich bot ihm dreihundert für den Bart des Bahr, der mir schon lange im Wege ist. Ich mag solche Barben nicht. Man verstehe mich recht. Der Löwe ist ein Löwe, er hat nicht nur einen Löwenkopf, sondern auch ein Löwenherz und man bleibt nicht stehen und sagt: Gut frisiert, Löwe! Ich weiß, wo die Manneszier einen Mann beweist, und ich möchte um keinen Preis mir Tolstoi, Lear oder den Moses des Michelangelo rasiert wünschen. Aber wenn ein Wels aus Linz in der Adria vorkommt und sich in diesem Zustand photographieren läßt, sind physiognomische Beschwerden erlaubt. So möchte ich beim Barte des Propheten wetten, daß der des Bahr keine organische Notwendigkeit ist, sondern ein feuilletonistischer Behelf, ein Adjektiv, eine Phrase. Es muß nicht sein. Oder vielmehr: es muß sein, denn schon der gestutzte Schnurrbart verrät, wie dieses Gesicht aussähe, wenn es nicht phrasiert, sondern rasiert wäre. Gerade jene Gesichter, die des Vollbartes nicht wert sind, brauchen ihn. Es ist ein Dilemma. Köpfe gibt es, die dem Friseur nicht mit der Kundschaft weitergehen, weil sie vom Raseur entlarvt würden. Der Historiker Friedjung hat einen Voll- und Ganzbart; man stelle sich vor, er hätte ihn nicht. Der Dichter Bur-Hofmann muß wie ein Hohepriester aussehen, sonst wär's gefehlt, denn er sähe am Ende wie der Dichter Bur-Hofmann aus. Der Dichter Bahr muß wie der liebe Gott aussehen, man stelle sich vor, wie er sonst aussähe. Und die Ähnlichkeit ist so zwingend, daß man sich, wenn man nur einmal am Lido geweilt hat, den lieben Gott künftig als Kapainenbewohner vorstellt, der binnen einer Stunde in vier verschiedenen Bademänteln an den Gläubigen vorüberwallt, in einem roten, in einem braunen, in einem blauen und in einem schwarzweißen, welcher das schönste ist, immer abwechselnd, zieht an, zieht aus, zieht an, zieht aus, als ob der liebe Gott der Rothschild selber wäre. Ich habe Wunder über Wunder in diesem Sommer geschaut. Richard Wagner liebte Sammt und Seide. Aber er brauchte zum Schreiben, was die Wiener Meister zum Baden brauchen. Und Schiller hat die faulen Äpfel nicht gegessen. Ich habe Wunder über Wunder gesehen an jenem Strand. Quallen, die im Kaffeehaus arg darniederliegen, aber hier zu leuchten begannen, wenn des lieben Gottes Sonne sie beschien, und alle Farben spielten, wenn ich in die Nähe kam. Tintenfische trugen Rezensionsexemplare in die Kapaine Nr. 20, liebe Schnecken, die im Winter plaudern, wanden sich vor mir, wenns niemand sah, aber die ganze Fauna stand habtacht, wenn ihrer aller S. Fischer auftauchte. Der Bartsch fehlte mir in dem Aquarium. Aber wenn es Menschen waren, waren es Hohepriester. Nichts als Hohepriester sah ich, die nach dem Wetter auslugten und nach den Tantièmen. Sie wandelten nur, sie badeten nur selten, denn wo sie hintraten, war das Meer seicht. Meine Anwesenheit störte sie nicht in den Geschäften, wenngleich sie unruhiger waren als es Hohepriestern ansteht. Die Sonne war verhängt von farbigen Draperien und sie selbst schienen dahinter Schutz zu suchen. Aber solche Mimikry, dachte ich mir, macht nicht unkenntlich und schützt nicht vor Verfolgung, sondern im Gegenteil. Ich bin nüchtern genug, einen Hohepriester von einem Librettisten unterscheiden zu können. Ich weiß schon, wer die sind. So leben sie. Wenn sie sterben, werden sie einem Hervorruf folgen. Daß sie fünfzig Jahre alt werden, glaubt man ihnen zur

Not, den Tod nicht/ und nicht einmal wenn sie ihn erleben sollten, statt ihn bei S. Fischer erscheinen zu lassen. Es sind die Künstler, von denen, so wie sie da in ihrer Formenhülle schreiten, das »Künstler-Beinfleisch« kommt, das jetzt in einem neuwienerischen Beisl angepriesen wird, und es ist jene Bohème, die das beliebte »Bohème-Gullasch« liefert. Der Bürger hat Geschmack, die Kunst schmeckt schon fast so gut wie Beinfleisch, und seitdem Gedichte ~~ser~~viert werden, ist das Essen ein Gedicht. Die Landschaft ist malerisch, die Maler sind malerisch, alles ist malerisch bis auf das Malen. Wo das Auge sich umtut, findet es Schönheit. Nur in den Seelen macht die Technik Fortschritte. Kein Wort lebt, keine Farbe — denn alles ist sowieso laut und bunt. Künstler heißen die, die man sofort erkennt, und die noch wenn sie nackt sind, auffallend gekleidet gehen. Jede Gebärde eine Arabeske, jeder Atemzug instrumentiert, jeder Bart eine Redensart. Das alles ist notwendig, weil sonst in den leeren Fensterhöhlen das Grauen wohnen würde: mich täuscht die Fassade nicht. Ich weiß, wie viel Kunst dem Leben und Leben der Kunst abgezapft werden mußte, um dieses Kinderspiel zwischen Kunst und Leben zu ermöglichen. Löwenköpfe und die Herzen von Katzen! Der Autobus ist kein Ziel, aber eine Rettung. Er ~~macht~~ die Straßen rein, er lockere die Bärte, er rasiere die Ornamente!



Der Löwenkopf

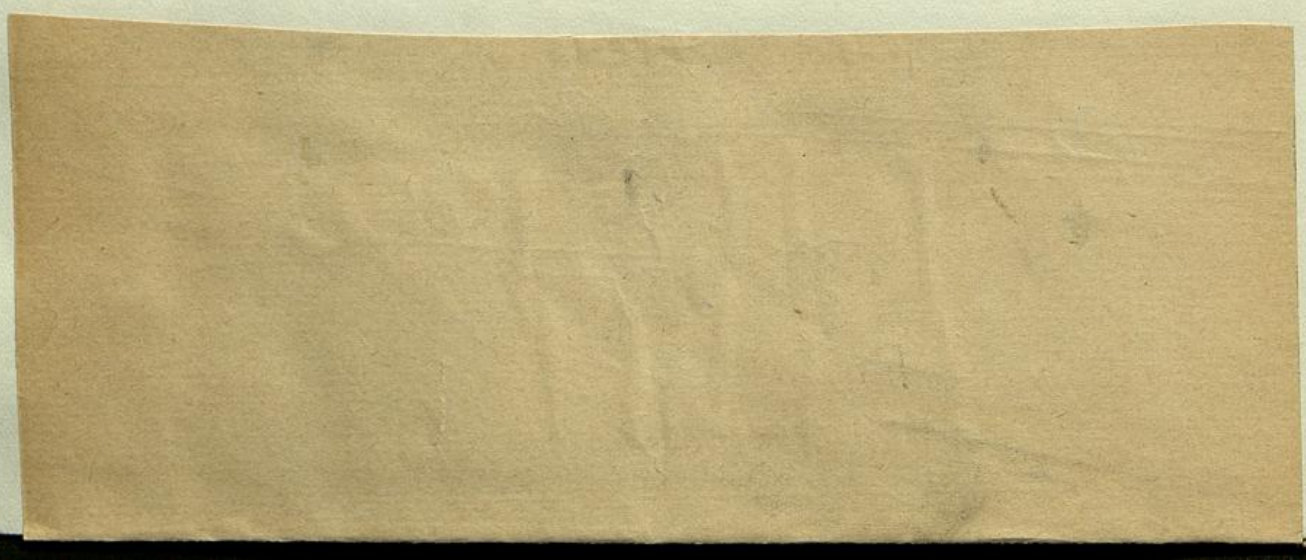
oder

Die Gefahren der Technik

[Die schweren Autobusse eine Gefahr für die Gebäude.] Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, daß die durch das Gewicht der Autobusse hervorgerufene Erschütterung des Bodens nicht ohne Einfluß auf Bauten bleibt, die sich in den Straßenzügen befinden, in denen die Autobusse verkehren. . . . Nun hatte sich die Bezirksvertretung Leopoldstadt vorgestern mit einem Antrage zu befassen, dessen Veranlassung beweist, daß unsere Forderung, es müsse bei der bevorstehenden Automobilisierung des Stellwagenverkehres vor allem das Gewicht der Wagen in Berücksichtigung gezogen werden, vollkommen berechtigt ist. Es haben sich nämlich mehrere Hausbesitzer der Praterstraße wiederholt beschwert, daß durch den Verkehr der ungemein schweren Autobustypen die Erschütterung der Häuser derart heftig sei, daß sich dadurch die Verzierungen an den Häusern lockern und leicht ein Unglück herbeiführen können. Um dieser Gefahr zu begegnen, soll die Praterstraße asphaltiert werden. — Außer der Bezirksvertretung Leopoldstadt haben sich ja auch schon andere Gemeindefunktionäre mit dieser Frage beschäftigen müssen, und man sieht, daß es gut sein wird, wenn bei der kommenden Automobilisierung die leichten Typen bevorzugt werden. . . .

Man hat keine Ahnung, von welchen Gefahren man stündlich bedroht ist. Wie leicht können sich die Ornamente lockern, wenn man gerade vorübergeht, und das Unglück ist geschehen. Ehedem war von den Ziegelsteinen das Ärgste zu befürchten, wiewohl sie viel fester saßen als die Ornamente. Aber wenn ein Ziegelstein an einem Kopf kaputt geht, so ist das weiter kein Malheur, während durch die Vernichtung eines Ornaments unabsehbares Unglück herbeigeführt werden kann. Gewiß wird vielfach nicht nur an die Erhaltung der Ornamente, sondern auch an die Sicherheit der Passanten gedacht, wenn man den heutigen Zustand unhaltbar findet. Ein frivoler Mensch würde sogar den Vorschlag machen, die Ornamente abzuschaffen und Gott zu danken, daß die Autobusse uns die Trennung erleichtern, diese Trennung lieber freiwillig vorzunehmen als sie von der Erschütterung durch die Autobusse herbeiführen zu lassen. Man könnte geradezu sagen, die Gefahren der Technik seien ein wahres Glück und die Erfindung der Autobusse sei ein Fingerzeig der Vorsehung, der die Abschaffung der Ornamente dringend empfiehlt. Die technische Entwicklung bringe doch die eine geistige Entschädigung mit sich, daß sie den Schnickschnack gefährdet. In dieser fortgeschrittenen Zeit aber findet sich keine Bezirksvertretung, die den Konflikt zwischen der Technik und der Ästhetik zugunsten der ersten entscheidet. Denn jede hat ein Gemüt für die Ornamente und schafft lieber die Autobusse ab, die so viel brum brum machen, daß jene nicht schlafen können, sondern erschrecken und, bumstinazi, unten liegen. Ein frivoler Mensch würde den Vorschlag machen, durch sämtliche Straßen Wiens in derselben Stunde Autobusse zu jagen, auf daß dem Unfug ein jähes Ende bereitet werde, auf die Gefahr hin, daß ein paar Schock Verfasser von Zuschriften über die Berge, die Eltern und die Gefahren unter Ornamenten begraben würden und noch etliche andere unnütze oder verkehrshinderliche Existenzen, und in der Hoffnung, daß die Erfinder der Ornamente selber darunter wären, wobei jeder jeweils das Glück hätte, seine eigene Pletschen auf sein eigenes Dach zu bekommen. Als der Erbauer des Michaelerhauses, dieser leibhaftige Autobus, von den Bezirksvertretern gemartert wurde, hätte er ihnen einfach einen Lohengrin und eine Leda mit je einem Schwan hinpappen sollen, damit die Seele eine Ruh hat, und dann einen tüchtigen Akkumulator arbeiten lassen müssen, um darzutun, daß jene Herrschaften mit Pferdekräften doch noch schneller fortkommen. Ich wohnte einmal in einem Hause auf der Dominikanerbastei, da betete ich täglich, es möge endlich ein Autobus durchrasen, mich würde er nicht stören, denn ich wohnte in einem Zimmer mit Aussicht auf eine herrliche Feuermauer, aber die Aeskulapschlangen, Gorgonenhäupter und sonstigen Utensilien, die auf der Fassade aufgeklebt waren, stierten mirs. Es war schwer, nachhause zu gehen. Zumal wegen der immer auftauchenden

die auf der Fassade aufgeklebt waren, stierten mirs. Es war schwer, nachhause zu gehen. Zumal wegen der immer auftauchenden Sorge, was der Herr Wassertrilling, der das Haus erbaut hatte, nur mit der Mythologie habe. Eines Tages, ich saß geborgen vor meiner Feuerwand, auf die nichts gemalt war, so daß der Teufel noch Platz hatte, — da riß es an der Klingel. Ich glaubte, es sei ein Leser, der mir einen Übelstand mitteilen wolle, es war aber ein Mann, der ganz echauffiert mir zurief: »Schaun S' zum Fenster heraus!« Ich erwiderte, daß es in meinem Hof Gottseidank nichts zu sehen gebe, worauf er unwillig versetzte: »Was, Sie wohnen gar nicht auf die Straßen?« Ich: »Nein, was ist denn geschehen?« Er: »Die Parteien, die was auf die Straßen wohnen, sollen herausschaun!« »Ja, warum denn?« »'s Haus wird noch photo-



graphiert!« Ich warf die Tür mit einem so heftigen Wurf zu, daß ich einen Augenblick hoffte, die Aeskulapschlangen hätten sich gelockert, das Haus werde nun kein freundliches Gesicht mehr machen und der Photograph erklären, unter solchen Umständen könne er nicht weiter arbeiten. Ich ersah ~~aber~~ daß es Menschen gebe, die sich zum Fenster hinausbeugen, wenn solch ein Haus photographiert wird/und die den Ehrgeiz haben, anstatt ihren ~~Wohnsitz~~ zu verleugnen, auf solche Platte zu kommen. Und kein Autobus fuhr durch. Das Haus, wiewohl ein neues Haus, steht noch heute, es ist eine Sehenswürdigkeit und vom Franz Josefskai leicht zu erreichen. Das Publikum, das sich dort tummelt und das sichere Gefühl hat, daß dieses Haus das schönste auf der alten Dominikanerbastei ist, geht Samstag abends ins Café Imperial, des Staunens voll über die Pracht, die dort zu schauen ist. Als dieses liebe alte Café von einem jungen Meister erneuert werden sollte und man lange nichts sah, da sah man zwar noch nicht die Klaue des Löwen, aber ein Löwenkopf hing doch schon an der Fassade und hielt einen Ring im Maul. Er hat einen Zweck, dachte ich mir. Er wird der künftigen Beleuchtung dienen. Geduld/Zum Beleuchten einer finstern Gegend gehört vor allem ein Löwenkopf. Den hat man und dann wird man sich schon durchfretten. Vom Bauernschreck hat man auch nicht mehr und er erfüllt doch seinen Zweck. ~~Der~~ war da und er blieb durch Monate, als alles noch im Finstern lag. Schon aber kamen die entzückten Besucher aus der Leopoldstadt, wo sie für die Ornamente zittern, die vor den Autobussen zittern, und bewunderten den Löwenkopf. Ein Dorfschulbub wird bekanntlich gefragt, wie ~~er~~ eine Planke mache. Er weiß Bescheid, und wenn das Gestell vollendet sei, schreibe er noch schnell Lekmimoasch drauf und die Planke sei fertig. Die Besucher des Café Imperial aber waren schon zufrieden, weil es drauf stand, ehe ~~das Gestell so weit~~ war. ~~Es ist~~ auch heute mehr schön als brauchbar, aber die Börseaner haben einen so ausgeprägten Schönheitssinn, daß ihnen Löwenköpfe, Gottheiten oder Spargelbünde, die Licht geben, lieber sind, als eine Sitzgelegenheit. Den Schmutz der Gasse haben sie zuhause, und selbst der ist von Hoffmann. Je schöner aber die Welt wird, desto mehr Börseaner ziehen in sie ein und bewundern die Arabesken. Es ist keine kleine Angelegenheit, daß einem der letzte Lebenswinkel austapeziert wird und die Verschönerung der Wände die Verschlechterung ~~des Publikums~~ zur Folge hat. Die Welt der Autobusse ist nicht die, die man mit der Seele sucht. Aber man muß in ihr leben, um eine bessere zu finden, und eine schlechtere wird einem so zur Qual, daß man wünscht, ein Autobus möge nicht nur an einem renovierten Kaffeehaus vorbei, sondern durch seine Pracht hindurchfegen und alle Ornamente, die dort an den Wänden, und alle Bärte, die an den Ohren ~~sitzen~~,

Der Löwenkopf
oder
Die Gefahren der Technik

Eine ernste Nachricht, die eine Zeitung bringt, ohne daß sie einen Witz dazu macht, und keine andere, die es liest, macht einen Witz dazu:

[Die schweren Autobusse eine Gefahr für die Gebäude.] Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, daß die durch das Gewicht der Autobusse hervorgerufene Erschütterung des Bodens nicht ohne Einfluß auf Bauten bleibt, die sich in den Straßenzügen befinden, in denen die Autobusse verkehren. . . . Nun hatte sich die Bezirksvertretung Leopoldstadt vorgestern mit einem Antrage zu befassen, dessen Veranlassung beweist, daß unsere Forderung, es müsse bei der bevorstehenden Automobilisierung des Stellwagenverkehres vor allem das Gewicht der Wagen in Berücksichtigung gezogen werden, vollkommen berechtigt ist. Es haben sich nämlich mehrere Hausbesitzer der Praterstraße wiederholt beschwert, daß durch den Verkehr der ungemein schweren Autobustypen die Erschütterung der Häuser derart heftig sei, daß sich dadurch die Verzierungen an den Häusern lockern und leicht ein Unglück herbeiführen können. Um dieser Gefahr zu begegnen, soll die Praterstraße asphaltiert werden. — Außer der Bezirksvertretung Leopoldstadt haben sich ja auch schon andere Gemeindefunktionäre mit dieser Frage beschäftigen müssen, und man sieht, daß es gut sein wird, wenn bei der kommenden Automobilisierung die leichten Typen bevorzugt werden. . . .

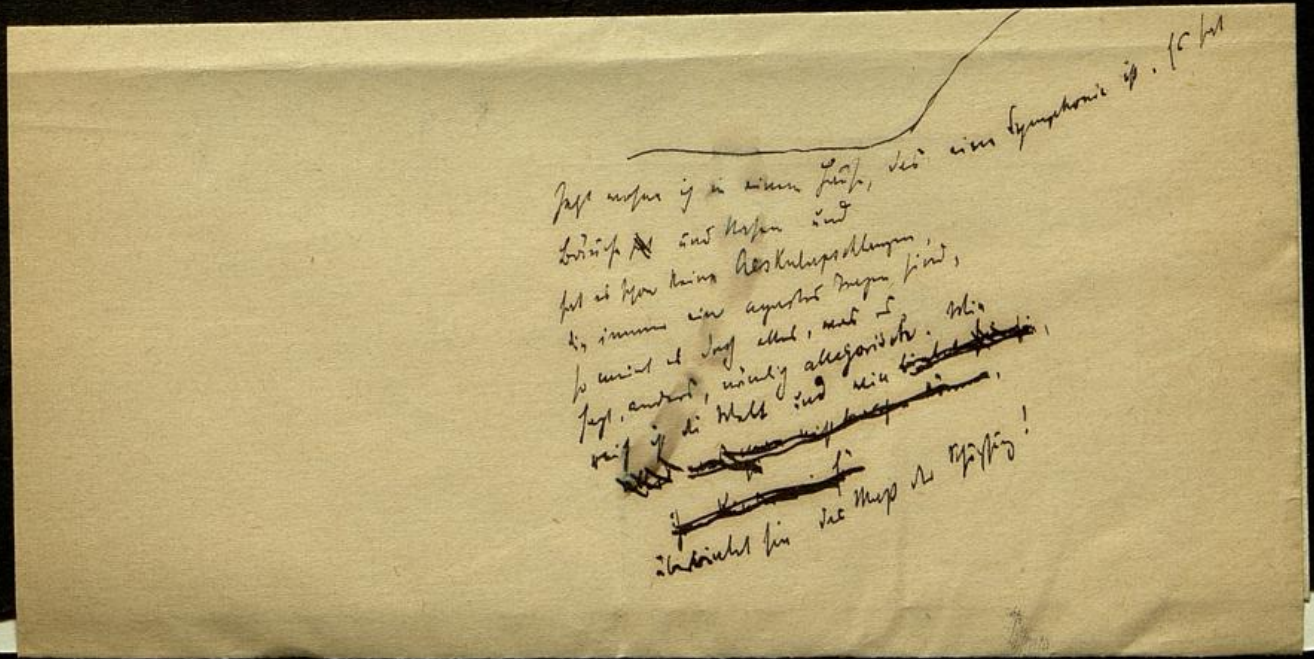
Man hat keine Ahnung, von welchen Gefahren man stündlich bedroht ist. Wie leicht können sich die Ornamente lockern, wenn man gerade vorübergeht, und das Unglück ist geschehen. Ehedem war von den Ziegelsteinen das Ärgste zu befürchten, wiewohl sie viel fester saßen als die Ornamente. Aber wenn ein Ziegelstein an einem Kopf kaputt geht, so ist das weiter kein Malheur, während durch die Vernichtung eines Ornaments unabsehbares Unglück herbeigeführt werden kann. Die schweren Autobusse sind eine Gefahr für die Gebäude, an denen die Menschen vorübergehen. Gewiß wird vielfach nicht nur an die Erhaltung der Ornamente, sondern auch an die Sicherheit der Passanten gedacht, wenn man den heutigen Zustand unhaltbar findet. Ein frivoler Mensch würde sogar den Vorschlag machen, die Ornamente abzuschaffen und Gott zu danken, daß die Autobusse uns die Trennung erleichtern, und diese Trennung lieber freiwillig vorzunehmen als sie von der Erschütterung durch die Autobusse herbeiführen zu lassen. Ja, man könnte geradezu sagen, die Gefahren der Technik seien ein wahres Glück und die Erfindung der Autobusse sei ein Fingerzeig der Vorsehung, der die Abschaffung der Ornamente dringend empfiehlt. Die technische Entwicklung bringe doch die eine geistige Entschädigung mit sich, daß sie den Schnickschnack gefährdet! In dieser großstädtischen Zeit aber findet sich keine Bezirksvertretung, die den Konflikt zwischen der Technik und der Ästhetik zugunsten der ersten entscheidet. Denn jede hat ein Gemüt für die Ornamente und schafft lieber die Autobusse ab, die soviel brum brum machen, daß die Ornamente nicht schlafen können, sondern erschrecken und, bumstinazi, unten liegen. Ein frivoler Mensch würde den Vorschlag machen, durch sämtliche Straßen Wiens in derselben Stunde Autobusse zu jagen, auf daß dem Unfug ein jähes Ende bereitet werde, auf die Gefahr hin, daß ein paar Schock Verfasser von Zuschriften über »die Berge, die Eltern und die Gefahren« unter Ornamenten begraben würden und noch etliche andere unnütze oder verkehrshinderliche Existenzen, und in der Hoffnung, daß die Erfinder der Ornamente selber darunter wären, wobei jeder jeweils das Glück hätte, seine eigene Pletschen auf sein eigenes Dach zu bekommen. Als der Erbauer des Michaelerhauses

Als der Erbauer des Michaelerhauses, dieser leibhaftige Autobus, der mit der Schönheit tabula rasa macht, von den Bezirksvertretern gemartert wurde, hätte er ihnen einfach einen Lohengrin und eine Leda mit je einem Schwan hinpappen sollen, damit die Seele eine Ruh hat, und dann einen tüchtigen Akkumulator arbeiten lassen sollen, um darzutun, daß die mythologischen Persönlichkeiten mit Pferdekräften doch noch schneller fortkommen. Ich wohnte einmal in einem Hause auf der Dominikanerbastei, da betete ich täglich, es möge endlich ein Autobus durchrasen, mich würde er nicht stören, denn ich wohnte in einem Zimmer mit Aussicht auf eine herrliche Feuermauer, auf die nichts gemalt war, so daß der Teufel noch Platz hatte, aber die Aeskulapschlangen, Gorgonenhäupter und sonstigen Utensilien, die auf der Fassade aufgeklebt waren, stierten mirs. Es war schwer, nachhause zu gehen. Zumal wegen der immer auftauchenden Sorge, was der Herr Wassertrilling, der das Haus erbaut hatte, nur mit der Mythologie habe. Eines Tages, ich saß geborgen vor meiner Feuerwand, — riß es an der Klingel. Ich glaubte, es sei ein Leser, der mir einen Übelstand mitteilen wolle, es war aber ein

Mann, der ganz echauffiert mir zurief: »Schaun S' zum Fenster ~~heraus~~!« Ich erwiderte, daß es in meinem Hof Gottseidank nichts zu sehen gebe, worauf er unwillig ver:e zte: »Was, Sie wohnen gar nicht auf die Straßen?« Ich: »Nein, was ist denn geschehen?« Er: »Die Parteien, die was auf die Straßen wohnen, sollen ~~heraus~~schaun!« »Ja, warum denn?« »'s Haus wird doch photographiert!« Ich warf die Tür mit einem so heftigen Wurf zu, daß ich einen Augenblick hoffte, die Aeskulapschlangen hätten sich von innen gelockert, das Haus werde nun kein freundliches Gesicht mehr machen und der Photograph erklären, unter solchen Umständen könne er nicht weiter arbeiten. Ich erfuhr aber, daß nichts passiert war, und ich ersah, daß es Menschen gibt, die sich zum Fenster hinausbeugen, wenn solch ein Haus photographiert wird, und die den Ehrgeiz haben, anstatt ihren Ursprung zu verleugnen, auf solche Platte zu kommen. Und kein Autobus fuhr durch. Das Haus, wiewohl ein neues Haus, steht noch heute, es ist eine Sehenswürdigkeit und vom Franz Josefskai leicht zu erreichen. Das Publikum, das sich dort tummelt und das sichere Gefühl hat, daß dieses Haus das schönste auf der alten Dominikanerbastei ist, geht auch Samstag abends ins Café Imperial, des Staunens voll über die Pracht, die dort zu schauen ist. Als dieses liebe alte Café von einem jungen Meister erneuert werden sollte und man lange nichts sah, da sah man zwar noch nicht die Klaue des Löwen, aber ein Löwenkopf hing doch schon an der Fassade und hielt einen Ring im Maul. Er hat einen Zweck, dachte ich mir. Er wird der künftigen Beleuchtung dienen. Geduld, zum Beleuchten einer finstern Gegend gehört vor allem ein Löwenkopf. Den hat man und dann wird man sich schon durchfretten. Vom Bauernschreck hat man auch nicht mehr und er erfüllt doch seinen Zweck. Genug, der Löwenkopf war da und er blieb durch Monate, als alles noch im Finstern lag. Schon aber kamen die entzückten Besucher aus der Leopoldstadt, wo sie für die Ornamente zittern, die vor den Autobussen zittern, und bewunderten den Löwenkopf. Ein Dorfschulbub wird bekanntlich gefragt, wie man eine Planke mache. Er weiß Bescheid, und wenn das Gestell ~~vollendet~~ sei, schreibe er noch schnell Lekmimoasch drauf und die Planke sei fertig. Die Besucher des Café Imperial aber waren schon zufrieden, weil es drauf stand, noch ehe das Gestell so weit war. Die Planke ist auch heute mehr schön als brauchbar, aber die Börseaner haben einen so ausgeprägten Schönheitssinn, daß ihnen Löwenköpfe, Gottheiten oder Spargelbünde, die Licht geben, lieber sind, als eine Sitzgelegenheit. Den Schmutz der Gasse haben sie zuhause, und selbst der ist von Hoffmann. Je schöner aber die Welt wird, desto mehr Börseaner ziehen in sie ein und bewundern die Arabesken. Es ist keine kleine Angelegenheit, daß einem der letzte Lebenswinkel austapeziert wird und die Verschönerung der Wände die Verschlechterung der Betrachter zur Folge hat. Die Welt der Autobusse ist nicht die, die man mit der Seele sucht. Aber man muß in ihr leben, um eine bessere zu finden, und eine schlechtere wird einem so zur Qual, daß man wünscht, ein Autobus möge nicht nur an einem renovierten Kaffeehaus vorbei, sondern auch durch seine Pracht hindurchfegen und alle Ornamente, die dort an den Wänden, und alle Bärte, die dort an den Ohren kleben, glatt mitnehmen. Denn allerorten drängen sich jetzt die Löwenköpfe, die Wände haben Ohren und es tauchen Menschen auf, die den Bauch wie einen Erker tragen und die Nase wie einen Risalit, und deren Hängebart sich im nächsten Augenblick, wenn die Arbeiten weiter geschritten sind, als Beleuchtungskörper oder als Briefbeschwerer oder als Bettvorleger entpuppen kann. Es muß etwas zu bedeuten haben, denn das Ding an sich kann es unmöglich sein. Wer wird denn mit so etwas im Gesicht herumgehen und es noch offerieren, wenn nicht was dahinter wäre? Aber man wartet vergebens, es wird nichts draus. Nun, praktisch ist so ein Vollbart nicht, »aber schen is«, sagt meine Bedienerin in solchen Fällen. Da ist ein Sprachlehrer, dessen Bild herumgetragen wird, Dienstmänner haben es auf dem Rücken, wo man jetzt hinkommt, sieht man diese Arabeske, selbst auf Zündsteinen, die sonst nur der Unterstützung des gefährdeten Deutschtums in der Ostmark dienen, taucht sie auf. Schön und stattlich, das ist der Eindruck. Man sieht es gern. Aber

ein rasiertes Gesicht hat auch seine Vorzüge, man kommt auf der Straße schneller vorbei, und wenn ich französischen Unterricht zu nehmen hätte, wegen des Fortkommens, würde ich geradezu darauf bestehen. Der Friseur am Lido, ein Idealist, der zwischen den Kapannen umherirrt und dessen Lebenslüge darin besteht, daß man nur von »manicure, pedicure!« leben kann, verlangte drei Kronen für d:s

Rasieren. Ich bot ihm dreihundert für den Bart des Bahr, der mir schon lange im Wege ist. Weiß der liebe Gott, ich mag solche Barben nicht! Man verstehe mich recht. Der Löwe ist ein Löwe, er hat nicht nur einen Löwenkopf, sondern auch ein Löwenherz und man bleibt nicht stehen und sagt: Gut frisiert, Löwe! Ich weiß, wo die Manneszier den Mann beweist, und ich möchte um keinen Preis mir Tolstoi, Lear oder den Moses des Michelangelo rasiert wünschen. Aber wenn ein Wels aus Linz in der Adria vorkommt und sich in diesem Zustand gar photographieren läßt, sind physiognomische Beschwerden erlaubt. So möchte ich beim Barte des Propheten schwören, daß der des Bahr keine organische Notwendigkeit ist, sondern ein feuilletonistischer Behelf, ein Adjektiv, eine Phrase. Es muß nicht sein. Oder vielmehr: es muß sein, denn schon der gestutzte Schnurrbart verrät, wie dieses Gesicht aussähe, wenn es nicht phrasiert, sondern rasiert wäre. Die Augen sind gut, sie leuchten wie Rubine, aber man trägt nicht Rubine in einer Kartoffel. Ich möchte behaupten: Gerade jene Gesichter, die des Vollbartes nicht wert sind, brauchen ihn. Es ist ein Dilemma. Köpfe gibt es, die dem Friseur nicht mit der Kundschaft weitergehen, weil sie vom Raseur entlarvt würden. Der Historiker Friedjung hat einen Voll- und Ganzbart; man stelle sich vor, er hätte ihn nicht. Der Dichter Beer-Hofmann muß wie ein Hohepriester aussehen; sonst wär's gefehlt, denn er sähe am Ende wie der Dichter Beer-Hofmann aus. Der Denker Bahr muß wie der liebe Gott aussehen; man stelle sich vor, wie er sonst aussehen würde. Und die Ähnlichkeit ist so zwingend, daß man sich, wenn man nur einmal am Lido geweilt hat, den lieben Gott künftig als Kapannenbewohner vorstellt, der binnen einer Stunde in vier verschiedenen Bademänteln an den Gläubigen vorüberwallt, in einem roten, in einem braunen, in einem blauen und in einem schwarzweißen, welcher der schönste ist, immer wechselnd, zieht an, zieht aus, zieht an, zieht aus, als ob der liebe Gott der Rothschild selber wäre. Ich habe Wunder über Wunder in diesem Sommer geschaut. Richard Wagner liebte Sammt und Seide. Aber er brauchte nur zum Schreiben, was die Wiener Meister zum Baden brauchen. Und Schiller hat die faulen Äpfel nicht gegessen. Wunder über Wunder habe ich gesehn an jenem Strand. Quallen, die im Kaffeehaus arg darniederliegen, aber hier zu leuchten begannen, wenn Gottes Sonne sie beschien, und alle Farben spielten, wenn ich in die Nähe kam. Tintenfische trugen Rezensionsexemplare in die Kapanne Nr. 20, liebe Schnecken, die im Winter plaudern, wanden sich vor mir, wenns niemand sah, aber die ganze Fauna stand habtacht, wenn ihrer aller S. Fischer auftauchte. Der Bartsch fehlte mir in dem Aquarium. Aber wenn es Menschen waren, waren es Hohepriester. Nichts als Hohepriester sah ich, die nach dem Wetter auslugten und nach den Tantièmen. Sie wandelten nicht nur, sie badeten gern, denn wo sie hintraten, war das Meer seicht. Meine Anwesenheit störte sie nicht in den Geschäften, wenngleich sie unruhiger waren, als es Hohepriestern ansteht. Die Sonne war verhängt von farbigen Draperien und sie selbst schienen dahinter Schutz zu suchen. Aber solche Mimikry, dachte ich, macht nicht unkenntlich und schützt nicht vor Verfolgung, sondern im Gegenteil. Ich bin noch nüchtern genug, einen Hohepriester von einem Librettisten unterscheiden zu können. Ich trau mir's zu. Ich weiß schon, wer die sind. So leben sie. Wenn sie sterben, werden sie einem Hervorruf Folge leisten. Daß sie fünfzig Jahre alt werden, glaubt man ihnen zur Not, den Tod nicht, und nicht einmal wenn sie ihn erleben sollten, statt ihn bei S. Fischer erscheinen zu lassen. Es sind die Künstler, von denen, so wie sie da in ihrer Formenfülle schreiten, das »Künstler-Beinfleisch« kommt, das jetzt in einem neuwienerischen Beisl angepriesen wird, und es ist jene Bohème, die das beliebte »Bohème-Gullasch« liefert. Der Bürger hat Geschmack, die Kunst schmeckt schon fast so gut wie Beinfleisch, und seitdem Gedichte vomiert werden, ist das Essen ein Gedicht. Die Landschaft ist malerisch, die Maler sind malerisch, alles ist malerisch bis auf das Malen. Wo das Auge sich umtut, findet es Schönheit. Nur in den Seelen macht die Technik Fortschritte. Kein Wort lebt, keine Farbe — denn alles ist sowieso laut und bunt. Künstler heißen die, die man sofort erkennt, und die noch wenn sie nackt sind, auffallend gekleidet gehen. Jede Gebärde eine Arabeske, jeder Atemzug instrumentiert, jeder Bart eine Redensart. Das alles ist notwendig, weil sonst in den leeren Fensterhöhlen das Grauen wohnen würde: mich täuscht die Fassade nicht. Ich weiß, wie viel Kunst dem Leben und Leben der Kunst abgezapft werden mußte, um dieses Kinderspiel zwischen Kunst und Leben zu ermöglichen. Löwenköpfe und die Herzen von Katzen! Ich kann tabula rasa machen. Der Autobus ist kein Ziel, aber eine Rettung. Er fege die Straßen ~~rein~~, er lockere die Bärte, er rasiere die Ornamente!



Der Löwenkopf
oder
Die Gefahren der Technik

Eine ernste Nachricht, die eine Zeitung bringt, ohne daß sie einen Witz dazu macht, und keine andere, die es liest, macht einen Witz dazu:

[Die schweren Autobusse eine Gefahr für die Gebäude.] Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, daß die durch das Gewicht der Autobusse hervorgerufene Erschütterung des Bodens nicht ohne Einfluß auf Bauten bleibt, die sich in den Straßenzügen befinden, in denen die Autobusse verkehren. . . . Nun hatte sich die Bezirksvertretung Leopoldstadt vorgestern mit einem Antrage zu befassen, dessen Veranlassung beweist, daß unsere Forderung, es müsse bei der bevorstehenden Automobilisierung des Stellwagenverkehres vor allem das Gewicht der Wagen in Berücksichtigung gezogen werden, vollkommen berechtigt ist. Es haben sich nämlich mehrere Hausbesitzer der Praterstraße wiederholt beschwert, daß durch den Verkehr der ungemein schweren Autobustypen die Erschütterung der Häuser derart heftig sei, daß sich dadurch die Verzierungen an den Häusern lockern und leicht ein Unglück herbeiführen können. Um dieser Gefahr zu begegnen, soll die Praterstraße asphaltiert werden. — Außer der Bezirksvertretung Leopoldstadt haben sich ja auch schon andere Gemeindefunktionäre mit dieser Frage beschäftigen müssen, und man sieht, daß es gut sein wird, wenn bei der kommenden Automobilisierung die leichten Typen bevorzugt werden. . . .

Man hat keine Ahnung, von welchen Gefahren man stündlich bedroht ist. Wie leicht können sich die Ornamente lockern, wenn man gerade vorübergeht, und das Unglück ist geschehen. Ehedem war von den Ziegelsteinen das Ärgste zu befürchten, wiewohl sie viel fester saßen als die Ornamente. Aber wenn ein Ziegelstein an einem Kopf kaput geht, so ist das weiter kein Malheur, während durch die Vernichtung eines Ornaments unabsehbares Unglück herbeigeführt werden kann. Die schweren Autobusse sind eine Gefahr für die Gebäude, an denen die Menschen vorbeigehen. Gewiß wird vielfach nicht nur an die Erhaltung der Ornamente, sondern auch an die Sicherheit der Passanten gedacht, wenn man den heutigen Zustand unhaltbar findet. Ein frivoler Mensch würde sogar den Vorschlag machen, die Ornamente abzuschaffen und Gott zu danken, daß die Autobusse uns die Trennung erleichtern, und diese Trennung lieber freiwillig vorzunehmen als sie von der Erschütterung durch die Autobusse herbeiführen zu lassen. Ja, man könnte geradezu sagen, die Gefahren der Technik seien ein wahres Glück und die Erfindung der Autobusse sei ein Fingerzeig der Vorsehung, der die Abschaffung der Ornamente dringend empfiehlt: die technische Entwicklung bringe doch die eine geistige Entschädigung mit sich, daß sie den Schnickschnack gefährdet! In dieser großstädtischen Zeit aber findet sich keine Bezirksvertretung, die den Konflikt zwischen der Technik und der Ästhetik zugunsten der ersten entscheidet. Denn jede hat ein Gemüt für die Ornamente und schafft lieber die Autobusse ab, die soviel brum brum machen, daß die Ornamente nicht schlafen können, sondern erschrecken und, bumstinazi, unten liegen. Ein frivoler Mensch würde den Vorschlag machen, durch sämtliche Straßen Wiens in derselben Stunde Autobusse zu jagen, auf daß dem Unfug ein jähes Ende bereitet werde, auf die Gefahr hin, daß ein paar Schock Verfasser von Zuschriften über »die Berge, die Eltern und die Gefahren« unter Ornamenten begraben würden und noch etliche andere unnütze oder verkehrshinderliche Existenzen dazu, und in der Hoffnung, daß die Erfinder der Ornamente selber darunter wären, wobei jeder jeweils den Vorzug hätte, seine eigene Pletschen auf sein eigenes Dach zu bekommen. Als der Erbauer des Michaelerhauses, dieser leibhaftige Autobus, der mit der Schönheit tabula rasa macht, von den Bezirks-

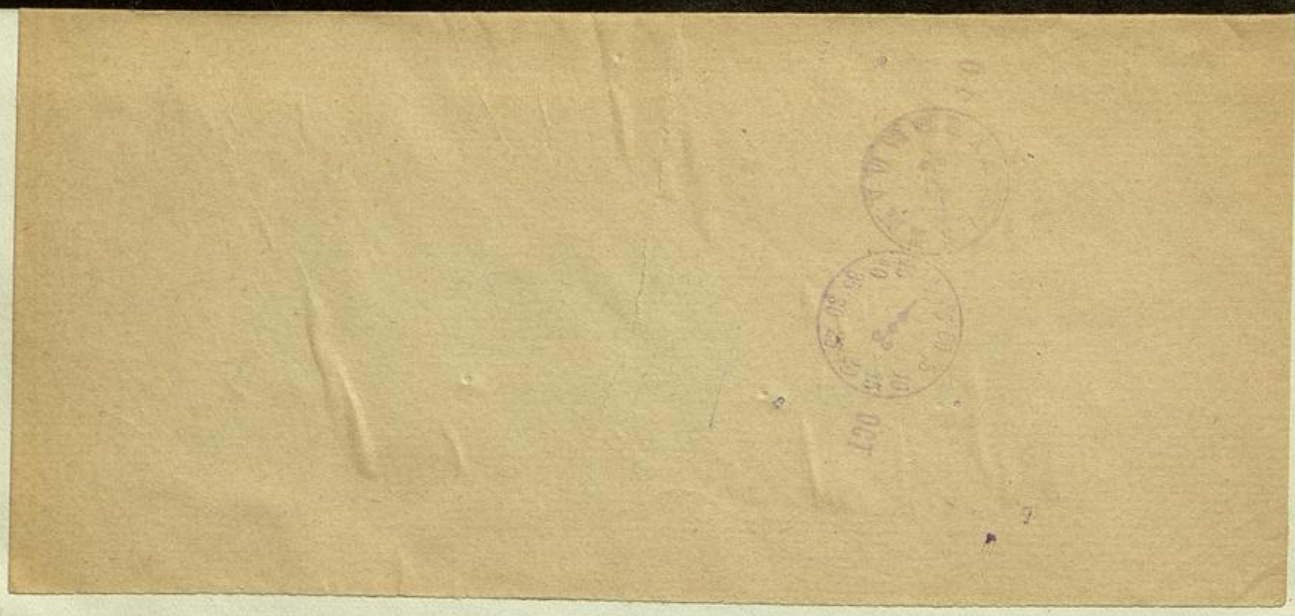
der mit der Schönheit tabula rasa macht, von den Bezirksvertretern gemartert wurde, hätte er ihnen einfach einen Lohengrin und eine Leda mit je einem Schwan hinpappen sollen, damit die Seele eine Ruh hat, und dann einen tüchtigen Akkumulator arbeiten lassen sollen, um darzutun, daß die mythologischen Persönlichkeiten mit Pferdekräften doch noch schneller fortkommen. Ich wohnte einmal in einem Hause auf der Dominikanerbastei, da betete ich täglich, es möge endlich ein Autobus durchrasen, mich würde er nicht stören, denn ich wohnte in einem Zimmer mit Aussicht auf eine herrliche Feuermauer, auf die nichts gemalt war, so daß der Teufel noch Platz hatte, aber die Aeskulapschlangen, Gorgonenhäupter und sonstigen Utensilien, die auf der Fassade aufgeklebt waren, stierten mirs. Es war schwer, nachhause zu gehen. Zumal wegen der immer auftauchenden Sorge, was der Herr Wassertrilling, der das Haus erbaut hatte, nur mit der Mythologie habe. Eines Tages, ich saß geborgen vor meiner Feuerwand, — riß es an der Klingel. Ich glaubte, es sei ein Leser, der mir einen Übelstand mitteilen wolle, es war aber ein

Mann, der ganz echauffiert mir zurief: »Schaun S' zum Fenster außi!« Ich erwiderte, daß es in meinem Hof Gottseidank nichts zu sehen gebe, worauf er unwillig versetzte: »Was, Sie wohnen gar nicht auf die Straßen?« Ich: »Nein, was ist denn geschehen?« Er: »Die Parteien, die was auf die Straßen wohnen, sollen außischaun!« »Ja, warum denn?« »'s Haus wird doch photographiert!« Ich warf die Tür mit einem so heftigen Wurf zu, daß ich einen Augenblick hoffte, die Aeskulapschlangen hätten sich von innen gelockert, das Haus werde nun kein freundliches Gesicht mehr machen und der Photograph erklären, unter solchen Umständen könne er nicht weiter arbeiten. Ich erfuhr aber, daß nichts passiert war, und ich ersah, daß es Menschen gibt, die sich zum Fenster hinausbeugen, wenn solch ein Haus photographiert wird, und die den Ehrgeiz haben, anstatt ihren Ursprung zu verleugnen, auf solche Platte zu kommen. Und kein Autobus fuhr durch. Das Haus, wiewohl ein neues Haus, steht noch heute, es ist eine Sehenswürdigkeit und vom Franz Josefskai leicht zu erreichen. Das Publikum, welches sich dort tummelt und das sicheres Gefühl hat, daß dieses Haus das schönste auf der ~~alten~~ Dominikanerbastei ist, geht gern Samstag abends ins Café Imperial, des Staunens voll über die Pracht, die dort zu schauen ist. Als ~~dieses liebe alte~~ Café von einem jungen Meister erneuert werden sollte und man lange nichts sah, da sah man zwar noch nicht die Klaue des Löwen, aber ein Löwenkopf hing doch schon an der Fassade und hielt einen Ring im Maul. Er hat einen Zweck, dachte ich mir. Er wird der künftigen Beleuchtung dienen. Geduld, dachte ich, zum Beleuchten einer finstern Gegend gehört vor allem ein Löwenkopf. Den hat man und dann wird man sich schon durchretten. Vom Bauernschreck hat man auch nicht mehr und er erfüllt doch seinen Zweck. Genug, der Löwenkopf war da und er blieb durch Monate, als alles noch im Finstern lag. Schon aber kamen die entzückten Besucher aus der Leopoldstadt, wo sie für die Ornamente zittern, die vor den Autobussen zittern, und bewunderten den Löwenkopf. Ein Dorfschulbub wird bekanntlich gefragt, wie man eine Planke mache. Er weiß Bescheid, und wenn das Gestell so weit sei, schreibe er noch schnell Lekmimoasch drauf und die Planke sei fertig. Die Besucher des Café Imperial aber waren schon zufrieden, weil es drauf stand, noch ehe das Gestell so weit war. Die Planke ist auch heute mehr schön als brauchbar, aber die Börseaner haben einen so ausgeprägten Schönheitssinn, daß ihnen Löwenköpfe, Gottheiten oder Spargelbünde, die Licht geben, weiß Gott lieber sind, als eine Sitzgelegenheit. Den Schmutz der Gasse haben sie zuhause, und selbst der ist von Hoffmann. Je schöner aber die Welt wird, desto mehr Börseaner ziehen in sie ein und bewundern die Arabesken. Es ist keine kleine Angelegenheit, daß einem der letzte Lebenswinkel austapeziert wird und die Verschönerung der Wände die Verschlechterung der Betrachter zur Folge hat. Die Welt der Autobusse ist nicht die, die man mit der Seele sucht. Aber man muß in ihr leben, um eine bessere zu finden, und eine schlechtere wird einem so zur Qual, daß man wünscht, ein Autobus möge nicht nur an einem renovierten Kaffeehaus vorbei, sondern auch durch seine Pracht hindurchfegen und alle Ornamente, die dort an den Wänden sitzen, und alle Bärte, die dort an den Ohren kleben, glatt mitnehmen. Denn allerorten drängen sich jetzt die Löwenköpfe, die Wände haben Ohren und es tauchen Menschen auf, die den Bauch wie einen Erker tragen und die Nase wie einen Risalit, und deren Hängebart sich im nächsten Augenblick, wenn die Arbeiten weiter fortgeschritten sind, als Beleuchtungskörper oder als Briefbeschwerer oder als Bettvorleger entpuppen kann. Es muß etwas zu bedeuten haben, denn das Ding an sich kann es unmöglich sein. Wer wird denn mit so etwas im Gesicht herumgehen und es noch offerieren, wenn nicht was dahinter wäre? Aber man wartet vergebens, es wird nichts draus. Nun, praktisch ist so ein Volibart nicht, »aber schen is«, sagt meine Bedienerin in solchen Fällen. Da ist ein Sprachlehrer, dessen Bild herumgetragen wird, Dienstmänner haben es auf dem Rücken, wo man jetzt hinkommt, sieht man diese Arabeske, selbst auf Zündsteinen, die sonst nur der Unterstützung des gefährdeten Deutschtums in der Ostmark dienen, taucht sie auf. Schön und stattlich, das ist der Eindruck. Man sieht es gern. Aber ein rasiertes Gesicht hat auch seine Vorzüge, man kommt auf der Straße schneller vorbei, und wenn ich französischen Unterricht zu nehmen hätte, wegen des [illegible]

kennen hatte, wegen des Fortkommens, würde ich geradezu darauf bestehen. Der Friseur am Lido, ein Idealist, der zwischen den Kapannen umherirrt und dessen Lebenslüge darin besteht, daß man nur von »manicure, pedicure!« leben könne, verlangte drei Kronen für das

Rasieren. Ich bot ihm dreihundert für den Bart des Bahr, der mir schon lange im Wege ist. Weiß der liebe Gott, ich mag solche Barben nicht! Man verstehe mich recht. Der Löwe ist ein Löwe, er hat nicht nur einen Löwenkopf, sondern auch ein Löwenherz und man bleibt nicht stehen und sagt: Gut frisiert, Löwe! Ich weiß, wo die Manneszier den Mann beweist, und ich möchte um keinen Preis mir Tolstoi, Lear oder den Moses des Michelangelo rasiert wünschen. Aber wenn ein Wels aus Linz in der Adria vorkommt und sich in diesem Zustand gar photographieren läßt, sind physiognomische Beschwerden erlaubt. So möchte ich beim Barte des Propheten schwören, daß der des Bahr keine organische Notwendigkeit ist, sondern ein nur feuilletonistischer Behelf, ein Adjektiv, eine Phrase. Es muß nicht sein. Oder vielmehr: es muß sein, denn schon der gestutzte Schnurrbart verrät, wie dieses Gesicht aussähe, wenn es nicht phrasiert, sondern rasiert wäre. Die Augen sind gut, sie leuchten wie Rubine, aber man trägt nicht Rubine in einer Kartoffel. Ich möchte behaupten: Gerade jene Gesichter, die des Vollbartes nicht wert sind, brauchen ihn. Es ist ein Dilemma. Köpfe gibt es, die dem Friseur nicht mit der Kundschaft weitergehen können, weil sie vom Raseur entlarvt würden. Der Historiker Friedjung hat einen Voll- und Ganzbart; man stelle sich vor, er hätte ihn nicht. Der Dichter Beer-Hofmann muß wie ein Hohepriester aussehen; sonst wär's gefehlt, denn er sähe

am Lido wie der Dichter Beer-Hofmann aus. Der Denker Bahr muß wie der liebe Gott aussehen; man stelle sich vor, wie er sonst aussehen würde. Und die Ähnlichkeit ist so zwingend, daß man sich, wenn man nur einmal am Lido geweilt hat, den lieben Gott künftig als Kapannenbewohner vorstellt, der binnen einer Stunde in vier verschiedenen Bademänteln an den Gläubigen vorüberwallt, in einem roten, in einem braunen, in einem blauen und in einem schwarzweißen, welcher der schönste ist, immer wechselnd, zieht an, zieht aus, zieht an, zieht aus, als ob der liebe Gott der Rothschild selber wäre. Ich habe Wunder über Wunder in diesem Sommer geschaut. Richard Wagner liebte Sammt und Seide. Aber er brauchte nur zum Schreiben, was die Wiener Meister zum Baden brauchen. Und Schiller hat die faulen Äpfel nicht gegessen. Wunder über Wunder habe ich gesehn an jenem Strand. Quallen, die im Kaffeehaus arg darniederliegen, aber hier zu leuchten begannen, wenn jenes Gottes Sonne sie beschien, und alle Farben spielten, wenn ich in die Nähe kam. Tintenfische trugen Rezensionsexemplare in die Kapanne Nr. 20, liebe Schnecken, die im Winter plaudern, wanden sich vor mir, wenns niemand sah, aber die ganze Fauna stand habtacht, wenn ihrer aller S. Fischer auftauchte. Der Bartsch fehlte mir in dem Aquarium. Aber wenn es Menschen waren, waren es Hohepriester. Nichts als Hohepriester sah ich, die nach dem Wetter auslugten und nach den Tantièmen. Sie wandelten nicht nur, sie badeten gern, denn wo sie hintraten, war das Meer seicht. Meine Anwesenheit störte sie nicht in den Geschäften, wenngleich sie unruhiger waren, als es Hohepriestern ansteht. Die Sonne war verhängt von farbigen Draperien und sie selbst schienen dahinter Schutz zu suchen. Aber solche Mimikry, dachte ich, macht nicht unkenntlich und schützt nicht vor Verfolgung, sondern im Gegenteil. Ich bin noch nüchtern genug, einen Hohepriester von einem Librettisten unterscheiden zu können. Ich trau mir's zu. Ich weiß schon, wer die sind. Ihre Hülle verrät sie und über ihre Krücke straucheln sie. So leben sie. Wenn sie sterben, werden sie einem Hervorruf Folge leisten. Daß sie fünfzig Jahre alt werden, glaubt man ihnen zur Not, den Tod nicht, und nicht einmal wenn sie ihn erleben sollten, statt ihn bei S. Fischer erscheinen zu lassen. Es sind die Künstler, von denen, so wie sie da in ihrer Formen Fülle schreiten, das ›Künstler-Beinfleisch‹ kommt, das jetzt in einem neuwienerischen Beisl angepriesen wird, und es ist jene Bohème, die das beliebte ›Bohème-Gullasch‹ liefert. Der Bürger hat Geschmack, die Kunst schmeckt schon fast so gut wie Beinfleisch, und seitdem Gedichte vomiert werden, ist das Essen ein Gedicht. Die Landschaft ist malerisch, die Maler sind malerisch, alles ist malerisch bis auf das Malen. ~~Jetzt wohne ich~~ in einem Hause, das ~~eine Symphonie~~ ist. ~~Es hat~~ Bäuche und Nasen und hat es ~~schon~~ keine Aeskulapschlangen, die immer ein apartes Tragen sind, so meint es doch alles, was es sagt, ~~anders~~ ~~bänlich~~ allegorisch. Wie reich ist die Welt und wie überbietet sie das Maß der Schöpfung! Wo das Auge sich umtut, findet es Schönheit. Nur in den Seelen macht die Technik Fortschritte. Kein Wort lebt, keine Farbe — denn alles ist sowieso laut und bunt. Künstler heißen die, die man sofort erkennt, und die noch wenn sie nackt sind, auffallend gekleidet gehen. Jede Gebärde eine Arabeske, jeder Atemzug instrumentiert, jeder Bart eine Redensart. Das alles ist notwendig, weil sonst in den ~~leeren~~ Fensterhöhlen das Grauen wohnen würde: mich täuscht die Fassade nicht. Ich weiß, wie viel Kunst dem Leben und Leben der Kunst abgezapft werden mußte, um dies Kinderspiel zwischen Kunst und Leben zu ermöglichen. Löwenköpfe und die Herzen von Katzen! Der Autobus ist kein Ziel, aber eine Rettung. Ich kann tabula rasa machen. Ich fege die Straßen, ich lockere die Bärte, ich rasiere die Ornamente!



Rasieren. Ich bot ihm dreihundert für den Bart des Bahr, der mir schon lange im Wege ist. Weiß der liebe Gott, ich mag solche Barben nicht! Man verstehe mich recht. Der Löwe ist ein Löwe, er hat nicht nur einen Löwenkopf, sondern auch ein Löwenherz, und man bleibt nicht stehen und sagt: Gut frisiert, Löwe! Ich weiß, wo die Manneszier den Mann beweist, und ich möchte um keinen Preis mir Tolstoi, Lear oder den Moses des Michelangelo rasiert wünschen. Aber wenn ein Wels aus Linz in der Adria vorkommt und sich in diesem Zustand gar photographieren läßt, sind physiognomische Beschwerden erlaubt. So möchte ich beim Barte des Propheten schwören, daß der des Bahr keine organische Notwendigkeit ist, sondern nur ein feuilletonistischer Behelf, ein Adjektiv, eine Phrase. Es muß nicht sein. Oder vielmehr: es muß sein, denn schon der gestutzte Schnurrbart verrät, wie dieses Gesicht aussähe, wenn es nicht phrasiert, sondern rasiert wäre. Die Augen sind gut, sie leuchten wie Rubine, aber man trägt nicht Rubine in einer Kartoffel. Ich möchte behaupten: Gerade jene Gesichter, die des Vollbartes nicht wert sind, brauchen ihn. Es ist ein Dilemma. Köpfe gibt es, die dem Friseur nicht mit der Kundschaft weitergehen können, weil sie vom Raseur entlarvt würden. Der Historiker Friedjung hat einen Voll- und Ganzbart; man stelle sich vor, er hätte ihn nicht. Der Dichter Beer-Hofmann muß wie ein Hohepriester aussehen; sonst wär's gefehlt, denn er sähe am Ende wie der Dichter Beer-Hofmann aus. Der Denker Bahr muß wie der liebe Gott aussehen; man stelle sich vor, wie er sonst aussehen würde. Und die Ähnlichkeit ist so zwingend, daß man sich, wenn man nur einmal am Lido geweilt hat, den lieben Gott künftig als Kapannenbewohner vorstellt, der binnen einer Stunde in vier verschiedenen Bademänteln an den Gläubigen vorüberwallt, in einem roten, in einem braunen, in einem blauen und in einem schwarzweißen, welcher der schönste ist, immer wechselnd, zieht an, zieht aus, zieht an, zieht aus, als ob der liebe Gott der Rothschild selber wäre. Ich habe Wunder über Wunder in diesem Sommer geschaut. Richard Wagner liebte Sammt und Seide. Aber er brauchte nur zum Schreiben, was die Wiener Meister zum Baden brauchen. Und Schiller hat die faulen Äpfel nicht gegessen. Wunder über Wunder habe ich gesehn an jenem Strand. Quallen, die im Kaffeehaus arg darniederliegen, aber hier zu leuchten begannen, wenn jenes Gottes Sonne sie beschien, und alle Farben spielten, wenn ich in die Nähe kam. Tintenfische trugen Rezensionsexemplare in die Kapanne Nr. 20, liebe Schnecken, die im Winter plaudern, wanden sich vor mir, wenns niemand sah, aber die ganze Fauna stand habtacht, wenn ihrer aller S. Fischer auftauchte. Der Bartsch fehlte mir in dem Aquarium. Aber wenn es Menschen waren, waren es Hohepriester. Nichts als Hohepriester sah ich, die nach dem Wetter auslugten und nach den Tantièmen. Sie wandelten nicht nur, sie badeten gern, denn wo sie hintraten, war das Meer seicht,

Meine Anwesenheit störte sie nicht in den Geschäften, wenngleich sie unruhiger waren, als es Hohepriestern ansteht. Die Sonne war verhängt von farbigen Draperien und sie selbst schienen dahinter Schutz zu suchen. Aber solche Mimikry, dachte ich, macht nicht unkenntlich und schützt nicht vor Verfolgung, sondern im Gegenteil. Ich bin noch nüchtern genug, einen Hohepriester von einem Librettisten unterscheiden zu können. Ich trau mir's zu. Ich weiß schon, wer die sind. Ihre Hülle verrät sie und über ihre Krücke straucheln sie. So leben sie. Wenn sie sterben, werden sie einem Hervorruf Folge leisten. Daß sie fünfzig Jahre alt werden, glaubt man ihnen zur Not, den Tod nicht, und nicht einmal wenn sie ihn erleben sollten, statt ihn bei S. Fischer erscheinen zu lassen. Es sind die Künstler, von denen, so wie sie da in ihrer Formen Fülle schreiten, das ›Künstler-Beinfleisch‹ kommt, das jetzt in einem neuwienerischen Beisl angepriesen wird, und es ist jene Bohème, die das beliebte ›Bohème-Gullasch‹ liefert. Der Bürger hat Geschmack, die Kunst schmeckt schon fast so gut wie Beinfleisch, und seitdem Gedichte vomiert werden, ist das Essen ein Gedicht. Die Landschaft ist malerisch, die Maler sind malerisch, alles ist malerisch bis auf das Malen. Alles ist wie wenn; es ist, wie wenn es wäre. Du liebe Zeit, verlange ich einen Scheiterhaufen, bringt man mir eine Mehlspeise. Wie gut wirs haben, sehen wir die Schönheit aller Formen so dem Zweck gepaart! Ich lebe fern den Dominikanern und wohne jetzt in einem Hause, das ein Scheiterhaufen mit Schlagobers ist, der ein Gedicht ist. Nein, eine Symphonie von Bäuchen und Nasen, und hat es gleich keine Aeskulapschlangen, die immer ein apartes Tragen sind, so meint es doch alles, was es sagt, anders und sagt es allegorisch. Wie reich ist die Welt und wie überbietet sie das Maß der Schöpfung! Wo das Auge sich umtut, findet es Schönheit. Nur in den Seelen macht die Technik Fortschritte. Der Mensch ist außer sich geraten. Kein Wort lebt, keine Farbe — denn alles ist sowieso laut und bunt. Künstler heißen die, die man sofort erkennt, und die noch wenn sie nackt sind, auffallend gekleidet gehen. Jede Gebärde eine Arabeske, jeder Atemzug instrumentiert, jeder Bart eine Redensart. Das alles ist notwendig, weil sonst in den öden Fensterhöhlen das Grauen wohnen würde: mich täuscht die Fassade nicht! Ich weiß, wie viel Kunst dem Leben und Leben der Kunst abgezapft werden mußte, um dies Kinderspiel zwischen Kunst und Leben zu ermöglichen. Löwenköpfe und die Herzen von Katzen! Der Autobus ist kein Ziel, aber eine Rettung. Ich kann tabula rasa machen. Ich fege die Straßen, ich lockere die Bärte, ich rasiere die Ornamente!

Was ist uns Arad?

Aus Bukarest wird gemeldet: Dem hiesigen italienischen Gesandten ist auf seiner Reise durch Ungarn ein höchst unliebsames Abenteuer passiert; er hatte in Arad die Abfahrt seines Zuges versäumt und mußte dort übernachten; kaum hatte er sich zur Ruhe begeben, als ein Herr in sein Zimmer trat, sich als Redakteur vorstellte und um ein Interview bat; der Gesandte wies dem Manne die Tür. Bald darauf erschienen zwei Herren, die sich als Sekundanten des Journalisten legitimierten, und schließlich mußte der Gesandte eine Ehrenerklärung geben, worauf er noch in der Nacht mittels Automobil eiligst Arad verließ.

Eher läßt sich ein Interview erfinden, als das. Was immer man heute erfinden möchte, hat das Pech, outriert auszusehen, und wird im nächsten Augenblick durch eine ~~Nachricht~~ ausgestochen. Ich würde mich nicht getrauen, mir vorzustellen, daß ein Hausierer, der mir öfter, wenn ich schon gar keinen Hosenträger kaufen will, a Stückele Englischpflaster anbietet und von mir dennoch abgewiesen wird, mir seine Sekundanten sendet. Ich würde nicht wagen, zu behaupten, daß man in den Abruzzen bei Verweigerung einer Geldleistung auf einen Ehrenhandel gefaßt sein könne. Es kann geschehen, es kann alles geschehen. Es ist möglich, daß ein Gesandter, der im Bett liegt, von einem Schmock gezwickt wird. Es ist aber auch möglich, daß eine Wanze nachher ~~ihm~~ Sekundanten sendet. Alles ist möglich. Es ist möglich, daß das Ehrgefühl größer ist als die Zudringlichkeit. Daß einer, der sich in meinem Zimmer unanständig benimmt, sich beleidigt fühlt, wenn ichs nicht leiden will. Es ist die Konsequenz einer aus den Fugen geratenen Welt, daß nichts unmöglich ist. Das Ding, das sich Staat nennt und dazu berufen ist, uns vor den Unmöglichkeiten zu schützen, muß froh sein, wenn es im Chaos überhaupt noch auffindbar ist. Wer nicht Druckerschwärze zur Verfügung hat, ist verloren. Da aber allerorten nur die schlechtrassigsten Individuen auf die schamlose Idee verfallen, sich dieses billigsten Machtmittels zu bedienen, so sind die besseren Menschen rettungslos verloren. Ein Gesandter muß nachts vor einem Arader Journalisten im Automobil entfliehen, weil er die Unvorsichtigkeit hatte, ihn, aber nicht die Geistesgegenwart, auch seine Sekundanten hinauszuwerfen. Kein Hotelhausknecht, keine Regierung vermag einzugreifen. Ehedem fraß die Kanaille nur das Fleisch der Schauspielerinnen. Jetzt müssen ihr auch die Gesandten nachts zu willen sein. Was in Arad geschah, zeigt, was in Wien möglich wäre. Die Wiener Presse bringt die Nachricht unter dem Titel: »Wie man in Arad interviewt.« ~~Dieser~~ Der Titel ist ~~eine Frechheit~~. Denn Wien unterscheidet sich von Arad ~~nur~~ dadurch, daß die hiesigen Hoteleinbrecher aus Furcht vor einem Duell sich damit begnügen würden, den italienischen Gesandten im ~~Abend~~blatt zu überfallen. In Ungarn zieht sich die Zudringlichkeit in die gesellschaftliche Form zurück, in Österreich retiriert sie in die Erpressung und ballt gegen einen widerspänstigen Diplomaten die Druckerschwärze, die er verschmäht hat, zum Klumpen. Es leben o-beinige Leute, in deren schlecht gewaschener Hand die Entscheidung über Krieg und Frieden ruht, und ein Geschickter wird mit zehn Gesandten fertig. Was vermag Arad! Erst wenn Arad nach Wien kommt, zeigt es, daß sein Talent noch größer ist als sein Ehrgefühl.

Was ist uns Arad!

›Aus Bukarest wird gemeldet: Dem hiesigen italienischen Gesandten ist auf seiner Reise durch Ungarn ein höchst unliebsames Abenteuer passiert; er hatte in Arad die Abfahrt seines Zuges versäumt und mußte dort übernachten; kaum hatte er sich zur Ruhe begeben, als ein Herr in sein Zimmer trat, sich als Redakteur vorstellte und um ein Interview bat; der Gesandte wies dem Manne die Tür. Bald darauf erschienen zwei Herren, die sich als Sekundanten des Journalisten legitimierten, und schließlich mußte der Gesandte eine Ehrenerklärung geben, worauf er noch in der Nacht mittels Automobil eiligst Arad verließ.‹

Eher läßt sich ein Interview erfinden, als das. Was immer man heute erfinden möchte, hat das Pech, outriert auszusehen, und wird im nächsten Augenblick durch eine ~~Tatsache~~ ausgestochen. Ich würde mich nicht getrauen, mir vorzustellen, daß ein Hausierer, der mir öfter, wenn ich ~~schon gar~~ keinen Hosenträger kaufen will, a Stückele Englischpflaster anbietet und von mir dennoch abgewiesen wird, mir seine Sekundanten sendet. Ich würde nicht wagen, zu behaupten, daß man in den Abruzzen bei Verweigerung einer Geldleistung auf einen Ehrenhandel gefaßt sein könne. Es kann geschehen, es kann alles geschehen. Es ist möglich, daß ein Gesandter, der im Bett liegt, von ~~einem~~ Schmock gezwickt wird. Es ist aber auch möglich, daß eine Wanze nachher ihm Sekundanten sendet. Alles ist möglich. Es ist möglich, daß das Ehrgefühl größer ist als die Zudringlichkeit. Daß einer, der sich in meinem Zimmer unanständig benimmt, sich beleidigt fühlt, wenn ichs nicht leiden will, Es ist die Konsequenz einer aus den Fugen geratenen Welt, daß in ihr nichts unmöglich ist. Das Ding, das sich Staat nennt und dazu berufen ist, uns vor den Unmöglichkeiten zu schützen, muß froh sein, wenn es im Chaos überhaupt noch auffindbar ist. Wer nicht Druckerschwärze zur Verfügung hat, ist verloren. Da aber allerorten nur die schlechtrassigsten Individuen auf die schamlose Idee verfallen, sich dieses billigsten Machtmittels zu bedienen, so sind die besseren Menschen rettungslos verloren. Ein Gesandter muß nachts vor einem Arader Journalisten im Automobil entfliehen, weil er die Unvorsichtigkeit hatte, ihn, aber nicht die Geistesgegenwart, auch seine Sekundanten hinauszuwerfen. Kein Hotelhausknecht, keine Regierung vermag da einzugreifen. Ehedem fraß die Kanaille nur das Fleisch der Schauspielerinnen. Jetzt müssen ihr auch die Gesandten nachts zu willen sein. In Arad war nur die Urpremiere. Was in Arad geschah, zeigt, was in Wien möglich ~~wäre~~, Die Wiener Presse bringt die Nachricht unter dem Titel: ›Wie man in Arad interviewt.‹ Der Titel ist ~~eine Frechheit~~ Denn Wien unterscheidet sich von Arad höchstens dadurch, daß die hiesigen Hoteleinbrecher aus Furcht vor einem Duell sich damit begnügen würden, den italienischen Gesandten erst im Morgenblatt zu überfallen und daß er sich schließlich interviewen ließe. In Ungarn zieht sich die Zudringlichkeit in die gesellschaftliche Form zurück, in Österreich retiriert sie in die Erpressung und ballt gegen einen widerspänstigen Diplomaten die Druckerschwärze, die er verschmäht hat, zum Klumpen. Wahrlich ich sage euch, es leben o-beinige Leute, in deren ~~schlecht~~ gewaschener Hand die Entscheidung über Krieg und Frieden ruht, und ein Geschickter wird mit zehn Gesandten fertig. Was vermag Arad! Erst wenn Arad nach Wien kommt, zeigt es, daß sein Talent noch größer ist als sein Ehrgefühl.

Was ist uns Arad!

»Aus Bukarest wird gemeldet: Dem hiesigen italienischen Gesandten ist auf seiner Reise durch Ungarn ein höchst unliebsames Abenteuer passiert; er hatte in Arad die Abfahrt seines Zuges versäumt und mußte dort übernachten; kaum hatte er sich zur Ruhe begeben, als ein Herr in sein Zimmer trat, sich als Redakteur vorstellte und um ein Interview bat; der Gesandte wies dem Manne die Tür. Bald darauf erschienen zwei Herren, die sich als Sekundanten des Journalisten legitimierten, und schließlich mußte der Gesandte eine Ehrenerklärung geben, worauf er noch in der Nacht mittels Automobil eiligst Arad verließ.«

Eher läßt sich ein Interview erfinden, als das. Was immer man heute erfinden möchte, hat das Pech, outriert auszusehen, und wird im nächsten Augenblick durch eine Wahrheit ausgestochen. Ich würde mich nicht getrauen, mir vorzustellen, daß ein Hausierer, der mir öfter, wenn ich keinen Hosenträger kaufen will, aber schon gar keinen, ein Stückele Englischpflaster anbietet und von mir dennoch abgewiesen wird, daß dieser Hausierer mir seine Sekundanten sendet. Ich würde nicht wagen, zu behaupten, daß man in den Abruzzen bei Verweigerung einer Geldleistung auf einen Ehrenhandel gefaßt sein könne. Es kann geschehen, es kann alles geschehen. Es ist möglich, daß ein Gesandter, der im Bett liegt, von einem Schmock gezwickt wird. Es ist aber auch möglich, daß eine Wanze nachher ihm Sekundanten sendet. Alles ist möglich. Es ist möglich, daß das Ehrgefühl größer ist als die Zudringlichkeit. Daß einer, der sich in meinem Zimmer unanständig benimmt, sich beleidigt fühlt, wenn ichs nicht leiden will — ist möglich. Es ist die Konsequenz einer aus den Fugen geratenen Welt, daß in ihr nichts unmöglich ist. Das Ding, das sich Staat nennt und das dazu berufen ist, uns vor den Unmöglichkeiten zu schützen, muß froh sein, wenn es im Chaos überhaupt noch auffindbar ist. Wer nicht Druckerschwärze zur Verfügung hat, ist verloren. Da aber allerorten nur die schlechtrassigsten Individuen auf die schamlose Idee verfallen, sich dieses billigsten Machtmittels zu bedienen, so sind die besseren Menschen rettungslos verloren. Ein Gesandter muß nachts vor einem Arader Journalisten im Automobil entfliehen, weil er die Unvorsichtigkeit hatte, ihn, aber nicht die Geistesgegenwart, auch seine Sekundanten hinauszuwerfen. Ehedem fraß die Kanaille nur das Fleisch der Schauspielerinnen. Jetzt müssen ihr auch die Gesandten nachts zu willen sein. In Arad war nur die Urpremiere. Was in Arad geschah, zeigt, was in Wien möglich wäre. Die Wiener Presse bringt die Nachricht unter dem Titel: »Wie man in Arad interviewt.« Der Titel ist Heuchelei. Denn Wien unterscheidet sich von Arad höchstens dadurch, daß die hiesigen Hoteleinbrecher aus Furcht vor einem Duell sich damit begnügen würden, den italienischen Gesandten erst im Morgenblatt zu überfallen, und daß er sich schließlich doch interviewen ließe. In Ungarn zieht sich die Zudringlichkeit in die gesellschaftliche Form zurück, in Österreich retiriert sie in die Erpressung und ballt gegen einen widerspänstigen Diplomaten die Druckerschwärze, die er verschmäht hat, zum Klumpen. Wahrlich ich sage euch, es leben o-beinige Leute, in deren ungewaschener Hand die Entscheidung über Krieg und Frieden ruht, und ein Geschickter wird mit zehn Gesandten fertig. Was vermag Arad! Erst wenn Arad nach Wien kommt, zeigt es, daß sein Talent noch größer ist als sein Ehrgefühl.

Ein mysteriöser Fund auf dem Marchfeld

war der balkendicke Titel einer Textseite, die die folgenden ›Köpfe‹ enthielt:

Die Untersuchung. — Beunruhigung in der ländlichen Bevölkerung. — Eine Gerichtskommission aus Wien. — Der Fall bleibt mysteriös. — Der Lokalaugenschein. — Der Tote muß aus einer kolossalen Höhe herabgefallen sein. — Die Recherchen erfolglos. — Eine Unterredung mit Detektiv B. — Meister Illner wird Detektiv B. unterstützen. — Der Hangar des mysteriösen Luftschiffes an der ungarischen Grenze. — Ein Geständnis der Schuldigen? Etc.

Da diese Textseite, die mit Telegrammen bespickt war, dem um sechs Uhr abends erscheinenden Klosettpapier des Auswärtigen Amtes zugehörte, und gleich hinter dem Holoderoh des annonzierten Wiener Nachtlebens stand, dort, wo sonst der politische Leitartikel steht, so mußte jeder Leser glauben, es handle sich um eine ungeheure Tatsache, der ein auf Neuigkeiten dressiertes Blatt eben den besten Platz einräumt. Zum Schluß der Seite stand ein Nachtrag, wie er sonst eine Telegramm-Serie abschließt:

Wie wir aus verläßlicher Quelle erfahren, hat das Geständnis der Frau Weyrer zu einem überraschenden Resultat geführt. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die oben geschilderten Vorgänge die Handlung eines Films sind, der von dem Wiener Schriftsteller Ernst Klein verfaßt wurde und von morgen an im Graben-Kino . . . .

Die obenstehende Nachricht erregt in Wien Sensation und bildet heute allgemein Gesprächsstoff.

Im Innern des Blattes wird dann noch versichert, daß sich das neue Unternehmen ›mit dem Wiener Autorenfilm ‚Das Geheimnis der Lüfte' von Ernst Klein in bester Weise eingeführt‹ habe. Die Überraschungen eines Kinodramas, in welchem ein gefeierter Autor, dessen Stärke der Jargon ist, bloß auf die Mimik angewiesen bleibt, um den Unterschied zwischen Heraus und Herein oder vielmehr Herauf und Herunter zu verdeutlichen, diese Sensation in allen Ehren. Vor einer Berufsgenossenschaft, die über die Störung ernster Männer durch Mystifikationen klagt, und selbst den Glauben an die Heiligkeit des Nachrichtendienstes dem Meistbietenden preisgibt, alle Achtung. Aber alles schuldige Mitleid dem Staatsanwalt, der gegen solche Sorte selbst dann nicht aufzumucken wagt, wenn ihre Gewinnsucht sie zur verbrecherischen Irreführung des Publikums treibt. Wie sagt doch Klein? Es ist vielleicht vom Standpunkt eines ernstzunehmenden Staats nicht alles so, wie es sein soll, aber wir sind nun einmal daran gewöhnt, und wenn es bisher gut gegangen ist, warum soll es nicht weiter gut gehen? [...] Wir in Wien sind alle mitsammen keine großen Freunde vom Modernen.

Die Phrase beißt sich in den Schwanz

Die sich häufenden Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und kompetenten Kreisen und die bestimmte Art seines Auftretens haben die Stellung des Freiherrn v. Conrad so sehr erschüttert, daß er, des Kampfes müde, nun die Konsequenzen zu ziehen entschlossen ist.

Natürlich des Nichtkampfes müde.

Das Geheimnis der schlechten Lüfte

Ein mysteriöser Fund auf dem Marchfeld

— das war der balkendicke Titel einer Textseite, die unter anderem die folgenden »Köpfe« enthielt:

Die Untersuchung. — Beunruhigung in der ländlichen Bevölkerung. — Eine Gerichtskommission aus Wien. — Der Fall bleibt mysteriös. — Der Lokalaugenschein. — Der Tote muß aus einer kolossalen Höhe herabgefallen sein. — Die Recherchen erfolglos. — Eine Unterredung mit Detektiv B. — Meister Illner wird Detektiv B. unterstützen. — Der Hangar des mysteriösen Luftschiffes — an der ungarischen Grenze. — Ein Geständnis der Schuldigen? . . . .

Da diese Textseite, die mit Telegrammen bespickt war, dem um sechs Uhr abends erscheinenden Klosettpapier des Auswärtigen Amtes zugehörte, und gleich hinter dem Holoderoh des annonzierten Wiener Nachtlebens stand, dort, wo sonst der politische Leitartikel steht, so mußte jeder Leser glauben, es handle sich um eine ungeheure Tatsache, der ein auf Neuigkeiten dressiertes Blatt eben den besten Platz einräumt. Zum Schluß der Seite stand ein Nachtrag, wie er sonst eine Telegramm-Serie abschließt:

Wie wir aus verläßlicher Quelle erfahren, hat das Geständnis der Frau Weyrer zu einem überraschenden Resultat geführt. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die oben geschilderten Vorgänge die Handlung eines Films sind, der von dem Wiener Schriftsteller Ernst Klein verfaßt wurde und von morgen an im Graben-Kino

Die obenstehende Nachricht erregt in Wien Sensation und bildet heute allgemein den Gesprächsstoff.

Im Innern des Blattes wurde dann noch versichert, daß sich das neue Unternehmen »mit dem Wiener Autorenfilm ‚Das Geheimnis der ‚Lüfte' von Ernst Klein in bester Weise eingeführt« habe.

Die Überraschungen eines Kinodramas, in welchem ein gefeierter Autor, dessen Stärke sonst der Jargon ist, bloß auf die Mimik angewiesen bleibt, um den Unterschied zwischen Heraus und Herein oder vielmehr Herauf und Herunter zu verdeutlichen — diese Sensation in allen Ehren. Vor einer Berufsgenossenschaft, die über die Störung ernster Männer durch Mystifikationen klagt, aber selbst den Glauben an die Heiligkeit des Nachrichtendienstes dem Meistbietenden preisgibt, alle Achtung. Aber alles schuldige Mitleid dem Staatsanwalt, der gegen solche Sorte selbst dann nicht aufzumucken wagt, wenn ihre Gewinnsucht sie zur verbrecherischen Irreführung des Publikums treibt. Diese Toleranz ist das Geheimnis der schlechten Luft, in der wir leben müssen. Wie sagt doch Klein? Es ist vielleicht vom Standpunkt eines ernstzunehmenden Staats nicht alles so, wie es sein soll, aber wir sind nun einmal daran gewöhnt, und wenn es bisher gut gegangen ist, warum soll es nicht weiter gut gehen? Wir in Wien sind alle mitsammen keine großen Freunde vom Modernen. Aber dafür kann man auch mit dem Dichter sagen: Ordentlich romantisch sieht es hier aus!

Die Phrase beißt sich in den Schwanz

Die sich häufenden Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und kompetenten Kreisen und die bestimmte Art seines Auftretens haben die Stellung des Freiherrn v. Conrad so sehr erschüttert, daß er, des Kampfes müde, nun die Konsequenzen zu ziehen entschlossen ist.

Nämlich des Nichtkampfes müde.

Von den Schwätzern

. . . . Es ist nämlich ein Gesetz in Kraft getreten, das dem Klatsch ein Ende machen soll. Seltsamerweise hat es zunächst nicht etwa eine Angehörige des zarten Geschlechts, sondern einen Mann ereilt . . . . der sich in einem Wirtshausgespräch mit einer jungen Dame seiner Bekanntschaft beschäftigt hatte. Er wird in der juristischen Terminologie des »eitlen, unnützen Schwatzens und Klatsches« beschuldigt . . . .

Aber in Wisconsin, nicht ~~hier~~ in Wien, der Verhaftete ist ein gewisser Peter Kesoki in Niagara und nicht etwa der Herr, der noch immer vom Donaukarpfenklub der Obergigerl ist. Die ‚Frankfurter Zeitung' nennt es »eine wahre Hiobspost für Kaffeekränzchen und verwandte Veranstaltungen«. Aber die reine Geistigkeit und Zweckunterhaltung der Kaffeekränzchen sollte man nicht mehr in Verruf bringen in einer Zeit, ~~in der~~ die ganze Welt ein Wiener Café ist. Ganz so seltsam ist es nicht, daß sogar am Niagara kein Weib, sondern ein Mann des unnützen Schwatzens überwiesen wurde. Die Weiber reden über das Wahlrecht und das hört sich beiweitem ernsthafter an als die Gespräche über den Koitus, die die Männer führen. ~~Daß eins mit dem andern zusammenhängt, weiß keine von beiden Parteien.~~ Aber in Wiskonsin kann man die Männer, die schwätzen, noch genau so zählen wie die Männer, die stehlen. In Österreich fängt man die Diebe nicht, sonst wäre Raummangel in den Gefängnissen. Wo aber sollte man mit den Schwätzern hin? Man hat sie zur Not in den Kaffeehäusern untergebracht. Ich habe seit Jahr und Tag aus der Wiener Außenwelt nichts anderes vernommen, als daß der Mann, der eben sprach, die Frau, die eben vorbeigegangen war, schon gehabt hat, demnächst haben werde, haben könnte, wenn er wollte, daß er aber nicht will, weil sie schon ein anderer Stammgast gehabt hat, dem er dafür aber eine andere wegnehmen wolle, die es nicht länger erwarten könne und schon auf ihn spitze und die er nur anzurufen brauchte und nur weil das Telephon immer besetzt sei noch nicht gehabt habe. Das erzählen die Kretins am Stammtisch nicht nur einander, sondern so laut, daß es die Kretins am Nebentisch hören, die auch ihrerseits aus ihrem Herzen keine Mördergrube, wohl aber ein Bordell machen. Es ist die einzige Wissenschaft, deren der Mensch von heute fähig ist, und ein Gesetz, das den Klatsch verbietet, schützt nicht nur das Rechtsgut der Ehre, sondern das Lebensgut der reinen Luft. Nicht die Beleidigung werde gestraft, sondern das Wissen und Sagen. Daneben gibt es aber auch Leute, die sich weit und breit, mit einer Stimme, die jedes Geheimnis zersägt, dadurch vernehmlich machen, daß sie auch das, was sie nicht wissen, nicht bei sich behalten. Dieses Geheimnis, das letzte, das der keusche Mensch ~~hat~~, sollte er bewahren, aber er tut es nicht. Nein, er tut es nicht; denn er weiß alles. So einer zieht sein Erlebnis aus den vielen Menschen, die er nicht gelesen, und aus den vielen Büchern, mit denen er nicht gesprochen hat. Er wurde aus Bibliotheksstaub geschaffen und Gott unterließ es, ihm den Odem einzublasen. Lebt aber ein Mensch in seiner Nähe, der Odem hat, so zerfällt jener und wird wieder zum Staube. Aber selbst so einer findet in der Stadt, die von Gerüchten satt wird, noch Lauscher, denn erzählt er nicht von Jakob Böhme, so erzählt er doch von seinem Schuster, der die einzig echten Siebenmeilenstiefel erzeuge, mit denen man zugleich dem Papst und dem Dalai-Lama einen Besuch abstatten, der Eröffnung von Bayreuth und dem Tod Nietzsches beiwohnen könne und von der Wüste Gobi in einer schwachen Stunde beim ~~Sachet im Helenental~~ sei. Und wenn er diese Betrachtung ~~liest~~, so wird er unfehlbar sagen, zu seiner Zeit, als er sich in Wiskonsin aufhielt, sei das Schwätzen noch erlaubt gewesen, den Peter Kesoki, oh, den habe er sehr gut gekannt, er sei mit ihm durch den Niagara geschwommen, er sei aber besser geschwommen als der Peter Kesoki, weil er so vorsichtig gewesen sei, seine dreihundert Bibliotheksgurten umzuhängen, es sei kein Wunder, daß der Kraus den Peter Kesoki angreife, denn dieser habe einmal gesagt, daß der Kraus eitel sei, und infolge dieser ungünstigen Auskunft ist der Kraus nicht in die Neue Freie gekommen.

Von den Schwätzern

. . . . Es ist nämlich ein Gesetz in Kraft getreten, das dem Klatsch ein Ende machen soll. Seltsamerweise hat es zunächst nicht etwa eine Angehörige des zarten Geschlechts, sondern einen Mann ereilt . . . . der sich in einem Wirtshausgespräch mit einer jungen Dame seiner Bekanntschaft beschäftigt hatte. Er wird in der juristischen Terminologie des »eitlen, unnützen Schwatzens und Klatsches« beschuldigt . . . .

Aber in Wisconsin, nicht bei uns in Wien! Der Verhaftete ist ein gewisser Peter Kesoki in Niagara und nicht etwa der Herr, der noch immer vom Donaukarpfenklub der Obergigerl ist. Die ‚Frankfurter Zeitung' nennt es »eine wahre Hiobspost für Kaffeekränzchen und verwandte Veranstaltungen«. Aber die reine Geistigkeit und Zweckunterhaltung der Kaffeekränzchen sollte man doch nicht mehr in Verruf bringen in einer Zeit, wo die ganze Welt ein Wiener Café ist. Gar so seltsam ist es nicht, daß sogar am Niagara kein Weib, sondern ein Mann des unnützen Schwätzens überwiesen wurde. Die Weiber reden über das Wahlrecht und das hört sich, wenns auch auf dasselbe hinausläuft, beiweitem ernsthafter an als die Gespräche über den Koitus, die die Männer führen. Aber in Wiskonsin kann man die Männer, die schwätzen, vielleicht noch genau so zählen wie die Männer, die stehlen. In Österreich fängt man die Diebe nicht, sonst wäre Raummangel in den Gefängnissen. Wo aber sollte man mit den Schwätzern hin? Man hat sie zur Not in den Kaffeehäusern untergebracht. Ich habe seit Jahr und Tag aus der Wiener Außenwelt nichts anderes vernommen, als daß der Mann, der eben sprach, die Frau, die eben vorbeigegangen war, schon gehabt hat, demnächst haben werde, haben könnte, wenn er wollte, daß er aber nicht will, weil sie schon ein anderer Stammgast gehabt hat, dem er dafür aber eine andere wegnehmen wolle, die es nicht länger erwarten könne und schon auf ihn spitze und die er nur anzurufen brauche und nur weil das Telephon immer besetzt sei noch nicht gehabt habe. Das erzählen die Kretins am Stammtisch nicht nur einander, sondern so laut, daß es die Kretins am Nebentisch hören, die auch ihrerseits aus ihrem Herzen keine Mördergrube, wohl aber ein Bordell machen. Es ist die einzige Wissenschaft, deren der Mensch von heute fähig ist, und ein Gesetz, das den Klatsch verbietet, schützt nicht nur das Rechtsgut der Ehre, sondern das Lebensgut der reinen Luft. Nicht die Beleidigung werde gestraft, sondern das Wissen und Sagen. Daneben gibt es aber auch Leute, die sich weit und breit, mit einer Stimme, die jedes Geheimnis zersägt, dadurch vernehmlich machen, daß sie auch das, was sie nicht wissen, nicht bei sich behalten können. Dieses Geheimnis, das letzte, das der keusche Mensch hat, sollte er bewahren, aber er tut es nicht. Nein, er tut es nicht; denn er weiß alles. So einer zieht sein Erlebnis aus den vielen Menschen, die er nicht gelesen, und aus den vielen Büchern, mit denen er nicht gesprochen hat. Er wurde aus Bibliotheksstaub geschaffen und Gott unterließ es, ihm den Odem einzublasen. Lebt aber ein Mensch in seiner Nähe, der ~~Odem~~ hat, so zerfällt jener und wird wieder zum Staube. Aber selbst so einer findet in der Stadt, die von Gerüchten satt wird, noch Lauscher, denn erzählt er nicht von Jakob Böhme, so erzählt er doch von seinem Schuster, der die einzig echten Siebenmeilenstiefel erzeuge, mit denen man zugleich dem Papst und dem Dalai-Lama einen Besuch abstatten, der Eröffnung von Bayreuth und dem Tod Nietzsches beiwohnen könne und von der Wüste Gobi in einer schwachen Stunde beim Hayek in Mödling sei. Und wenn er diese Betrachtung liest, so wird er unfehlbar sagen, zu seiner Zeit, als er sich in Wiskonsin aufhielt, sei das Schwätzen noch erlaubt gewesen, den Peter Kesoki, oh, den habe er sehr gut gekannt, er sei mit ihm durch den Niagara geschwommen, er sei aber besser geschwommen als der Peter Kesoki, weil er so vorsichtig gewesen sei, seine dreihundert Bibliotheksgurten umzuhängen, es sei kein Wunder, daß der Kraus jetzt den Peter Kesoki angreife, denn dieser habe einmal gesagt, daß der Kraus eitel sei, und infolge dieser ungünstigen Auskunft ist der Kraus nicht in die Neue Freie gekommen.

Die Naturforscher

. . . . weihevoller Augenblick . . . . großartigste Manifestation deutscher Wissenschaft . . . . Stammesbrüder . . . . Presse . . . . Kulturfortschritt . . . .

Direktor Dr. Gehrke begann mit anerkennenden Worten für den Wiener Apfelstrudel und erhob unter lebhaftem Beifall sein Glas auf das Wohl der Dame Wien und der Wiener Damen.

Bettelheims

Gemahlin schreibt in Glossys ‚Österreichischer Rundschau':

. . . . Und passiert es heute einem Hofschauspieler, daß er in Geldkalamitäten gerät, dann streckt er nicht, auf J o v i s bauend, seine Hand zum Himmel empor, wie der Apollo des Burgtheaters . . . . sondern er geht zum Varieté über . . . . er wird dann der Augenblicks-Krösus der Lebewelt — aber oft wird sich ebenso rasch wie seine Kinobilder, seine Künstlerschaft abkurbeln ins Dunkle und Ungewisse, wo der Leiden und Leidenschaften viele an ihm zerren, aus der Büchse der Pandora!

Das ist ja ein furchtbares mythologisches Verhängnis, aber wenn man schon schreiben muß und das Glück hat, soviel Bildung in der Familie zu haben, dann soll man sich erkundigen. Denn zuweilen schläft selbst der ~~alte~~ Glossy und dieser Jupiter ist ein ~~alter~~ Vokativus, der oft als Genitiv verkleidet zu einer Schriftstellerin schleicht, ihr die Büchse der Pandora als Andenken hinterlassend.

Die tanzenden Glücksschweine

die im Colosseum allabendlich zu sehen sind, bilden das Tagesgespräch von Wien.

Daran habe ich nie gezweifelt.

Die Naturforscher

. . . . weihevoller Augenblick . . . . großartigste Manifestation deutscher Wissenschaft . . . . Stammesbrüder . . . . Presse . . . . Kulturfortschritt . . . .

Direktor Dr. Gehrke begann mit anerkennenden Worten für den Wiener Apfelstrudel und erhob unter lebhaftem Beifall sein Glas auf das Wohl der Dame Wien und der Wiener Damen.

Bettelheims

Gemahlin schreibt in Glossys Österreichischer Rundschau:

. . . . Und passiert es heute einem Hofschauspieler, daß er in Geldkalamitäten gerät, dann streckt er nicht, auf J o v i s bauend, seine Hand zum Himmel empor, wie der Apollo des Burgtheaters . . . . sondern er geht zum Varieté über . . . . er wird dann der Augenblicks-Krösus der Lebewelt — aber oft wird sich ebenso rasch wie seine Kinobilder, seine Künstlerschaft abkurbeln ins Dunkle und Ungewisse, wo der Leiden und Leidenschaften viele an ihm zerren, aus der Büchse der Pandora!

Das ist ja ein furchtbares mythologisches Verhängnis, aber wenn man schon schreiben muß und das Glück hat, soviel Bildung in der Familie zu haben, dann soll man sich vorher erkundigen. Denn zuweilen schläft selbst der ~~alte~~ Glossy und dieser Jupiter ist ein Vokativus, der oft als Genitiv verkleidet zu einer Schriftstellerin schleicht, ihr die Büchse der Pandora als Andenken hinterlassend.

Die tanzenden Glücksschweine

die im Colosseum allabendlich zu sehen sind, bilden das Tagesgespräch von Wien.

Daran habe ich eigentlich nie gezweifelt.

Die Naturforscher

. . . . weihevoller Augenblick . . . . großartigste Manifestation deutscher Wissenschaft . . . . Stammesbrüder . . . . Presse . . . . Kulturfortschritt . . . .

Direktor Dr. Gehrke begann mit anerkennenden Worten für den Wiener Apfelstrudel und erhob unter lebhaftem Beifall sein Glas auf das Wohl der Dame Wien und der Wiener Damen.

Bettelheims

Gemahlin schreibt in Glossys Österreichischer Rundschau:

. . . . Und passiert es heute einem Hofschauspieler, daß er in Geldkalamitäten gerät, dann streckt er nicht, auf J o v i s bauend, seine Hand zum Himmel empor, wie der Apollo des Burgtheaters . . . . sondern er geht zum Varieté über . . . . er wird dann der Augenblicks-Krösus der Lebewelt — aber oft wird sich ebenso rasch wie seine Kinobilder, seine Künstlerschaft abkurbeln ins Dunkle und Ungewisse, wo der Leiden und Leidenschaften viele an ihm zerren, aus der Büchse der Pandora!

Das ist ja ein furchtbares mythologisches Verhängnis, aber wenn man schon schreiben muß und das Glück hat, soviel Bildung in der Familie zu haben, dann soll man sich vorher erkundigen. Denn zuweilen schläft selbst der gute Glossy, und dieser Jupiter ist ein alter Vokativus, der oft als Genitiv verkleidet zu einer Schriftstellerin schleicht, ihr die Büchse der Pandora als Andenken hinterlassend.

Die tanzenden Glücksschweine

die im Colosseum allabendlich zu sehen sind, bilden das Tagesgespräch von Wien.

Daran habe ich eigentlich nie gezweifelt.

Das bin ich nicht

.... Karl Kraus ~~lobtierte auf~~ die Presse, und wies auf den innigen Zusammenhang zwischen modernem Kulturfortschritt und Presse hin.

Und das leider auch nicht:

.... Karl Kraus .... verlor das Gleichgewicht und stürzte drei Stockwerke tief in das Stiegenhaus. Der Arzt der Filiale der Rettungsgesellschaft stellte einen Leberriß fest und brachte den Verunglückten, ~~nachdem er ihn behandelt hatte~~, in das Kaiser-Franz-Josefsspital.

Das bin ich nicht

.... Karl Kraus feierte die Presse, die zum Gelingen des Kongresses wesentlich beigetragen habe, und wies auf den innigen Zusammenhang zwischen modernem Kulturfortschritt und Presse hin.

Und das leider auch nicht:

.... Karl Kraus .... verlor das Gleichgewicht und stürzte drei Stockwerke tief in das Stiegenhaus. Der Arzt der Filiale der Rettungsgesellschaft stellte einen Leberriß fest und brachte den Verunglückten in das Kaiser-Franz-Josefsspital.

Siehe da

der Historiker Friedjung hat eine Idee. Die Universitäten sollen den nationalen Streit entscheiden. »Und dennoch!« ruft er. Dabei klingt ihm »ein Wort Adolf Fischhofs in den Ohren«, der ihm auf seine »vorwitzige Frage, ob denn der Zerfall Österreichs noch abzuwenden wäre«, geantwortet hat: Jawohl.

Aus diesen Erwägungen heraus entstand der Vorschlag, der hiemit der Öffentlichkeit zur Prüfung unterbreitet wird. Hoffentlich ist nicht zu verkennen, daß dieser Plan nicht etwa in einer flüchtigen Stunde geboren wurde, sondern als Ergebnis eines weit rückgreifenden Nachdenkens emporwuchs. Manche in die Quere kommende Idee wurde erwogen und dann verworfen, die Einzelheiten so lange durchgeprüft, bis sich ihr Zusammenklang ergab.... Der Grundgedanke jedoch kann und wird nach meiner innersten Überzeugung nicht verloren gehen.

Ehedem war Herr Friedjung vorwitzig, jetzt ist er witzig. Die Stunde, in der er nachdachte, war nicht flüchtig, aber sie hätte sich gern aus dem Staub gemacht.

Sie gefällt mir nicht

diese Alberta v. Puttkamer. Sie schreibt über Lyrik und über den Selbstmord der Prinzessin von Weimar. Sie beklagt sich — an zuständiger Stelle — über die »geschäftigen Erspäher« von Intimitäten und die Zwischenträger des »häßlichen Klatsches«, die »die Vorhänge und die zartesten Schleier von den Mysterien des Herzens ziehen wollen«. Sie sagt es dort, wo Originaldepeschen, die durch Panzerplatten dringen, mit Schleiern fertig zu werden pflegen. Aufgewachsen bei Schleiern! »Es ist frevelhaft, an die Mysterien dieses Lebenschlusses zu rühren«, sagt sie und versucht eine Erklärung. Der Vorhang ist gesunken über einem »Mysterium« und sie macht ein Feuilleton daraus, mit der Bitte: »Rührt nicht mit rauhem Finger an seinen Falten!« Die Schwelle des Fürstenhauses, sie sei »behütet vom heiligen Schweigen« und ausgerechnet in der Neuen Freien Presse. Nein, sie gefällt mir nicht, die Alberta v. Puttkamer. Wenn ich einmal ein Lyrikbuch herausgeben sollte, lasse ich sie nicht daran rühren.

Siehe da

der Historiker Friedjung hat eine Idee. Die Universitäten sollen den nationalen Streit entscheiden. »Und dennoch!« ruft er plötzlich. Dabei klingt ihm »ein Wort Adolf Fischhofs in den Ohren«, der ihm auf seine »vorwitzige Frage, ob denn der Zerfall Österreichs noch abzuwenden wäre«, geantwortet hat: Jawohl.

Aus diesen Erwägungen heraus entstand der Vorschlag, der hiemit der Öffentlichkeit zur Prüfung unterbreitet wird. Hoffentlich ist nicht zu verkennen, daß dieser Plan nicht etwa in einer flüchtigen Stunde geboren wurde, sondern als Ergebnis eines weit rückgreifenden Nachdenkens emporwuchs. Manche in die Quere kommende Idee wurde erwogen und dann verworfen, die Einzelheiten so lange durchgeprüft, bis sich ihr Zusammenklang ergab.... Der Grundgedanke jedoch kann und wird nach meiner innersten Überzeugung nicht verloren gehen.

Ehedem war Herr Friedjung vorwitzig, jetzt ist er witzig. Die Stunde, in der er nachdachte, war nicht flüchtig, fürwahr; aber sie hätte sich gern aus dem Staub gemacht.

Sie gefällt mir nicht

diese Alberta v. Puttkamer. Sie schreibt über Lyrik und über den Selbstmord der Prinzessin von Weimar. Sie beklagt sich — an zuständiger Stelle — über die »geschäftigen Erspäher« von Intimitäten und die Zwischenträger des »häßlichen Klatsches«, die »die Vorhänge und die zartesten Schleier von den Mysterien des Herzens ziehen wollen«. Sie sagt es dort, wo Originaldepeschen, die durch Panzerplatten dringen, mit Schleiern fertig zu werden pflegen. Aufgewachsen bei Schleiern! »Es ist frevelhaft, an die Mysterien dieses Lebenschlusses zu rühren«, sagt sie und versucht eine Erklärung. »Der Vorhang ist gesunken über einem Mysterium«, und sie macht ein Feuilleton daraus, mit der Bitte: »Rührt nicht mit rauhem Finger an seinen Falten!« Die Schwelle des Fürstenhauses, fleht sie, sie sei »behütet vom heiligen Schweigen« und ausgerechnet in der Neuen Freien Presse. Nein, sie gefällt mir nicht, die Alberta v. Puttkamer. Wenn ich einmal ein Lyrikbuch herausgeben sollte, lasse ich sie nicht daran rühren.

Die Einwilligung ist nötig

Einen interessanten Verlauf nahm gestern beim Bezirksgericht Josefstadt die Verhandlung über eine Klage, die der Reisende Philipp L. gegen seine Frau Anna und gegen den Friseurgehilfen Alois Sk. wegen Ehebruchs, beziehungsweise wegen Verletzung der ehelichen Treue angestrengt hatte. Nach Inhalt der Klage hatte die angeklagte Gattin seit mehr als Jahresfrist mit dem Mitangeklagten Beziehungen unterhalten. In den letzten Monaten soll die angeklagte Ehegattin, da sie von ihrem Manne bereits getrennt lebte, wiederholt die Besuche des Sk. empfangen haben und hiebei mit ihm sehr zärtlich gewesen sein. Die Angeklagte, eine hübsche junge Frau, gab an, daß sie mit Sk., der inzwischen nach Amerika gereist ist, bloß ein freundschaftliches Verhältnis unterhalten hatte, und daß Sk. sie nur über ihre Einladung einigemale in der Woche besucht habe, da sie ihn als Partner für eine Kartenpartie gebraucht habe .... Richter (zur Zeugin): Wie war der Verkehr zwischen der Angeklagten und dem Sk.? — Zeugin: So weit ich beobachtet habe, war der Verkehr zwischen beiden immer sehr korrekt. Von Zärtlichkeiten habe ich nichts bemerkt und ich habe anfangs Herrn Sk. für einen Verwandten meiner Quartierfrau gehalten. — Richter: Gerade zwischen Verwandten herrscht aber nicht immer im Verkehr ein korrekter Ton. Der Verkehr zwischen Verwandten ist häufig ein laxer und freierer. — Zeugin: Ich kann nur sagen, daß beide nicht wie ein Liebespaar miteinander verkehrt haben. — Auf die Frage des Richters, ob nicht zwischen der Angeklagten und Herrn Sk. hie und da Küsse getauscht wurden, erklärte die Zeugin, daß beide sich nur einmal geküßt hätten, und zwar bei der Gelegenheit, als zwischen den Spielpartnern Bruderschaft getrunken wurde. — Richter (zur Angeklagten): Ist es richtig, daß Sie mit Sk. Bruderschaft getrunken und sich dabei geküßt haben? — Angekl.: Ja, ich habe darin, da dies beim Spiel geschah und Herr Sk. den Antrag stellte, allgemein Bruderschaft zu trinken, nichts Inkorrektes gesehen. — Richter: Eine anständige, verheiratete Frau trinkt mit einem fremden Herrn nicht ohne Einwilligung ihres Gatten Bruderschaft. — Der Richter verurteilte die angeklagte Ehegattin wegen Verletzung der ehelichen Treue zu einer Geldstrafe von zwanzig Kronen, wobei als Grundlage des Schuldspruches bloß die von der Angeklagten zugegebene Tatsache, daß sie mit Sk. Bruderschaft getrunken und ihn dabei geküßt habe, angenommen wurde. Das Verfahren gegen Sk., dessen Aufenthalt in Amerika unbekannt ist, wurde eingestellt.

Vom L. lebt sie getrennt, der Sk. ist in Amerika — wem wird sie also fragen, wenn sie künftig Karten spielen will?

Die Einwilligung ist nötig

»Einen interessanten Verlauf nahm gestern beim Bezirksgericht Josefstadt die Verhandlung über eine Klage, die der Reisende Philipp L. gegen seine Frau Anna und gegen den Friseurgehilfen Alois Sk. wegen Ehebruchs, beziehungsweise wegen Verletzung der ehelichen Treue angestrengt hatte. Nach Inhalt der Klage hatte die angeklagte Gattin seit mehr als Jahresfrist mit dem Mitangeklagten Beziehungen unterhalten. In den letzten Monaten soll die angeklagte Ehegattin, da sie von ihrem Manne bereits getrennt lebte, wiederholt die Besuche des Sk. empfangen haben und hiebei mit ihm sehr zärtlich gewesen sein. Die Angeklagte, eine hübsche junge Frau, gab an, daß sie mit Sk., der inzwischen nach Amerika gereist ist, bloß ein freundschaftliches Verhältnis unterhalten hatte, und daß Sk. sie nur über ihre Einladung einigemale in der Woche besucht habe, da sie ihn als Partner für eine Kartenpartie gebraucht habe .... Richter (zur Zeugin G.): Wie war der Verkehr zwischen der Angeklagten und dem Sk.? — Zeugin: So weit ich beobachtet habe, war der Verkehr zwischen beiden immer sehr korrekt. Von Zärtlichkeiten habe ich nichts bemerkt und ich habe anfangs Herrn Sk. für einen Verwandten meiner Quartierfrau gehalten. — Richter: Gerade zwischen Verwandten herrscht aber nicht immer im Verkehr ein korrekter Ton. Der Verkehr zwischen Verwandten ist häufig ein laxer und freierer. — Zeugin: Ich kann nur sagen, daß beide nicht wie ein Liebespaar miteinander verkehrt haben. — Auf die Frage des Richters, ob nicht zwischen der Angeklagten und Herrn Sk. hie und da Küsse getauscht wurden, erklärte die Zeugin, daß beide sich nur einmal geküßt hätten, und zwar bei der Gelegenheit, als zwischen den Spielpartnern Bruderschaft getrunken wurde. — Richter (zur Angeklagten): Ist es richtig, daß Sie mit Sk. Bruderschaft getrunken und sich dabei geküßt haben? — Angekl.: Ja, ich habe darin, da dies beim Spiel geschah und Herr Sk. den Antrag stellte, allgemein Bruderschaft zu trinken, nichts Inkorrektes gesehen. — Richter: Eine anständige, verheiratete Frau trinkt mit einem fremden Herrn nicht ohne Einwilligung ihres Gatten Bruderschaft. — Der Richter verurteilte die angeklagte Ehegattin wegen Verletzung der ehelichen Treue zu einer Geldstrafe von zwanzig Kronen, wobei als Grundlage des Schuldspruches bloß die von der Angeklagten zugegebene Tatsache, daß sie mit Sk. Bruderschaft getrunken und ihn dabei geküßt habe, angenommen wurde. Das Verfahren gegen Sk., dessen Aufenthalt in Amerika unbekannt ist, wurde eingestellt.«

Vom L. lebt sie getrennt, der Sk. ist in Amerika — wen wird sie also fragen müssen, wenn sie künftig Karten spielen will?

Idylle

»Erst am Samstag abend ist er selber kommen.« — »Sie haben sich vorher schön gemacht.« — »Das tue ich Samstag immer.« »Haben in Ihr Miederleibchen ein blaues Band eingezogen. Warum denn?« — »Weil kein's drin' war.« »Sie wußten, daß er kommt, denn Sie haben einer Freundin erzählt, daß abends der Nazl kommt.« — »ja, weil er g'sagt hat, daß er kommt . . . .«

~~Wo wurde denn so gesprochen?~~ In einer Gerichtsverhandlung, an deren Schluß die Angeklagte, die ihren Geliebten, der sie verlassen wollte, getötet hatte, von den Geschworenen zum Tode durch den Strang verurteilt wurde. Hätte sie ihn verlassen und er sie getötet oder hätte er dem Lehrbuben eine glühende Eisenstange in den Bauch getrieben oder hätte er eine Prostituierte abgestochen, hätte der Tag anders geendet. Wäre er Bankbeamter und Täufling eines hohen Gerichtsbeamten und hätte er die Frau, die nichts mehr von ihm wissen wollte, erschossen, hieße er also Geiger, so wäre er in der Untersuchungshaft avanciert und infolge offenbarer Sinnesverwirrung im Moment der Tat noch vor der Verhandlung freigesprochen worden. Die fünfund~~fünf~~zigjährige hysterische Frau wurde, ehe die Einstimmigkeit der Geschwornen über sie hereinbrach, von den Psychiatern aufs Korn genommen.

Die Angeklagte, führt der Sachverständige aus, macht einen beschränkten Eindruck, das erkläre sich daraus, daß sie schon in frühester Jugend arbeiten mußte und keine Zeit hatte, an ihrer Fortbildung zu arbeiten . . . . Die Angeklagte hat in der Ehe mit ihrem Mann sehr sehr schlecht gelebt. Er war ein Trinker und mißhandelte sie . . . . Fasse man nun alle diese Umstände zusammen, so ergebe sich, daß die Angeklagte als hysterische Person bezeichnet werden muß. Die psychologische Erklärung ihrer Tat liege in verletzter Eitelkeit und übertriebenem Egoismus. Sie wußte, daß sie in einem Alter stehe, in welchem ihr ein Anschluß an den gesuchten Mann nicht mehr leicht möglich sei. Trotzdem die Bluttat gewiß im Zustande des schweren Affekts geschehen sei, liege nichts vor, was auf eine Sinnesverwirrung oder gar eine Geisteskrankheit zur Zeit der Verübung der Tat schließen lasse.

Also Sinnesverwirrung überall im Saal, nur nicht bei der Angeklagten. Und darum Richter und Henker.

Idylle

›. . . . Erst am Samstag abend ist er selber kommen.‹ — ›Sie haben sich vorher schön gemacht.‹ — ›Das tue ich Samstag immer.‹ ›Haben in Ihr Miederleibchen ein blaues Band eingezogen. Warum denn?‹ — »Weil kein's drin' war.‹ ›Sie wußten, daß er kommt, denn Sie haben einer Freundin erzählt, daß abends der Nazl kommt.‹ — ›ja, weil er g'sagt hat, daß er kommt . . . .‹

Dieser Dialog vom Fensterln — Diandl, dei Bua is da — wurde in einer Gerichtsverhandlung gesprochen, an deren Schluß die Angeklagte, die ihren Geliebten, der sie verlassen wollte, getötet hatte, von den Geschwornen zum Tode durch den Strang verurteilt wurde. Hätte sie ihn verlassen und er sie getötet oder hätte er dem Lehrbuben eine glühende Eisenstange in den Bauch getrieben oder hätte er eine Prostituierte wegen vier Kronen abgestochen, der Tag hätte anders geendet. Wäre er Bankbeamter und Täufling eines hohen Gerichtsbeamten und hätte er die Frau, die nichts mehr von ihm wissen wollte, erschossen, hieße er also Geiger, so wäre er in der Untersuchungshaft avanciert und infolge offenbarer Sinnesverwirrung im Moment der Tat noch vor der Verhandlung freigesprochen worden. Die fünfundvierzigjährige hysterische Frau wurde, ehe die Einstimmigkeit der Geschwornen über sie hereinbrach, von den Psychiatern aufs Korn genommen:

Die Angeklagte, führt der Sachverständige aus, macht einen beschränkten Eindruck, das erkläre sich daraus, daß sie schon in frühester Jugend arbeiten mußte und keine Zeit hatte, an ihrer Fortbildung zu arbeiten . . . . Die Angeklagte hat in der Ehe mit ihrem Mann sehr sehr schlecht gelebt. Er war ein Trinker und mißhandelte sie . . . . Dadurch erklärt sich auch ihre leichte Erregbarkeit. Fasse man nun alle diese Umstände zusammen, so ergebe sich, daß die Angeklagte als hysterische Person bezeichnet werden muß. Damit sei aber noch lange noch lange nicht gesagt, daß sie geisteskrank sei. Die psychologische Erklärung ihrer Tat liege in verletzter Eitelkeit und übertriebenem Egoismus. Sie wußte, daß sie in einem Alter stehe, in welchem ihr ein Anschluß an den gesuchten Mann nicht mehr leicht möglich sei. Trotzdem die Bluttat gewiß im Zustande des schweren Affekts geschehen sei, liege nichts vor, was auf eine Sinnesverwirrung oder gar eine Geisteskrankheit zur Zeit der Verübung der Tat schließen lasse.

Geisteskrank kann ein Beamter des Bankverelns, der seine Frau erschoß, nicht gewesen sein, sonst wäre er nicht zur Sühne Prokurist geworden. Ob ein Angeklagter zur Zeit der Tat wenigstens sinnesverwirrt war, das wissen die Psychiater ganz genau. Einer alternden Hysterikerin ist es viel weniger zuzutrauen als einem jungen Bankbeamten. Die Psychiater haben die Erfahrung und die Geschwornen den Instinkt. Also Sinnesverwirrung überall im Saal, nur nicht bei der Angeklagten. Und darum Richter und Henker.

Idylle

›. . . . Erst am Samstag abend ist er selber kommen.‹ — ›Sie haben sich vorher schön gemacht.‹ — ›Das tue ich Samstag immer.‹ ›Haben in Ihr Miederleibchen ein blaues Band eingezogen. Warum denn?‹ — ›Weil kein's drin' war.‹ ›Sie wußten, daß er kommt, denn Sie haben einer Freundin erzählt, daß abends der Nazl kommt.‹ — ›ja, weil er g'sagt hat, daß er kommt . . . .‹

Dieser Dialog vom Fensterln — Diandl, dei Bua is da — wurde in einer Gerichtsverhandlung gesprochen, an deren Schluß die Angeklagte, die ihren Geliebten, der sie verlassen wollte, getötet hatte, von den Geschwornen zum Tode durch den Strang verurteilt wurde. Hätte sie ihn verlassen und er sie getötet oder hätte er dem Lehrbuben eine glühende Eisenstange in den Bauch getrieben oder hätte er eine Prostituierte wegen vier Kronen abgestochen, der Tag hätte anders geendet. Wäre er Bankbeamter und Täufling eines hohen Gerichtsbeamten und hätte er die Frau, die nichts mehr von ihm wissen wollte, erschossen, hieße er also Geiger, so wäre er in der Untersuchungshaft avanciert und infolge offenbarer Sinnesverwirrung im Moment der Tat noch vor der Verhandlung freigesprochen worden. Die fünfundvierzigjährige hysterische Frau wurde, ehe die Einstimmigkeit der Geschwornen über sie hereinbrach, von den Psychiatern aufs Korn genommen:

Die Angeklagte, führt der Sachverständige aus, macht einen beschränkten Eindruck, das erkläre sich daraus, daß sie schon in frühester Jugend arbeiten mußte und keine Zeit hatte, an ihrer Fortbildung zu arbeiten . . . . Die Angeklagte hat in der Ehe mit ihrem Mann sehr sehr schlecht gelebt. Er war ein Trinker und mißhandelte sie . . . . Daraus erklärt sich auch ihre leichte Erregbarkeit. Fasse man nun alle diese Umstände zusammen, so ergebe sich, daß die Angeklagte als hysterische Person bezeichnet werden muß. Damit sei aber noch lange nicht gesagt, daß sie geisteskrank sei. Die psychologische Erklärung ihrer Tat liege in verletzter Eitelkeit und übertriebenem Egoismus. Sie wußte, daß sie in einem Alter stehe, in welchem ihr ein Anschluß an den gesuchten Mann nicht mehr leicht möglich sei. Trotzdem die Bluttat gewiß im Zustande des schweren Affekts geschehen sei, liege nichts vor, was auf eine Sinnesverwirrung oder gar eine Geisteskrankheit zur Zeit der Verübung der Tat schließen lasse.

Geisteskrank kann ein Beamter des Bankverelns, der seine Frau erschoß, nicht gewesen sein, sonst wäre er nicht zur Sühne Prokurist geworden. Ob ein Angeklagter zur Zeit der Tat wenigstens sinnesverwirrt war, das wissen die Psychiater ganz genau. Einer alternden Hysterikerin ist es viel weniger zuzutrauen als einem jungen Bankbeamten. Die Psychiater haben die Erfahrung und die Geschwornen den Instinkt. Also Sinnesverwirrung überall im Saal, nur nicht bei der Angeklagten. Und darum Richter und Henker.

~~Die Jury und ein Zeuge~~

Würde und könnte der zehntausendste Teil dessen, was in fünfzehn Jahrgängen der Fackel von der nun einmal vorhandenen Welt als feindliche Ansicht geahnt wird, die Faßlichkeit einer kämpferischen Tendenz annehmen, der Autor wäre irgendeinmal durch einen Steinwurf gehindert worden, sich der Demokratie weiterhin verständlich zu machen. ~~Indem~~ aber so etwas wie die Flucht in den Geist ihn, der am ~~Stoff~~ so ehrlich leidet, wie der ~~ehrlich~~ste Antikorruptionist, davor bewahrt, an der Vielheit des Leidens zugrundezugehen, bleibt wieder die herrschende ~~Niedertracht~~ davor bewahrt, irgendwelche gegen ihn oder gegen sich selbst gekehrte Konsequenz zu ziehen. Wie wäre es denn sonst möglich, daß nicht eine von zehntausend Bloßstellungen, deren jede an Mut und ~~Ausdauer~~ ein ganzes polemisches Dasein erfüllen könnte, den Betroffenen oder gar den ~~Täter~~ unmöglich gemacht hat? Daß nicht Volksaufläufe entstehen, um die gebrandmarkten Verbrecher zu lynchen oder wenigstens den, ~~der es angezeigt~~ hat? Daß nie eine Entscheidung fällt? Diebe, Betrüger und Preisrichter weiter wirken? Daß der Aufschrei über eine Schändlichkeit, die im Vorlesesaal demonstriert wird, stärkste Theaterwirkung bleibt und nicht über die Garderobe hinaus dringt? Vielleicht werden die Kinder derer, die es erlebt haben, mit Selbstmordgedanken auf die Welt kommen oder die Kinder derer, die es getan haben, aus der Art schlagen und es nicht mehr tun. Sie werden, wenn anders Werke der Sprache die Bestimmung haben, nur der Zeit unverständlich zu sein, das Beispiel der Väter verleugnen, die die Wahrheit nichts anzugehen schien, weil ihnen, was aus Kunst entsteht, sich in Dunst verwandelt. So hat alles, was hier geschrieben wurde, eine stoffliche Reizung geboten, die hinreichend stark war, um darnach zu greifen, aber auch eine stoffliche Enttäuschung, die hinreichend groß war, um es nicht zu behalten. An den Ausnahmsfällen, in denen der Stoff als Tendenz gespürt und erwidert werden konnte,

Die Jury und ein Zeuge

ist dieser Zustand noch besser festzustellen als dort, wo er sich mit jener Stille offenbart hat, zu der als einer Art schweigender Unruhe die lärmende Zeit sich auf meinen Wink zwingen mußte. Man möchte glauben, daß das nachgemachte Geräusch jüdischer Wohllebigkeit, das aus der kleinsten Glosse als Echo dem Weltorgan antwortet, heftigere Wut entfesseln sollte als der Angriff gegen eine der Institutionen, die der herrschenden Meinung genehm sind, aber von ihr doch nicht so stark erlebt und erlitten werden wie das Geld. Das Gegenteil ist der Fall und seit langer Zeit habe ich kein so lebhaftes Getue um mich herum bemerkt wie jenes, das den Aufsatz gegen die Geschwornengerichte begleitet hat. Das macht: Hier war der Stoff einläßlich genug, um verstehen zu lassen, was sonst nicht verstanden wird. Wer gegen Geschwornengerichte schreibt, muß mindestens so weit populär sein, um sich unpopulär machen zu können. Zahlreiche Briefe schwer gekränkter Demokraten zeigen, daß es gelungen ist. Das Erstaunen, das sie ausdrücken, beweist, daß sie mich mit jenem schlesischen Redakteur bis jetzt für einen »Vertreter der äußersten Linken« gehalten haben und es macht den Eindruck, als ob sie einem, der Leichen auf dem Gewissen hat, nur eines verübeln wollten, nämlich daß er sich gegen die Verbrennung ausspreche. Daß auch hinter dieser Tendenz, so faßlich sie ist, sich noch etwas von Mord spüren läßt, soll ihnen nicht verraten sein. Es ist am besten, sich auf das Gebiet ihrer Auffassung, das in ihrer eigenen Sprache Plattform heißt, zu begeben und sich getrost als einen zu bekennen, der nichts weiter will als ihnen ihre Feuerbestattung zu verweigern und ihre Geschwornengerichte nehmen. Einer Plebs, die so anmaßend ist, zu glauben, ich sei anderer Meinung als sie, will ich gern nachgeben und wirklich anderer Meinung sein. Weil man ihr aber mit Autoritäten so sehr imponiert wie man sich durch Bekämpfung der Institutionen bei ihr schadet, so sei ihr gesagt, daß schon vor mir ganz gescheite Leute eine leichte Abneigung gegen die Geschwornengerichte gehabt haben. Ohne daß sie die Möglichkeit des Falles von Wiener-Neustadt, wo ein unglücklicher Student als das wahre Opfer eines Doppelselbstmordes zum Tode verurteilt, und des Falles von Leitmeritz, wo ein habgieriger Prostituiertenmörder freigesprochen wurde, auch nur geahnt haben. So finde ich bei Schopenhauer eine Stelle, die mich fast in den Verdacht bringt, ich hätte ihn abgeschrieben, in einen Verdacht, von dem ich mich nur durch das volle Geständnis der umfassenden Ähnlichkeit befreien kann.

Wenn die Justiz sich selbst ernst nimmt — wir tuns ja nicht —, so hat sie sich unbegreiflich lange von einer fixen Idee des Liberalismus die Teilung der Gewalt mit jenen aufoktroyieren lassen, in denen die Richter mit Recht ihre Viktualienhändler und Fleischhacker erkennen müßten .... Die Lebensfremdheit der gelernten Richter mag zu jenen Rechtsgütern gehören, die zu schützen man den Staat verbieten soll. Aber es ist doch grotesk, daß die Rauchfangkehrermeister den Anspruch erheben, dem wahren Leben näher zu stehen .... sie schützen hier mit dem Freispruch wie dort mit dem Schuldspruch das Rechtsgut des Vermögens, und die strengste Verläßlichkeit, die ihren Urteilsspruch von persönlichem Vorteil unabhängig macht, wird sie nicht vor einer allgemeinen Befangenheit in materiellen Fragen schützen. Wie könnte es anders sein? Wie sollten sie, was jeden Tag ihres Lebens ausfüllt, für einen Monat verleugnen? Könnten sie's, sie hätten ihren Beruf verfehlt und man müßte ihrer Wirtschaft, ihrer Ware mißtrauen .... Müßte die Demokratie nach der Tat, die eine erwählte Bierbank vor ihren Augen vollbracht hat, in Reue vergehen, so trinkt sie sich wieder einen Phrasenrausch an und vergißt, anstatt zu verzweifeln.... Im Vorstellungskreis dieser Leute lebt der Staat als der Feind, er allein als der Feind aller, und die Geschwornen seien berufene Richter, weil sie »gegenüber dem Staate vollständig unabhängig« sind. Darum seien sie geeignet, »in politischen und Preßangelegenheiten zu urteilen« .... Berufsrichtern aber wird gleichmütig nachgesagt, daß sie einem Pflichtenkonflikt zwischen Gesetz und Interesse ausgeliefert sind. Man hat freilich noch nicht gehört, daß die Untauglichkeit von Generalen zu dem Vorschlag geführt hat, ihre Posten im Ernstfall mit Geschwornen zu besetzen. Aber alle diese Gedankengänge sind von der Furcht eröffnet, daß ohne Geschworne jener seichteste Radikalismus, der sich ausschließlich an der Regierung vergreift, Gefahr laufen könnte .... Die Phrase, die stark genug war, ein unnützes Ding zu erschaffen, ist auch stark genug, es zu retten. In Österreich wird der Staat noch lange die Gefahr sein, ehe man erkennen wird, daß er in Gefahr ist, aber auch dann wird man noch überzeugt sein, daß die Geschwornen »unabhängig« sind.... ~~Aber gelernte Richter, die nicht so heiß begehrt werden, haben bei allen Vorwürfen, die ihrer anmutlosen Schablone gemacht werden, einen Vorzug und ein Recht auf Entschädigung.~~ Man mag sie entlassen, wenn sie aufhören etwas zu taugen; man mag sie davonjagen, wenn sie den von liberalen Schwätzern berufenen »Buchstaben des Gesetzes« sinnlos befolgen; man mag die

Die konstitutionellen Könige haben eine unleugbare Ähnlichkeit mit den Göttern des Epikuros, als welche, ohne sich in die menschlichen Angelegenheiten zu mischen, in ungestörter Seligkeit und Gemütsruhe, da oben in ihrem Himmel sitzen. Sie sind nun aber einmal jetzt Mode geworden und in jedem deutschen Duodezfürstentum wird eine Parodie der englischen Verfassung aufgeführt, ganz komplett, mit Oberhaus und Unterhaus, bis auf die habeas corpus Akte und die Jury herab. Aus dem englischen Charakter und englischen Verhältnissen hervorgegangen und beide voraussetzend sind diese Formen dem englischen Volke gemäß und natürlich.... Die Engländer zeigen ihren großen Verstand auch darin, daß sie ihre alten Institutionen, Sitten und Gebräuche fest und heilig halten, auf die Gefahr hin, diese Tenazität zu weit und bis ins Lächerliche zu treiben; weil eben jene Dinge nicht in einem müßigen Kopfe ausgeheckt, sondern allmählich aus der Macht der Umstände und der Weisheit des Lebens selbst erwachsen, und daher ihnen, als Nation, angemessen sind. Hingegen hat der deutsche Michel sich von seinem Schulmeister einreden lassen, er müsse in einem englischen Frack einhergehn; das schicke sich nicht anders: er hat ihn demnach von Papa ertrotzt und sieht nun, mit seinen linkischen Manieren und ungelenkem Wesen, lächerlich genug darin aus. Aber der Frack wird ihn noch sehr drücken und inkommodieren, und zwar zu allernächst durch die Jury, als welche, aus dem rohesten englischen Mittelalter, den Zeiten König Alfreds des Großen, da noch lesen und schreiben können den Menschen von der Todesstrafe eximierte, stammend, das schlechteste aller Kriminalgerichte ist, wo nämlich, statt gelehrter und geübter Kriminalrichter, welche unter täglicher Entwirrung der von Dieben, Mördern und Gaunern versuchten Schliche und Finten grau geworden sind und so den Sachen auf die Spur zu kommen gelernt haben, nunmehr Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu Gerichte sitzen, um mit ihrem plumpen, rohen, ungeübten, tölpelhaften, ja, nicht einmal einer anhaltenden Aufmerksamkeit gewohnten Verstande die Wahrheit aus dem täuschenden Gewebe des Truges und Scheines herauszufinden, während sie noch obendrein dazwischen an ihr Tuch und ihr Leder denken und sich nach Hause sehnen, vollends aber vom Unterschiede zwischen Wahrscheinlichkeit und Gewißheit durchaus keinen deutlichen Begriff haben, vielmehr so eine Art von calculus probabilium in ihrem dumpfen Kopfe anstellen, nach welchem sie sodann getrost über das Leben

richterliche Unabsetzbarkeit antasten um die Richter unabhängig zu machen. Sie sind es eher als die Geschwornen, weil die Abhängigkeit vom Staat noch immer die freieste unter allen Abhängigkeiten ist. Und sie haben endlich ein Recht darauf, das, was sie gelernt haben, ohne die Mitwirkung derer, die es nicht gelernt haben, auszuüben und den »Wahrspruch« nicht aus dem Munde dessen zu empfangen, der den Blick fürs Leben und eine Pfaidlerei hat. Über den Buchstaben des Gesetzes, der Schwarmgeister irritiert, sollen sich nur jene hinwegsetzen dürfen, die ihn lesen können. ~~Ein Redner im Herrenhaus~~ hat die Geschwornen juristische Analphabeten genannt und sie haben es als Beleidigung aufgefaßt. Jeder Fachmann, der bekanntlich schon im eigenen Fach ein Esel sein soll, ist aber im fremden Fach ein Analphabet und wenn er das als den Vorwurf versteht, daß er überhaupt ein Analphabet sei, so ist er es. Auch dies ist durchaus nichts Un~~ehrenhaftes~~ .... Ein Analphabet, der statt der Unterschrift drei Kreuze macht, ist besser als ein Freigeist, der anonym bleibt. Ein Salzburger Bauer steht kulturell berghoch über einem Wiener Volkswirt. Ich würde aber doch glauben, daß es nicht nötig ist, Salzburger Bauern vom Pflug zu holen, auf daß sie einen Betrüger freisprechen, und auf die Frage eines Gerichtsfunktionärs, warum sie denn das eigentlich getan hätten, antworten können: »Was wollts ös? Der hat ja nix angstellt, der Statsangwalt hat ja selber gsagt: der Bilanz is schuld, der Bilanz müßt her!« Ich finde das nicht unsympathisch, ziehe den Sprecher jenem Staatsanwalt, der den Bilanz berufen hat, beiweitem vor, aber ich bin nicht dafür, daß der Staat seine Steuerzahler mißbraucht und sie von den Plätzen, wo sie ~~ihren~~ Nutzen ~~finden~~, an solche lockt, wo sie Schaden ~~stiften~~ .... Recht oder Unrecht muß jeder unterscheiden können, weil er sonst auf die Anklagebank kommt. Aber daß er, wenn er es kann, deshalb auf die Geschwornenbank kommt, ist ein Unrecht. Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe, reicht aber nicht aus, das Urteil zu fällen .... Und es ist gewissenlos, sie durch einen vollen Monat, wo oft der Bilanz her muß, aufzuhalten, den Angeklagten seinem ordentlichen Richter, die Richter — die es sind, damit sie es nicht sind, und die es nicht sind, damit sie es sind — ihrem ordentlichen Berufe zu entziehen und nachträglich noch zu behaupten, einer sei deshalb berufen statt des andern den »Wahrspruch zu fällen, weil er keinen Talar trägt, ihn aber genäht hat.

anderer den Stab brechen. Aber die, meint man, würden so recht unparteiisch sein. — Das malignum vulgus da? Als ob nicht Parteilichkeit zehnmal mehr von den Standesgleichen des Beklagten zu befürchten wäre, als von den ihm völlig fremden, in ganz anderen Regionen lebenden, unabsetzbaren und ihrer Amtsehre sich bewußten Kriminalrichtern. Nun aber gar die Verbrechen gegen den Staat und sein Oberhaupt, nebst Preßvergehen von der Jury richten lassen, heißt recht eigentlich den Bock zum Gärtner machen. —

Überall und zu allen Zeiten hat es viel Unzufriedenheit mit den Regierungen, Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen gegeben; großenteils aber nur, weil man stets bereit ist, diesen das Elend zur Last zu legen, welches dem menschlichen Dasein selbst unzertrennlich anhängt, indem es, mythisch zu reden, der Fluch ist, den Adam empfing, und mit ihm sein ganzes Geschlecht. Jedoch nie ist jene falsche Vorspiegelung auf lügenhaftere und frechere Weise gemacht worden, als von den Demagogen der »Jetztzeit«. Diese nämlich sind, als Feinde des Christentums, Optimisten; die Welt ist ihnen »Selbstzweck« und daher an sich selbst, d. h. ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, ganz vortrefflich eingerichtet, ein rechter Wohnplatz der Glückseligkeit. Die nun hiegegen schreienden, kolossalen Übel der Welt schreiben sie gänzlich den Regierungen zu: täten nämlich nur diese ihre Schuldigkeit, so würde der Himmel auf Erden existieren, d. h. alle würden ohne Mühe und Not vollauf fressen, saufen, sich propagieren und krepieren können: denn dies ist die Paraphrase ihres »Selbstzweck« und das Ziel des »unendlichen Fortschritts der Menschheit«, den sie in pomphaften Phrasen unermüdlich verkündigen.

Womit ich zugleich den Idioten antworte, die mir auch bei dieser Gelegenheit versichern, der Kampf gegen den Staat sei wichtiger als der Kampf gegen die Neue Freie Presse. Sie verstehen sonst noch immer nicht, daß der Kampf gegen die Neue Freie Presse der Kampf gegen die Welt ist, in der's mir noch immer gut gefallen könnte, wenn ich bloß mit dem Staat unzufrieden wäre. Aber freilich, was nützt es Schopenhauer zu zitieren? Der ist ja längst beim Liberalismus in Mißkredit. Denn er hat geschrieben:

Eine Staatsverfassung, in welcher bloß das abstrakte Recht sich verkörperte, wäre eine vortreffliche Sache für andere Wesen, als die Menschen sind: weil nämlich die große Mehrzahl derselben höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet ist, so erwächst hieraus die Notwendigkeit einer in Einem Menschen konzentrierten, selbst über dem Gesetz und dem Recht stehenden, völlig unverantwortlichen Gewalt, vor der sich alles beugt, und die betrachtet wird als ein Wesen höherer Art, ein Herrscher von Gottes Gnaden. Nur so läßt sich auf die Länge die Menschheit zügeln und regieren . . . .

Ein ganz besonderer und dabei paradoxer Nachteil der Republiken ist noch dieser, daß es in ihnen den überlegenen Köpfen schwerer werden muß, zu hohen Stellen und dadurch zu unmittelbarem politischen Einfluß zu gelangen als in Monarchien . . . . Auf diese Art also hat in Monarchien der Verstand immer noch viel bessere Chancen gegen seinen unversöhnlichen und allgegenwärtigen Feind, die Dummheit, als in Republiken. Dieser Vorzug aber ist ein großer . . .

Selbst das Planetensystem ist monarchisch. Hingegen ist das republikanische System dem Menschen so widernatürlich, wie es dem höhern Geistesleben, also Künsten und Wissenschaften, ungünstig ist.

Er hat ferner geschrieben:

Weiland war die Hauptstütze des Throns der Glaube, heut zu Tage ist es der Kredit.

Er hat einer Zeit, die bedauert, daß Frauen noch nicht Geschworne sind, mit dem Satz präludiert:

Ferner bin ich der Meinung, daß, vor Gericht, das Zeugnis eines Weibes, culturis pribus, weniger Gewicht haben sollte als das eines Mannes, so daß z. B. zwei männliche Zeugen etwan drei, oder gar vier, weibliche Zeugen aufwögen. Denn ich glaube, daß das weibliche Geschlecht, in Masse genommen, täglich drei Mal so viel Lügen in die Luft schickt als das männliche, und noch dazu mit einem Anschein von Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, den das männliche nie erlangt.

Er hat ferner das Volk einen ~~ewig unmündigen~~ Souverän« ~~genannt~~

welcher daher unter bleibender Vormundschaft stehen muß und nie seine Rechte selbst verwalten kann, ohne grenzenlose Gefahren herbeizuführen; zumal er, wie alle Unmündige, gar leicht das Spiel hinterlistiger Gauner wird, welche deshalb Demagogen heißen.

Er hat über diese an Frauenstädt geschrieben:

»Was haben wir erlebt! Denken Sie sich, am 18. September eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahrgasse ... Plötzlich Stimmen und Gepolter an meiner verschlossenen Stubentüre: ich, denkend, es sei die souveräne Kanaille, verrammle die Tür mit der Stange ... Endlich die feine Stimme meiner Magd: ‚Es sind nur einige Österreicher!' Sogleich öffne ich diesen werten Freunden: zwanzig blauhosige Stockböhmen stürzen herein, um aus meinen Fenstern auf die Souveränen zu schießen ... Aus dem ersten Stock rekognosziert der Offizier das Pack hinter der Barrikade: sogleich schicke ich ihm den großen doppelten Operngucker ...«

Aber das alles ginge noch an, wenn ~~dieser Schopenhauer~~ nicht auch geschrieben hätte:

Andrerseits jedoch ist die Preßfreiheit anzusehn als die Erlaubnis Gift zu verkaufen: Gift für Geist und Gemüt. Denn was läßt sich nicht den kenntnis- und urteilslosen großen Haufen in den Kopf setzen?

Und selbst dies wäre noch erträglich, wenn er nicht auch noch gesagt hätte:

.... Daraus geht hervor, wie absurd es ist, ihnen einen Anteil an der Regierung oder Verwaltung irgend eines Staates einräumen zu wollen .... Daß die ~~den~~ Nationalcharakter anhängenden, bekannten Fehler, worunter eine wundersame Abwesenheit alles dessen, was das Wort verecundia ausdrückt, der hervorstechendste, wenngleich ein Mangel ist, der in der Welt besser weiter hilft, als vielleicht irgend eine positive Eigenschaft, daß, sage ich, diese Fehler hauptsächlich dem langen und ungerechten Drucke, den sie erlitten haben, zuzuschreiben sind, entschuldigt solche zwar, aber hebt sie nicht auf .... Daß sie mit Andern gleiche bürgerliche Rechte genießen, heischt die Gerechtigkeit: aber ihnen Anteil am Staat einzuräumen, ist absurd.

Hätte Schopenhauer diese Sätze zu einer Zeit geschrieben, wo der Anteil am Staat eine durch den Besitz der Presse erzwungene Leistung ist, der Wunsch: Nicht genannt soll er werden, hätte sich unschwer verwirklichen lassen.

Ein Zeuge gegen die Geschwornen

Eine rabbinische Aufregung meldet sich zum Wort, wenn man ihr an »die Errungenschaften« rührt und eine ihrer Begriffshülfen kassieren möchte.

Die Fackel, Juli 1913

Würde und könnte der zehntausendste Teil dessen, was in fünfzehn Jahrgängen der Fackel von der nun einmal vorhandenen Welt als feindliche Ansicht geahnt wird, die Faßlichkeit einer kämpferischen Tendenz annehmen, der Autor wäre irgendeinmal durch einen Steinwurf gehindert worden, sich der Demokratie weiterhin verständlich zu machen. Da aber so etwas wie die Flucht in den Geist ihn, der am Übel so ehrlich leidet wie der beste Antikorruptionist, davor bewahrt, an der Vielheit des Leidens zugrundezugehen, bleibt wieder die herrschende Gemeinheit davor bewahrt, irgendwelche gegen ihn oder gegen sich selbst gekehrte Konsequenz zu ziehen. Wie wäre es denn sonst möglich, daß nicht eine von zehntausend Bloßstellungen, deren jede an Mut und Ernsthaftigkeit ein ganzes polemisches Dasein erfüllen könnte, den Betroffenen oder ~~sai~~ den Urheber unmöglich gemacht hat? Daß nicht Volksaufläufe entstehen, um die gebrandmarkten Verbrecher zu lynchen oder wenigstens den, der auf sie gewiesen hat? Daß nie eine Entscheidung fällt? Diebe, Betrüger und Preisrichter weiter wirken? Daß der Aufschrei über eine Schändlichkeit, die im Vorlesesaal demonstriert wird, stärkste Theaterwirkung bleibt und nicht über die Garderobe hinaus dringt? Vielleicht werden die Kinder derer, die es erlebt haben, mit Selbstmordgedanken auf die Welt kommen oder die Kinder derer, die es getan haben, aus der Art schlagen und es nicht mehr tun. Sie werden, wenn anders Werke der Sprache die Bestimmung haben, nur der Zeit unverständlich zu sein, das Beispiel der Väter verleugnen, die die Wahrheit nichts anzugehen schien, weil ihnen, was aus Kunst entsteht, sich in Dunst verwandelt. So hat alles, was hier geschrieben wurde, eine stoffliche Reizung geboten, die hinreichend stark war, um darnach zu greifen, aber auch eine stoffliche Enttäuschung, die hinreichend groß war, um es nicht zu behalten. An den Ausnahmefällen, in denen der Stoff als Tendenz gespürt und erwidert werden konnte, ist dieser Zustand noch besser festzustellen als dort, wo er sich mit jener Stille offenbart hat, zu der als einer Art schweigender Unruhe die lärmende Zeit sich auf meinen Alarm zwingen mußte. Man möchte glauben, daß das nachgemachte Geräusch jüdischer Wohllebigkeit, das aus der kleinsten Glosse als Echo dem Weltorgan antwortet, heftigere Wut entfesseln sollte als der Angriff gegen eine der Institutionen, die der herrschenden Meinung wohl genehm sind, aber von ihr doch nie so stark erlebt und erlitten werden wie das Geld. Das Gegenteil ist der Fall und seit langer Zeit habe ich kein so lebhaftes Getue um mich herum bemerkt wie jenes, das den Aufsatz gegen die Geschwornengerichte begleitet hat. Das macht: hier war der Stoff einläßlich genug, um verstehen zu lassen, was sonst nicht verstanden wird. Wer gegen Geschwornengerichte schreibt, muß mindestens so weit populär sein, um sich unpopulär machen zu können. Zahlreiche Briefe schwer gekränkter Demokraten zeigen, daß es gelungen ist. Das Erstaunen, das sie ausdrücken, bewei~~st~~, daß sie mich mit jenem ~~schlesischen~~ Redakteur bis nun für einen »Vertreter der äußersten Linken« gehalten hatten, und es machte den Eindruck, als ob sie einem, der Leichen auf dem Gewissen hat, nur eines verübeln wollten, nämlich daß er gegen die Verbrennung sei. Daß auch hinter dieser Tendenz, so faßlich sie ist, sich an mir noch etwas von Mord spüren ließe, soll ihnen nicht verraten sein. Es ist am besten, sich auf das Gebiet ihrer Auffassung, das in ihrer eigenen Sprache Plattform heißt, zu begeben und ~~sich~~ getrost als einen zu bekennen, der nichts weiter will als ihnen ihre Feuerbestattung

[illegible] Feuerbestattung zu verweigern und ihre Geschwornengerichte nehmen. Einer Plebs, die so anmaßend ist, zu glauben, ich sei anderer Meinung als sie, ~~will~~ ich nachgeben und ~~gern~~ anderer Meinung ~~sein~~ Weil man ihr aber mit Autoritäten so sehr imponiert wie man sich durch Bekämpfung der Institutionen bei ihr schadet, so sei ihr gesagt, daß schon vor mir ganz gescheite Leute eine leichte Abneigung gegen die Geschwornengerichte gezeigt haben. Ohne daß sie die Möglichkeit des Falles von Wiener-Neustadt, wo ein unglücklicher Student als das wahre Opfer eines Doppelselbstmordes zum Tode verurteilt, und des Falles von Leitmeritz, wo ein habgieriger Prostituiertenmörder freigesprochen wurde, auch nur geahnt haben. So finde ich bei Schopenhauer eine Stelle, die mich fast in den Verdacht bringt, ich hätte ihn abgeschrieben, in einen Verdacht, von dem ich mich nur durch das volle Geständnis der umfassenden Ähnlichkeit befreien kann.

Col. spat!

Die Fackel:

Wenn die Justiz sich selbst ernst nimmt — wir tuns ja nicht —, so hat sie sich unbegreiflich lange von einer fixen Idee des Liberalismus die Teilung der Gewalt mit jenen aufoktroyieren lassen, in denen die Richter mit Recht ihre Viktualienhändler und Fleischhacker erkennen müßten .... Die Lebensfremdheit der gelernten Richter mag zu jenen Rechtsgütern gehören, die zu schützen man dem Staat verbieten soll. Aber es ist doch grotesk, daß die Rauchfangkehrermeister den Anspruch erheben, dem wahren Leben näher zu stehen .... Sie schützen hier mit dem Freispruch wie dort mit dem Schuldspruch das Rechtsgut des Vermögens, und die strengste Verläßlichkeit, die ihren Urteilsspruch von persönlichem Vorteil unabhängig macht, wird sie nicht vor einer allgemeinen Befangenheit in materiellen Fragen schützen. Wie könnte es anders sein? Wie sollten sie, was jeden Tag ihres Lebens ausfüllt, für einen Monat verleugnen? Könnten sie's, sie hätten ihren Beruf verfehlt und man müßte ihrer Wirtschaft, ihrer Ware mißtrauen .... Müßte die Demokratie nach der Tat, die eine erwählte Bierbank vor ihren Augen vollbracht hat, in Reue vergehen, so trinkt sie sich wieder einen Phrasenrausch an und vergißt, anstatt zu verzweifeln.... Im Vorstellungskreis dieser Leute lebt der Staat als der Feind, er allein als der Feind aller, und die Geschwornen seien berufene Richter, weil sie »gegenüber dem Staate vollständig unabhängig« sind. Darum seien sie geeignet, »in politischen und Preßangelegenheiten zu urteilen« .... Berufsrichtern aber wird gleichmütig nachgesagt, daß sie einem Pflichtenkonflikt zwischen Gesetz und Interesse ausgeliefert sind .. und, ohne daß eine Ehrenhaftigkeit, die solchen Konflikt nicht kennt, auch nur angenommen wird, wird sie eben noch dort anerkannt, wo sie ihm ausweicht .. Man hat freilich noch nicht gehört, daß die Untauglichkeit von Generalen zu dem Vorschlag geführt hat, ihre Posten im Ernstfall mit Geschwornen zu besetzen. Aber alle diese Gedankengänge sind von der Furcht eröffnet, daß ohne Geschworne jener seichteste Radikalismus, der sich ausschließlich an der Regierung vergreift, Gefahr laufen könnte .... Die Phrase, die stark genug war, ein unnützes Ding zu erschaffen, ist auch stark genug, es zu retten. In Österreich wird der Staat noch lange die Gefahr sein, ehe man erkennen wird, daß er in Gefahr ist, aber auch dann wird man noch überzeugt sein, daß die Geschwornen »unabhängig« sind.... Man mag sie (die gelernten Richter) entlassen, wenn sie aufhören etwas zu taugen; man mag sie davonjagen, wenn sie den von liberalen Schwätzern berufenen »Buchstaben des Gesetzes« sinnlos befolgen:

Col. spat!

Schopenhauer:

Die konstitutionellen Könige haben eine unleugbare Ähnlichkeit mit den Göttern des Epikuros, als welche, ohne sich in die menschlichen Angelegenheiten zu mischen, in ungestörter Seligkeit und Gemütsruhe, da oben in ihrem Himmel sitzen. Sie sind nun aber einmal jetzt Mode geworden und in jedem deutschen Duodezfürstentum wird eine Parodie der englischen Verfassung aufgeführt, ganz komplett, mit Oberhaus und Unterhaus, bis auf die habeas corpus Akte und die Jury herab. Aus dem englischen Charakter und englischen Verhältnissen hervorgegangen und beide voraussetzend sind diese Formen dem englischen Volke gemäß und natürlich.... Die Engländer zeigen ihren großen Verstand auch darin, daß sie ihre alten Institutionen, Sitten und Gebräuche fest und heilig halten, auf die Gefahr hin, diese Tenazität zu weit und bis ins Lächerliche zu treiben; weil eben jene Dinge nicht in einem müßigen Kopfe ausgeheckt, sondern allmählig aus der Macht der Umstände und der Weisheit des Lebens selbst erwachsen, und daher ihnen, als Nation, angemessen sind. Hingegen hat der deutsche Michel sich von seinem Schulmeister einreden lassen, er müsse in einem englischen Frack einhergehn; das schicke sich nicht anders: er hat ihn demnach vom Papa ertrotzt und sieht nun, mit seinen linkischen Manieren und ungelenkem Wesen, lächerlich genug darin aus. Aber der Frack wird ihn noch sehr drücken und inkommodieren, und zwar zu allernächst durch die Jury, als welche, aus dem rohesten englischen Mittelalter, den Zeiten König Alfred des Großen, da noch lesen und schreiben können den Menschen von der Todesstrafe eximierte, stammend, das schlechteste aller Kriminalgerichte ist, wo nämlich, statt gelehrter und geübter Kriminalrichter, welche unter täglicher Entwirrung der von Dieben, Mördern und Gaunern versuchten Schliche und Finten grau geworden sind und so den Sachen auf die Spur zu kommen gelernt haben, nunmehr Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu Gerichte sitzen, um mit ihrem plumpen, rohen, ungeübten, tölpelhaften, ja, nicht einmal einer anhaltenden Aufmerksamkeit gewohnten Verstande die Wahrheit aus dem täuschenden Gewebe des Truges und Scheines herauszufinden, während sie noch obendrein dazwischen an ihr Tuch und ihr Leder denken und sich nach Hause sehnen, vollends aber vom Unterschiede zwischen Wahrscheinlichkeit und Gewißheit durchaus keinen deutlichen Begriff haben, vielmehr so eine Art von calculus probabilium in ihrem dumpfen Kopfe anstellen, nach welchem sie sodann getrost über das Leben

man mag die richterliche Unabsetzbarkeit antasten, um die Richter unabhängig zu machen. Sie sind es eher als die Geschwornen, weil die Abhängigkeit vom Staat noch immer die freieste unter allen Abhängigkeiten ist. Und sie haben endlich ein Recht darauf, das, was sie gelernt haben, ohne die Mitwirkung derer, die es nicht gelernt haben, auszuüben und den »Wahrspruch« nicht aus dem Munde dessen zu empfangen, der den Blick fürs Leben und eine Pfaidlerei hat. Über den Buchstaben des Gesetzes, der Schwarmgeister irritiert, sollen sich nur jene hinwegsetzen dürfen, die ihn lesen können .... Ein Analphabet, der statt der Unterschrift drei Kreuze macht, ist besser als ein Freigeist, der anonym bleibt. Ein Salzburger Bauer steht kulturell berghoch über einem Wiener Volkswirt. Ich würde aber doch glauben, daß es nicht nötig ist, Salzburger Bauern vom Pflug zu holen, auf daß sie einen Betrüger freisprechen, und auf die Frage eines Gerichtsfunktionärs, warum sie denn das eigentlich getan hätten, antworten können: »Was wollts ös? Der hat ja nix angstellt, der Statsangwalt hat ja selber gsagt: der Bilanz is schuld, der Bilanz müßt her!« Ich finde das nicht unsympathisch, ziehe den Sprecher jenem Staatsanwalt, der den Bilanz berufen hat, beiweitem vor, aber ich bin nicht dafür, daß der Staat seine Steuerzahler mißbraucht und sie von den Plätzen, wo sie Nutzen ernten, an solche lockt, wo sie Schaden säen .... Recht oder Unrecht muß jeder unterscheiden können, weil er sonst auf die Anklagebank kommt. Aber daß er, wenn er es kann, deshalb auf die Geschwornenbank kommt, ist ein Unrecht. Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe, reicht aber nicht aus, das Urteil zu fällen .... Und es ist gewissenlos, sie durch einen vollen Monat, wo oft der Bilanz her muß, aufzuhalten, den Angeklagten seinem ordentlichen Richter, die Richter — die es sind, damit sie es nicht sind, und die es nicht sind, damit sie es sind — ihrem ordentlichen Berufe zu entziehen und nachträglich noch zu behaupten, einer sei deshalb berufen statt des andern den »Wahrspruch zu fällen, weil er keinen Talar trägt, ihn aber genäht hat.

anderer den Stab brechen. (Auf sie ist anwendbar, was Samuel Johnson von einem soeben über eine wichtige Sache zusammengerufenen Kriegsgericht, dem er wenig zutrauete, sagte, nämlich, daß vielleicht kein einziger der Beisitzer desselben jemals in seinem Leben auch nur eine Stunde, für sich allein, mit dem Abwägen von Wahrscheinlichkeiten zugebracht hätte.) Aber die, meint man, würden so recht unparteiisch sein. — Das malignum vulgus da? Als ob nicht Parteilichkeit zehnmal mehr von den Standes-Gleichen des Beklagten zu befürchten wäre, als von den ihm völlig fremden, in ganz anderen Regionen lebenden, unabsetzbaren und ihrer Amtsehre sich bewußten Kriminalrichtern. Nun aber gar die Verbrechen gegen den Staat und sein Oberhaupt, nebst Preßvergehen, von der Jury richten lassen, heißt recht eigentlich den Bock zum Gärtner machen. Überall und zu allen Zeiten hat es viel Unzufriedenheit mit den Regierungen, Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen gegeben; großenteils aber nur, weil man stets bereit ist, diesen das Elend zur Last zu legen, welches dem menschlichen Dasein selbst unzertrennlich anhängt, indem es, mythisch zu reden, der Fluch ist, den Adam empfing, und mit ihm sein ganzes Geschlecht. Jedoch nie ist jene falsche Vorspiegelung auf lügenhaftere und frechere Weise gemacht worden, als von den Demagogen der »Jetztzeit«. Diese nämlich sind, als Feinde des Christentums, Optimisten; die Welt ist ihnen »Selbstzweck« und daher an sich selbst, d. h. ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, ganz vortrefflich eingerichtet, ein rechter Wohnplatz der Glückseligkeit. Die nun hiegegen schreienden, kolossalen Übel der Welt schreiben sie gänzlich den Regierungen zu: täten nämlich nur diese ihre Schuldigkeit, so würde der Himmel auf Erden existieren, d. h. alle würden ohne Mühe und Not vollauf fressen, saufen, sich propagieren und krepieren können: denn dies ist die Paraphrase ihres »Selbstzweck« und das Ziel des »unendlichen Fortschritts der Menschheit«, den sie in pomphaften Phrasen unermüdlich verkündigen.

Womit ich zugleich den Idioten antworte, die mir auch bei dieser Gelegenheit versichern, der Kampf gegen den Staat sei wichtiger als der Kampf gegen die Neue Freie Presse. Sie verstehen sonst noch immer nicht, daß der Kampf gegen die Neue Freie Presse der Kampf gegen die Welt ist, in der's mir noch immer gut gefallen könnte, wenn ich bloß mit dem Staat unzufrieden wäre. Aber freilich, was nützt es Schopenhauer zu zitieren? Der ist ja längst beim Liberalismus in Mißkredit. Denn er hat geschrieben:

Eine Staatsverfassung, in welcher bloß das abstrakte Recht sich verkörperte, wäre eine vortreffliche Sache für andere Wesen, als die Menschen sind: weil nämlich die große Mehrzahl derselben höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet ist, so erwächst hieraus die Notwendigkeit einer in Einem Menschen konzentrierten, selbst über dem Gesetz und dem Recht stehenden, völlig unverantwortlichen Gewalt, vor der sich alles beugt, und die betrachtet wird als ein Wesen höherer Art, ein Herrscher von Gottes Gnaden. Nur so läßt sich auf die Länge die Menschheit zügeln und regieren ....

Ein ganz besonderer und dabei paradoxer Nachteil der Republiken ist noch dieser, daß es in ihnen den überlegenen Köpfen schwerer werden muß, zu hohen Stellen und dadurch zu unmittelbarem politischen Einfluß zu gelangen, als in Monarchien .... Auf diese Art also hat in Monarchien der Verstand immer noch viel bessere Chancen gegen seinen unversöhnlichen und allgegenwärtigen Feind, die Dummheit, als in Republiken. Dieser Vorzug aber ist ein großer ...

Selbst das Planetensystem ist monarchisch. Hingegen ist das republikanische System dem Menschen so widernatürlich, wie es dem höhern Geistesleben, also Künsten und Wissenschaften, ungünstig ist.

Er hat ferner geschrieben:

Weiland war die Hauptstütze des Thrones der Glaube, heut zu Tage ist es der Kredit.

Er hat einer Zeit, die bedauert, daß Frauen noch nicht Geschworne sind, mit dem Satz präludiert:

Ferner bin ich der Meinung, daß, vor Gericht, das Zeugnis eines Weibes, caeteris paribus, weniger Gewicht haben sollte als das eines Mannes, so daß z. B. zwei männliche Zeugen etwan drei, oder gar vier, weibliche Zeugen aufwögen. Denn ich glaube, daß das weibliche Geschlecht, in Masse genommen, täglich drei Mal so viel Lügen in die Luft schickt, als das männliche, und noch dazu mit einem Anschein von Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, den das männliche nie erlangt.

Er hat ferner das Volk als einen »Souverän« erkannt:

jedoch ist es ein ewig unmündiger Souverän, welcher daher unter bleibender Vormundschaft stehn muß und nie seine Rechte selbst verwalten kann, ohne grenzenlose Gefahren herbeizuführen; zumal er, wie alle Unmündigen, gar leicht das Spiel hinte. listiger Gauner wird, welche deshalb Demagogen heißen.

Er hat über diese an Frauenstädt geschrieben:

»Was haben wir erlebt! Denken Sie sich, am 18. September eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahrgasse ... Plötzlich Stimmen und Gepolter an meiner verschlossenen Stubentüre: ich, denkend, es sei die souveräne Kanaille, verrammle die Tür mit der Stange ... Endlich die feine Stimme meiner Magd: ‚Es sind nur einige Österreicher!' Sogleich öffne ich diesen werten Freunden: zwanzig blauhosige Stockböhmen stürzen herein, um aus meinen Fenstern auf die Souveränen zu schießen ... Aus dem ersten Stock rekognosziert der Offizier das Pack hinter der Barrikade: sogleich schicke ich ihm den großen doppelten Operngucker ...«

Aber das alles ginge noch an, wenn er nicht auch geschrieben hätte:

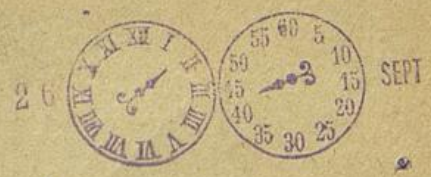
Andrerseits jedoch ist die Preßfreiheit anzusehn als die Erlaubnis Gift zu verkaufen: Gift für Geist und Gemüt. Denn was läßt sich nicht dem kenntnis- und urteilslosen großen Haufen in den Kopf setzen? Zumal wenn man ihnen Vorteil und Gewinn vorspiegelt. Und zu welcher Untat ist der Mensch nicht fähig, dem man etwas in den Kopf gesetzt hat? Ich fürchte daher sehr, daß die Gefahren der Preßfreiheit ihren Nutzen überwiegen. Jedenfalls aber sollte Preßfreiheit durch das strengste Verbot aller und jeder Anonymität bedingt sein.

Und selbst dies wäre noch erträglich, wenn er nicht auch noch gesagt hätte:

.... Daraus geht hervor, wie absurd es ist, ihnen einen Anteil an der Regierung oder Verwaltung irgend eines Staates einräumen zu wollen .... Daß die ihrem Nationalcharakter anhängenden, bekannten Fehler, worunter eine wundersame Abwesenheit alles dessen, was das Wort verecundia ausdrückt, der hervorstechendste, wenn gleich ein Mangel ist, der in der Welt besser weiter hilft, als vielleicht irgend eine positive Eigenschaft; daß, sage ich, diese Fehler hauptsächlich dem langen und ungerechten Drucke, den sie erlitten haben, zuzuschreiben sind, entschuldigt solche zwar, aber hebt sie nicht auf .... Daß sie mit Andern gleiche bürgerliche Rechte genießen, heischt die Gerechtigkeit: aber ihnen Anteil am Staat einzuräumen, ist absurd.

Hätte Schopenhauer diese Sätze zu einer Zeit geschrieben, wo der Anteil am Staat eine durch den Besitz der Presse erzwungene Leistung ist, der Wunsch: Nicht genannt soll er werden, hätte sich unschwer verwirklichen lassen.

45



Zeugenschaft gegen die Geschwornen

. . . Eine rabbinische Aufregung meldet sich zum Wort, wenn man ihr an »die Errungenschaften« rührt und eine ihrer Begriffshülsen kassieren möchte.
Die Fackel, Juli 1913

Würde und könnte der zehntausendste Teil dessen, was in fünfzehn Jahrgängen der Fackel von der nun einmal vorhandenen Welt als feindliche Ansicht geahnt wird, die Faßlichkeit einer kämpferischen Tendenz annehmen, der Autor wäre irgendeinmal durch einen Steinwurf gehindert worden, sich der Demokratie weiterhin verständlich zu machen. Da aber so etwas wie die Flucht in den Geist ihn, der am Übel so ehrlich leidet wie der beste Antikorruptionist, davor bewahrt, an der Vielheit des Leidens zugrundezugehen, bleibt wieder die herrschende Gemeinheit davor bewahrt, irgendwelche gegen ihn oder gegen sich selbst gekehrte Konsequenz zu ziehen. Wie wäre es denn sonst möglich, daß nicht eine von zehntausend Bloßstellungen, deren jede an Mut und Ernsthaftigkeit ein ganzes polemisches Dasein erfüllen könnte, den Betroffenen oder doch den Urheber unmöglich gemacht hat? Daß nicht Volksaufläufe entstehen, um die gebrandmarkten Verbrecher zu lynchen oder wenigstens den, der auf sie gewiesen hat? Daß nie eine Entscheidung fällt? Diebe, Betrüger und Preisrichter weiter wirken? Daß der Aufschrei über eine Schändlichkeit, die im Vorlesesaal demonstriert wird, stärkste Theaterwirkung bleibt und nicht über die Garderobe hinaus dringt? Vielleicht werden die Kinder derer, die es erlebt haben, mit Selbstmordgedanken auf die Welt kommen oder die Kinder derer, die es getan haben, aus der Art schlagen und es nicht mehr tun. Sie werden, wenn anders Werke der Sprache die Bestimmung haben, nur der Zeit unverständlich zu sein, das Beispiel der Väter verleugnen, die die Wahrheit nichts anzugehen schien, weil ihnen, was aus Kunst entsteht, sich in Dunst verwandelt. So hat alles, was hier geschrieben wurde, eine stoffliche Reizung geboten, die hinreichend stark war, um darnach zu greifen, aber auch eine stoffliche Enttäuschung, die hinreichend groß war, um es nicht zu behalten. An den Ausnahmefällen, in denen der Stoff als Tendenz gespürt und erwidert werden konnte, ist dieser Zustand noch besser festzustellen als dort, wo er sich mit jener Stille offenbart hat, zu der als einer Art schweigender Unruhe die lärmende Zeit sich auf meinen Alarm zwingen mußte. Man möchte glauben, daß das nachgemachte Geräusch jüdischer Wohllebigkeit, das aus der kleinsten Glosse als Echo dem Weltorgan antwortet, heftigere Wut entfesseln sollte als der Angriff gegen eine der Institutionen, die der herrschenden Meinung wohl genehm sind, aber von ihr doch nie so stark erlebt und erlitten werden wie das Geld. Das Gegenteil ist der Fall und seit langer Zeit habe ich kein so lebhaftes Getue um mich herum bemerkt wie jenes, das den Aufsatz gegen die Geschwornengerichte begleitet hat. Das macht: hier war der Stoff einläßlich genug, um verstehen zu lassen, was sonst nicht verstanden wird. Wer gegen Geschwornengerichte schreibt, muß mindestens so weit populär sein, um sich unpopulär machen zu können. Zahlreiche Briefe schwer gekränkter Demokraten zeigen, daß es gelungen ist. Das Erstaunen, das sie ausdrücken, bewies, daß sie mich mit jenem Breslauer Redakteur bis nun für einen »Vertreter der äußersten Linken« gehalten hatten, und es machte den Eindruck, als ob sie einem, der Leichen auf dem Gewissen hat, nur eines verübeln wollten, nämlich daß er gegen die Verbrennung sei. Daß sich auch hinter dieser Tendenz, so faßlich sie ist, an mir noch etwas von Mord spüren ließe, soll ihnen nicht verraten sein. Es ist am besten, sich auf das Gebiet ihrer Auffassung [illegible]

ihnen nicht verraten sein. Es ist am besten, sich auf das Gebiet ihrer Auffassung, das in ihrer eigenen Sprache Plattform heißt, zu begeben und getrost als einen zu bekennen, der nichts weiter will als ihnen ihre Feuerbestattung verweigern und ihre Geschwornengerichte nehmen. Einer Plebs, die so anmaßend ist, zu glauben, ich sei anderer Meinung als sie, gebe ich nach und bin anderer Meinung. Weil man ihr aber mit Autoritäten so sehr imponiert wie man sich durch Bekämpfung der Institutionen bei ihr schadet, so sei ihr gesagt, daß schon vor mir ganz gescheite Leute eine leichte Abneigung gegen die Geschwornengerichte gezeigt haben. Ohne daß sie die Möglichkeit des Falles von Wiener-Neustadt, wo ein unglücklicher Student als das wahre Opfer eines Doppelselbstmordes zum Tode verurteilt, und des Falles von Leitmeritz, wo ein habgieriger Prostituiertenmörder freigesprochen wurde, auch nur geahnt haben. So finde ich bei Schopenhauer eine Stelle, die mich fast in den Verdacht bringt, ich hätte ihn abgeschrieben, in einen Verdacht, von dem ich mich nur durch das volle Geständnis der umfassenden Ähnlichkeit befreien kann.

Die Fackel:

Wenn die Justiz sich selbst ernst nimmt — wir tuns ja nicht —, so hat sie sich unbegreiflich lange von einer fixen Idee des Liberalismus die Teilung der Gewalt mit jenen aufoktroyieren lassen, in denen die Richter mit Recht ihre Viktualienhändler und Fleischhacker erkennen müßten .... Die Lebensfremdheit der gelernten Richter mag zu jenen Rechtsgütern gehören, die zu schützen man dem Staat verbieten soll. Aber es ist doch grotesk, daß die Rauchfangkehrermeister den Anspruch erheben, dem wahren Leben näher zu stehen .... Sie schützen hier mit dem Freispruch wie dort mit dem Schuldspruch das Rechtsgut des Vermögens, und die strengste Verläßlichkeit, die ihren Urteilsspruch von persönlichem Vorteil unabhängig macht, wird sie nicht vor einer allgemeinen Befangenheit in materiellen Fragen schützen. Wie könnte es anders sein? Wie sollten sie, was jeden Tag ihres Lebens ausfüllt, für einen Monat verleugnen? Könnten sie's, sie hätten ihren Beruf verfehlt und man müßte ihrer Wirtschaft, ihrer Ware mißtrauen .... Müßte die Demokratie nach der Tat, die eine erwählte Bierbank vor ihren Augen vollbracht hat, in Reue vergehen, so trinkt sie sich wieder einen Phrasenrausch an und vergißt, anstatt zu verzweifeln .... Im Vorstellungskreis dieser Leute lebt der Staat als der Feind, er allein als der Feind aller, und die Geschwornen seien berufene Richter, weil sie »gegenüber dem Staate vollständig unabhängig« sind. Darum seien sie geeignet, »in politischen und Preßangelegenheiten zu urteilen« .... Berufsrichtern aber wird gleichmütig nachgesagt, daß sie einem Pflichtenkonflikt zwischen Gesetz und Interesse ausgeliefert sind .. und, ohne daß eine Ehrenhaftigkeit, die solchen Konflikt nicht kennt, auch nur angenommen wird, wird sie eben noch dort anerkannt, wo sie ihm ausweicht .. Man hat freilich noch nicht gehört, daß die Untauglichkeit von Generalen zu dem Vorschlag geführt hat, ihre Posten im Ernstfall mit Geschwornen zu besetzen. Aber alle diese Gedankengänge sind von der Furcht eröffnet, daß ohne Geschworne jener seichteste Radikalismus, der sich ausschließlich an der Regierung vergreift, Gefahr laufen könnte .... Die Phrase, die stark genug war, ein unnützes Ding zu erschaffen, ist auch stark genug, es zu retten. In Österreich wird der Staat noch lange die Gefahr sein, ehe man erkennen wird, daß er in Gefahr ist, aber auch dann wird man noch überzeugt sein, daß die Geschwornen »unabhängig« sind.... Man mag sie (die gelernten Richter) entlassen, wenn sie aufhören etwas zu taugen; man mag sie davonjagen, wenn sie den von liberalen Schwätzern berufenen »Buchstaben des Gesetzes« sinnlos befolgen;

Schopenhauer:

Die konstitutionellen Könige haben eine unleugbare Ähnlichkeit mit den Göttern des Epikuros, als welche, ohne sich in die menschlichen Angelegenheiten zu mischen, in ungestörter Seligkeit und Gemütsruhe, da oben in ihrem Himmel sitzen. Sie sind nun aber einmal jetzt Mode geworden und in jedem deutschen Duodezfürstentum wird eine Parodie der englischen Verfassung aufgeführt, ganz komplett, mit Oberhaus und Unterhaus, bis auf die habeas corpus Akte und die Jury herab. Aus dem englischen Charakter und englischen Verhältnissen hervorgegangen und beide voraussetzend sind diese Formen dem englischen Volke gemäß und natürlich.... Die Engländer zeigen ihren großen Verstand auch darin, daß sie ihre alten Institutionen, Sitten und Gebräuche fest und heilig halten, auf die Gefahr hin, diese Tenazität zu weit und bis ins Lächerliche zu treiben; weil eben jene Dinge nicht in einem müßigen Kopfe ausgeheckt, sondern allmählig aus der Macht der Umstände und der Weisheit des Lebens selbst erwachsen, und daher ihnen, als Nation, angemessen sind. Hingegen hat der deutsche Michel sich von seinem Schulmeister einreden lassen, er müsse in einem englischen Frack einhergehn; das schicke sich nicht anders: er hat ihn demnach vom Papa ertrotzt und sieht nun, mit seinen linkischen Manieren und ungelenkem Wesen, lächerlich genug darin aus. Aber der Frack wird ihn noch sehr drücken und inkommodieren, und zwar zu allernächst durch die Jury, als welche, aus dem rohesten englischen Mittelalter, den Zeiten Königs Alfred des Großen, da noch lesen und schreiben können den Menschen von der Todesstrafe eximierte, stammend, das schlechteste aller Kriminalgerichte ist, wo nämlich, statt gelehrter und geübter Kriminalrichter, welche unter täglicher Entwirrung der von Dieben, Mördern und Gaunern versuchten Schliche und Finten grau geworden sind und so den Sachen auf die Spur zu kommen gelernt haben, nunmehr Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu Gerichte sitzen, um mit ihrem plumpen, rohen, ungeübten, tölpelhaften, ja, nicht einmal einer anhaltenden Aufmerksamkeit gewohnten Verstande die Wahrheit aus dem täuschenden Gewebe des Truges und Scheines herauszufinden, während sie noch obendrein dazwischen an ihr Tuch und ihr Leder denken und sich nach Hause sehnen, vollends aber vom Unterschiede zwischen Wahrscheinlichkeit und Gewißheit durchaus keinen deutlichen Begriff haben, vielmehr so eine Art von calculus probabilium in ihrem dumpfen Kopfe anstellen, nach welchem sie sodann getrost über das Leben

man mag die richterliche Unabsetzbarkeit antasten, um die Richter unabhängig zu machen. Sie sind es eher als die Geschwornen, weil die Abhängigkeit vom Staat noch immer die freieste unter allen Abhängigkeiten ist. Und sie haben endlich ein Recht darauf, das, was sie gelernt haben, ohne die Mitwirkung derer, die es nicht gelernt haben, auszuüben und den »Wahrspruch« nicht aus dem Munde dessen zu empfangen, der den Blick fürs Leben und eine Pfaidlerei hat. Über den Buchstaben des Gesetzes, der Schwarmgeister irritiert, sollen sich nur jene hinwegsetzen dürfen, die ihn lesen können .... Ein Analphabet, der statt der Unterschrift drei Kreuze macht, ist besser als ein Freigeist, der anonym bleibt. Ein Salzburger Bauer steht kulturell berghoch über einem Wiener Volkswirt. Ich würde aber doch glauben, daß es nicht nötig ist, Salzburger Bauern vom Pflug zu holen, auf daß sie einen Betrüger freisprechen, und auf die Frage eines Gerichtsfunktionärs, warum sie denn das eigentlich getan hätten, antworten können: »Was wollts ös? Der hat ja nix angstellt, der Statsangwalt hat ja selber gsagt: der Bilanz is schuld, der Bilanz müßt her!« Ich finde das nicht unsympathisch, ziehe den Sprecher jenem Staatsanwalt, der den Bilanz berufen hat, beiweitem vor, aber ich bin nicht dafür, daß der Staat seine Steuerzahler mißbraucht und sie von den Plätzen, wo sie Nutzen ernten, an solche lockt, wo sie Schaden säen .... Recht oder Unrecht muß jeder unterscheiden können, weil er sonst auf die Anklagebank kommt. Aber daß er, wenn er es kann, deshalb auf die Geschwornenbank kommt, ist ein Unrecht. Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe, reicht aber nicht aus, das Urteil zu fällen .... Und es ist gewissenlos, sie durch einen vollen Monat, wo oft der Bilanz her muß, aufzuhalten, den Angeklagten seinem ordentlichen Richter, die Richter — die es sind, damit sie es nicht sind, und die es nicht sind, damit sie es sind — ihrem ordentlichen Berufe zu entziehen und nachträglich noch zu behaupten, einer sei deshalb berufen, statt des andern den »Wahrspruch« zu fällen, weil er keinen Talar trägt, ihn aber genäht hat.

anderer den Stab brechen. (Auf sie ist anwendbar, was Samuel Johnson von einem so eben über eine wichtige Sache zusammengerufenen Kriegsgericht, dem er wenig zutrauete, sagte, nämlich, daß vielleicht kein einziger der Beisitzer desselben jemals in seinem Leben auch nur eine Stunde, für sich allein, mit dem Abwägen von Wahrscheinlichkeiten zugebracht hätte.) Aber die, meint man, würden so recht unparteiisch sein. — Das malignum vulgus da? Als ob nicht Parteilichkeit zehnmal mehr von den Standes-Gleichen des Beklagten zu befürchten wäre, als von den ihm völlig fremden, in ganz anderen Regionen lebenden, unabsetzbaren und ihrer Amtsehre sich bewußten Kriminalrichtern. Nun aber gar die Verbrechen gegen den Staat und sein Oberhaupt, nebst Preßvergehen, von der Jury richten lassen, heißt recht eigentlich den Bock zum Gärtner machen. Überall und zu allen Zeiten hat es viel Unzufriedenheit mit den Regierungen, Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen gegeben; großenteils aber nur, weil man stets bereit ist, diesen das Elend zur Last zu legen, welches dem menschlichen Dasein selbst unzertrennlich anhängt, indem es, mythisch zu reden, der Fluch ist, den Adam empfing, und mit ihm sein ganzes Geschlecht. Jedoch nie ist jene falsche Vorspiegelung auf lügenhaftere und frechere Weise gemacht worden, als von den Demagogen der »Jetztzeit«. Diese nämlich sind, als Feinde des Christentums, Optimisten; die Welt ist ihnen »Selbstzweck« und daher an sich selbst, d. h. ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, ganz vortrefflich eingerichtet, ein rechter Wohnplatz der Glückseligkeit. Die nun hiegegen schreienden, kolossalen Übel der Welt schreiben sie gänzlich den Regierungen zu: täten nämlich nur diese ihre Schuldigkeit, so würde der Himmel auf Erden existieren, d. h. alle würden ohne Mühe und Not vollauf fressen, saufen, sich propagieren und krepieren können: denn dies ist die Paraphrase ihres »Selbstzweck« und das Ziel des »unendlichen Fortschritts der Menschheit«, den sie in pomphaften Phrasen unermüdlich verkündigen.

Womit ich zugleich den Idioten antworte, die mir auch bei dieser Gelegenheit versichern, der Kampf gegen den Staat sei wichtiger als der Kampf gegen die Neue Freie Presse. Sie verstehen sonst noch immer nicht, daß der Kampf gegen die Neue Freie Presse der Kampf gegen die Welt ist, in der's mir noch immer gut gefallen könnte, wenn ich ~~bloß~~ mit dem Staat unzufrieden wäre. Aber freilich, was nützt es Schopenhauer zu zitieren? Der ist ja längst beim Liberalismus in Mißkredit. Denn er hat geschrieben:

Eine Staatsverfassung, in welcher bloß das abstrakte Recht sich verkörperte, wäre eine vortreffliche Sache für andere Wesen, als die Menschen sind: weil nämlich die große Mehrzahl derselben höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet ist, so erwächst hieraus die Notwendigkeit einer in Einem Menschen konzentrierten, selbst über dem Gesetz und dem Recht stehenden, völlig unverantwortlichen Gewalt, vor der sich Alles beugt, und die betrachtet wird als ein Wesen höherer Art, ein Herrscher von Gottes Gnaden. Nur so läßt sich auf die Länge die Menschheit zügeln und regieren ....

Ein ganz besonderer und dabei paradoxer Nachteil der Republiken ist noch dieser, daß es in ihnen den überlegenen Köpfen schwerer werden muß, zu hohen Stellen und dadurch zu unmittelbarem politischen Einfluß zu gelangen, als in Monarchien .... Auf diese Art also hat in Monarchien der Verstand immer noch viel bessere Chancen gegen seinen unversöhnlichen und allgegenwärtigen Feind, die Dummheit, als in Republiken. Dieser Vorzug aber ist ein großer ...

Selbst das Planetensystem ist monarchisch. Hingegen ist das republikanische System dem Menschen so widernatürlich, wie es dem höhern Geistesleben, also Künsten und Wissenschaften, ungünstig ist.

Er hat ferner geschrieben:

Weiland war die Hauptstütze des Thrones der Glaube, heut zu Tage ist es der Kredit.

Er hat einer Zeit, die bedauert, daß Frauen noch nicht Geschworne sind, mit dem Satz präludiert:

Ferner bin ich der Meinung, daß, vor Gericht, das Zeugnis eines Weibes, caeteris paribus, weniger Gewicht haben sollte als das eines Mannes, so daß z. B. zwei männliche Zeugen etwan drei, oder gar vier, weibliche Zeugen aufwögen. Denn ich glaube, daß das weibliche Geschlecht, in Masse genommen, täglich drei Mal so viel Lügen in die Luft schickt, als das männliche, und noch dazu mit einem Anschein von Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, den das männliche nie erlangt.

Er hat ferner das Volk als einen »Souverän« erkannt:

jedoch ist es ein ewig unmündiger Souverän, welcher daher unter bleibender Vormundschaft stehn muß und nie seine Rechte selbst verwalten kann, ohne grenzenlose Gefahren herbeizuführen; zumal er, wie alle Unmündigen, gar leicht das Spiel hinterlistiger Gauner wird, welche deshalb Demagogen heißen.

Er hat über diese an Frauenstädt geschrieben:

»Was haben wir erlebt! Denken Sie sich, am 18. September eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahrgasse ... Plötzlich Stimmen und Gepolter an meiner verschlossenen Stubentüre; ich, denkend, es sei die souveräne Kanaille, verrammle die Tür mit der Stange ... Endlich die feine Stimme meiner Magd: ‚Es sind nur einige Österreicher!' Sogleich öffne ich diesen werten Freunden: zwanzig blauhosige Stockböhmen stürzen herein, um aus meinen Fenstern auf die Souveränen zu schießen ... Aus dem ersten Stock rekognosziert der Offizier das Pack hinter der Barrikade: sogleich schicke ich ihm den großen doppelten Operngucker ...«

Aber das alles ginge noch an, wenn er nicht auch geschrieben hätte:

Andrerseits jedoch ist die Preßfreiheit anzusehn als die Erlaubnis Gift zu verkaufen: Gift für Geist und Gemüt. Denn was läßt sich nicht dem kenntnis- und urteilslosen großen Haufen in den Kopf setzen? zumal wenn man ihm Vorteil und Gewinn vorspiegelt. Und zu welcher Untat ist der Mensch nicht fähig, dem man etwas in den Kopf gesetzt hat? Ich fürchte daher sehr, daß die Gefahren der Preßfreiheit ihren Nutzen überwiegen .. Jedenfalls aber sollte Preßfreiheit durch das strengste Verbot aller und jeder Anonymität bedingt sein.

Und selbst dies wäre noch erträglich, wenn er nicht auch noch gesagt hätte:

.... Daraus geht hervor, wie absurd es ist, ihnen einen Anteil an der Regierung oder Verwaltung irgend eines Staates einräumen zu wollen .... Daß die ihrem Nationalcharakter anhängenden, bekannten Fehler, worunter eine wundersame Abwesenheit alles Dessen, was das Wort verecundia ausdrückt, der hervorstechendste, wenn gleich ein Mangel ist, der in der Welt besser weiter hilft, als vielleicht irgend eine positive Eigenschaft; daß, sage ich, diese Fehler hauptsächlich dem langen und ungerechten Drucke, den sie erlitten haben, zuzuschreiben sind, entschuldigt solche zwar, aber hebt sie nicht auf .... Daß sie mit Andern gleiche bürgerliche Rechte genießen, heischt die Gerechtigkeit: aber ihnen Anteil am Staat einzuräumen, ist absurd.

Hätte Schopenhauer diese Sätze zu einer Zeit geschrieben, wo der Anteil am Staat eine durch den

Besitz der Presse erzwungene Leistung ist, der Wunsch: Nicht genannt soll er werden, hätte sich unschwer verwirklichen lassen.

Zeugenschaft gegen die Geschwornen

....Eine rabbinische Aufregung meldet sich zum Wort, wenn man ihr an »die Errungenschaften« rührt und eine ihrer Begriffshülsen kassieren möchte.
Die Fackel, Juli 1913

Würde und könnte der zehntausendste Teil dessen, was in fünfzehn Jahrgängen der Fackel von der nun einmal vorhandenen Welt als feindliche Ansicht geahnt wird, die Faßlichkeit einer kämpferischen Tendenz annehmen, der Autor wäre irgendeinmal durch einen Steinwurf gehindert worden, sich der Demokratie weiterhin verständlich zu machen. Da aber so etwas wie die Flucht in den Geist ihn, der am Übel so ehrlich leidet wie der beste Antikorruptionist, davor bewahrt, an der Vielheit des Leidens zugrundezugehen, bleibt wieder die herrschende Gemeinheit davor bewahrt, irgendwelche gegen ihn oder gegen sich selbst gekehrte Konsequenz zu ziehen. Wie wäre es denn sonst möglich, daß nicht eine von zehntausend Bloßstellungen, deren jede an Mut und Ernsthaftigkeit ein ganzes polemisches Dasein erfüllen könnte, den Betroffenen oder doch den Urheber unmöglich gemacht hat? Daß nicht Volksaufläufe entstehen, um die gebrandmarkten Verbrecher zu lynchen oder wenigstens den, der auf sie gewiesen hat? Daß nie eine Entscheidung fällt? Diebe, Betrüger und Preisrichter weiter wirken? Daß der Aufschrei über eine Schändlichkeit, die im Vorlesesaal demonstriert wird, stärkste Theaterwirkung bleibt und nicht über die Garderobe hinaus dringt? Vielleicht werden die Kinder derer, die es erlebt haben, mit Selbstmordgedanken auf die Welt kommen oder die Kinder derer, die es getan haben, aus der Art schlagen und es nicht mehr tun. Sie werden, wenn anders Werke der Sprache die Bestimmung haben, nur der Zeit unverständlich zu sein, das Beispiel der Väter verleugnen, die die Wahrheit nichts anzugehen schien, weil ihnen, was aus Kunst entsteht, sich in Dunst verwandelt. So hat alles, was hier geschrieben wurde, eine stoffliche Reizung geboten, die hinreichend stark war, um darnach zu greifen, aber auch eine stoffliche Enttäuschung, die hinreichend groß war, um es nicht zu behalten An den Ausnahmefällen, in denen der Stoff als Tendenz gespürt und erwidert werden konnte, ist dieser Zustand noch besser festzustellen als dort, wo er sich mit jener Stille offenbart hat, zu der als einer Art schweigender Unruhe die lärmende Zeit sich auf meinen Alarm zwingen mußte. Man möchte glauben, daß das nachgemachte Geräusch jüdischer Wohllebigkeit, das aus der kleinsten Glosse als Echo dem Weltorgan antwortet, heftigere Wut entfesseln sollte als der Angriff gegen eine der Institutionen, die der herrschenden Meinung wohl genehm sind, aber von ihr doch nie so stark erlebt und erlitten werden wie das Geld. Das Gegenteil ist der Fall und seit langer Zeit habe ich kein so lebhaftes Getue um mich herum bemerkt wie jenes, das den Aufsatz gegen die Geschwornengerichte begleitet hat. Das macht: hier war der Stoff einläßlich genug, um verstehen zu lassen, was sonst nicht verstanden wird. Wer gegen Geschwornengerichte schreibt, muß mindestens so weit populär sein, um sich unpopulär machen zu können. Zahlreiche Briefe schwer gekränkter Demokraten zeigen, daß es gelungen ist. Das Erstaunen, das sie ausdrücken, bewies, daß sie mich mit jenem Breslauer Redakteur bis nun für einen »Vertreter der äußersten Linken« gehalten hatten, und es machte den Eindruck, als ob sie einem, der Leichen auf dem Gewissen hat, nur eines verübeln wollten, nämlich daß er gegen die Verbrennung sei. Daß sich auch hinter dieser Tendenz, so faßlich sie ist, an mir noch etwas von Mord spüren ließe, soll ihnen nicht verraten sein. Es ist am besten, sich auf das Gebiet ihrer Auffassung, das in ihrer eigenen Sprache Plattform heißt, zu begeben und getrost als einen zu bekennen, der nichts weiter will als ihnen ihre Feuerbestattung verweigern und ihre Geschwornengerichte nehmen. Einer Plebs, die so anmaßend ist, zu glauben, ich sei anderer Meinung als sie, gebe ich nach und bin anderer Meinung. Weil man ihr aber mit Autoritäten so sehr imponiert wie man sich durch Bekämpfung der Insti-

tutionen bei ihr schadet, so sei ihr gesagt, daß schon vor mir ganz gescheite Leute eine leichte Abneigung gegen die Geschwornengerichte gezeigt haben. Ohne daß sie die Möglichkeit des Falles von Wiener-Neustadt, wo ein unglücklicher Student als das wahre Opfer eines Doppelselbstmordes zum Tode verurteilt, und des Falles von Leitmeritz, wo ein habgieriger Prostituiertenmörder freigesprochen wurde, auch nur geahnt haben. So finde ich bei Schopenhauer eine Stelle, die mich fast in den Verdacht bringt, ich hätte ihn abgeschrieben, in einen Verdacht, von dem ich mich nur durch das volle Geständnis der umfassenden Ähnlichkeit befreien kann.

Die Fackel:

Wenn die Justiz sich selbst ernst nimmt — wir tuns ja nicht —, so hat sie sich unbegreiflich lange von einer fixen Idee des Liberalismus die Teilung der Gewalt mit jenen aufoktroyieren lassen, in denen die Richter mit Recht ihre Viktualienhändler und Fleischhacker erkennen müßten .... Die Lebensfremdheit der gelernten Richter mag zu jenen Rechtsgütern gehören, die zu schützen man dem Staat verbieten soll. Aber es ist doch grotesk, daß die Rauchfangkehrermeister den Anspruch erheben, dem wahren Leben näher zu stehen .... Sie schützen hier mit dem Freispruch wie dort mit dem Schuldspruch das Rechtsgut des Vermögens, und die strengste Verläßlichkeit, die ihren Urteilsspruch von persönlichem Vorteil unabhängig macht, wird sie nicht vor einer allgemeinen Befangenheit in materiellen Fragen schützen. Wie könnte es anders sein? Wie sollten sie, was jeden Tag ihres Lebens ausfüllt, für einen Monat verleugnen? Könnten sie's, sie hätten ihren Beruf verfehlt und man müßte ihrer Wirtschaft, ihrer Ware mißtrauen .... Müßte die Demokratie nach der Tat, die eine erwählte Bierbank vor ihren Augen vollbracht hat, in Reue vergehen, so trinkt sie sich wieder einen Phrasenrausch an und vergißt, anstatt zu verzweifeln.... Im Vorstellungskreis dieser Leute lebt der Staat als der Feind, er allein als der Feind aller, und die Geschwornen seien berufene Richter, weil sie »gegenüber dem Staate vollständig unabhängig« sind. Darum seien sie geeignet, »in politischen und Preßangelegenheiten zu urteilen« .... Berufsrichtern aber wird gleichmütig nachgesagt, daß sie einem Pflichtenkonflikt zwischen Gesetz und Interesse ausgeliefert sind .. und, ohne daß eine Ehrenhaftigkeit, die solchen Konflikt nicht kennt, auch nur angenommen wird, wird sie eben noch dort anerkannt, wo sie ihm ausweicht .. Man hat freilich noch nicht gehört, daß die Untauglichkeit von Generalen zu dem Vorschlag geführt hat, ihre Posten im Ernstfall mit Geschwornen zu besetzen. Aber alle diese Gedankengänge sind von der Furcht eröffnet, daß ohne Geschworne jener seichteste Radikalismus, der sich ausschließlich an der Regierung vergreift, Gefahr laufen könnte .... Die Phrase, die stark genug war, ein unnützes Ding zu erschaffen, ist auch stark genug, es zu retten. In Österreich wird der Staat noch lange die Gefahr sein, ehe man erkennen wird, daß er in Gefahr ist, aber auch dann wird man noch überzeugt sein, daß die Geschwornen »unabhängig« sind.... Man mag sie (die gelernten Richter) entlassen, wenn sie aufhören etwas zu taugen; man mag sie davonjagen, wenn sie den von liberalen Schwätzern berufenen »Buchstaben des Gesetzes« sinnlos befolgen;

Schopenhauer:

Die konstitutionellen Könige haben eine unleugbare Ähnlichkeit mit den Göttern des Epikuros, als welche, ohne sich in die menschlichen Angelegenheiten zu mischen, in ungestörter Seligkeit und Gemütsruhe, da oben in ihrem Himmel sitzen. Sie sind nun aber einmal jetzt Mode geworden und in jedem deutschen Duodezfürstentum wird eine Parodie der englischen Verfassung aufgeführt, ganz komplett, mit Oberhaus und Unterhaus, bis auf die habeas corpus Akte und die Jury herab. Aus dem englischen Charakter und englischen Verhältnissen hervorgegangen und beide voraussetzend sind diese Formen dem englischen Volke gemäß und natürlich.... Die Engländer zeigen ihren großen Verstand auch darin, daß sie ihre alten Institutionen, Sitten und Gebräuche fest und heilig halten, auf die Gefahr hin, diese Tenazität zu weit und bis ins Lächerliche zu treiben; weil eben jene Dinge nicht in einem müßigen Kopfe ausgeheckt, sondern allmählig aus der Macht der Umstände und der Weisheit des Lebens selbst erwachsen, und daher ihnen, als Nation, angemessen sind. Hingegen hat der deutsche Michel sich von seinem Schulmeister einreden lassen, er müsse in einem englischen Frack einhergehn; das schicke sich nicht anders: er hat ihn demnach vom Papa ertrotzt und sieht nun, mit seinen linkischen Manieren und ungelenkem Wesen, lächerlich genug darin aus. Aber der Frack wird ihn noch sehr drücken und inkommodieren, und zwar zu allernächst durch die Jury, als welche, aus dem rohesten englischen Mittelalter, den Zeiten Königs Alfred des Großen, da noch lesen und schreiben können den Menschen von der Todesstrafe eximierte, stammend, das schlechteste aller Kriminalgerichte ist, wo nämlich, statt gelehrter und geübter Kriminalrichter, welche unter täglicher Entwirrung der von Dieben, Mördern und Gaunern versuchten Schliche und Finten grau geworden sind und so den Sachen auf die Spur zu kommen gelernt haben, nunmehr Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu Gerichte sitzen, um mit ihrem plumpen, rohen, ungeübten, tölpelhaften, ja, nicht einmal einer anhaltenden Aufmerksamkeit gewohnten Verstande die Wahrheit aus dem täuschenden Gewebe des Truges und Scheines herauszufinden, während sie noch obendrein dazwischen an ihr Tuch und ihr Leder denken und sich nach Hause sehnen, vollends aber vom Unterschiede zwischen Wahrscheinlichkeit und Gewißheit durchaus keinen deutlichen Begriff haben, vielmehr so eine Art von calculus probabilium in ihrem dumpfen Kopfe anstellen, nach welchem sie sodann getrost über das Leben

man mag die richterliche Unabsetzbarkeit antasten, um die Richter unabhängig zu machen. Sie sind es eher als die Geschwornen, weil die Abhängigkeit vom Staat noch immer die freieste unter allen Abhängigkeiten ist. ~~Und sie haben endlich ein Recht~~ darauf, das, was sie gelernt haben, ohne die Mitwirkung derer, die es nicht gelernt haben, auszuüben und den »Wahrspruch« nicht aus dem Munde dessen zu empfangen, der den Blick fürs Leben und eine ~~Pfaidlerei hat~~. Über den Buchstaben des Gesetzes, der Schwarmgeister irritiert, sollen sich nur jene hinwegsetzen dürfen, die ihn lesen können .... Ein Analphabet, der statt der Unterschrift drei Kreuze macht, ist besser als ein Freigeist, der anonym bleibt. Ein Salzburger Bauer steht kulturell berghoch über einem Wiener Volkswirt. Ich würde aber doch glauben, daß es nicht nötig sei, Salzburger Bauern vom Pflug zu holen, auf daß sie einen Betrüger freisprechen, und auf die Frage eines Gerichtsfunktionärs, warum sie denn das eigentlich getan hätten, antworten können: »Was wollts ös? Der hat ja nix angstellt, der Statsangwalt hat ja selber gsagt: der Bilanz is schuld, der Bilanz müßt her!« Ich finde das nicht unsympathisch, ziehe den Sprecher jenem Staatsanwalt, der den Bilanz berufen hat, beiweitem vor, aber ich bin nicht dafür, daß der Staat seine Steuerzahler mißbraucht und sie von den Plätzen, wo sie Nutzen ernten, an solche lockt, wo sie Schaden säen .... Recht oder Unrecht muß jeder unterscheiden können, weil er sonst auf die Anklagebank kommt. Aber daß er, wenn er es kann, deshalb auf die Geschwornenbank kommt, ist ein Unrecht. Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe, reicht aber nicht aus, das Urteil zu fällen .... Und es ist gewissenlos, sie durch einen vollen Monat, wo oft der Bilanz her muß, aufzuhalten, den Angeklagten seinem ordentlichen Richter, die Richter — die es sind, damit sie es nicht sind, und die es nicht sind, damit sie es sind — ihrem ordentlichen Berufe zu entziehen und nachträglich noch zu behaupten, einer sei deshalb berufen statt des andern den »Wahrspruch« zu fällen, weil er keinen Talar trägt, ihn aber genäht hat.

anderer den Stab brechen. ~~(Auf~~ sie ist anwendbar, was Samuel Johnson von einem so eben über eine wichtige Sache zusammengerufenen Kriegsgericht, dem er wenig zutrauete, sagte, nämlich, daß vielleicht kein einziger der Beisitzer desselben jemals in seinem Leben auch nur eine Stunde, für sich allein, mit dem Abwägen von Wahrscheinlichkeiten zu~~gebracht hätte.~~) Aber die, meint man, würden so recht unparteiisch sein. — Das malignum vulgus da? Als ob nicht Parteilichkeit zehnmal mehr von den Standes-Gleichen des Beklagten zu befürchten wäre, als von den ihm völlig fremden, in ganz anderen Regionen lebenden, unabsetzbaren und ihrer Amtsehre sich bewußten Kriminalrichtern. Nun aber gar die Verbrechen gegen den Staat und sein Oberhaupt, nebst Preßvergehen, von der Jury richten lassen, heißt recht eigentlich den Bock zum Gärtner machen. — Überall und zu allen Zeiten hat es viel Unzufriedenheit mit den Regierungen, Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen gegeben; großenteils aber nur, weil man stets bereit ist, diesen das Elend zur Last zu legen, welches dem menschlichen Dasein selbst unzertrennlich anhängt, indem es, mythisch zu reden, der Fluch ist, den Adam empfing, und mit ihm sein ganzes Geschlecht. Jedoch nie ist jene falsche Vorspiegelung auf lügenhaftere und frechere Weise gemacht worden, als von den Demagogen der »Jetztzeit«. Diese nämlich sind, als Feinde des Christentums, Optimisten; die Welt ist ihnen »Selbstzweck« und daher an sich selbst, d. h. ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, ganz vortrefflich eingerichtet, ein rechter Wohnplatz der Glückseligkeit. Die nun hiegegen schreienden, kolossalen Übel der Welt schreiben sie gänzlich den Regierungen zu: täten nämlich nur diese ihre Schuldigkeit, so würde der Himmel auf Erden existieren, d. h. alle würden ohne Mühe und Not vollauf fressen, saufen, sich propagieren und krepieren können: denn dies ist die Paraphrase ihres »Selbstzweck« und das Ziel des »unendlichen Fortschritts der Menschheit«, den sie in pomphaften Phrasen unermüdlich verkündigen.

Womit ich zugleich den Idioten antworte, die mir auch bei dieser Gelegenheit versichern, der Kampf gegen den Staat sei wichtiger als der Kampf gegen die Neue Freie Presse. Sie verstehen sonst noch immer nicht, daß der Kampf gegen die Neue Freie Presse der Kampf gegen die Welt ist, in der's mir noch immer gut genug gefallen könnte, wenn ich bloß mit dem Staat unzufrieden wäre. Aber freilich, was nützt es Schopenhauer zu zitieren? Der ist ja längst beim Liberalismus in Mißkredit. Denn er hat geschrieben:

Eine Staatsverfassung, in welcher bloß das abstrakte Recht sich verkörperte, wäre eine vortreffliche Sache für andere Wesen, als die Menschen sind: weil nämlich die große Mehrzahl derselben höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet ist, so erwächst hieraus die Notwendigkeit einer in Einem Menschen konzentrierten, selbst über dem Gesetz und dem Recht stehenden, völlig unverantwortlichen Gewalt, vor der sich Alles beugt, und die betrachtet wird als ein Wesen höherer Art, ein Herrscher von Gottes Gnaden. Nur so läßt sich auf die Länge die Menschheit zügeln und regieren . . . .,

Ein ganz besonderer und dabei paradoxer Nachteil der Republiken ist noch dieser, daß es in ihnen den überlegenen Köpfen schwerer werden muß, zu hohen Stellen und dadurch zu unmittelbarem politischen Einfluß zu gelangen, als in Monarchien . . . . Auf diese Art also hat in Monarchien der Verstand immer noch viel bessere Chancen gegen seinen unversöhnlichen und allgegenwärtigen Feind, die Dummheit, als in Republiken. Dieser Vorzug aber ist ein großer . . .

Selbst das Planetensystem ist monarchisch. Hingegen ist das republikanische System dem Menschen so widernatürlich, wie es dem höhern Geistesleben, also Künsten und Wissenschaften, ungünstig ist.

Er hat ferner geschrieben:

Weiland war die Hauptstütze des Thrones der Glaube, heut zu Tage ist es der Kredit.

Er hat einer Zeit, die bedauert, daß Frauen noch nicht Geschworne sind, mit dem Satz präludiert:

Ferner bin ich der Meinung, daß, vor Gericht, das Zeugnis eines Weibes, caeteris paribus, weniger Gewicht haben sollte als das eines Mannes, so daß z. B. zwei männliche Zeugen etwan drei, oder gar vier, weibliche Zeugen aufwögen. Denn ich glaube, daß das weibliche Geschlecht, in Masse genommen, täglich drei Mal so viel Lügen in die Luft schickt, als das männliche, und noch dazu mit einem Anschein von Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, den das männliche nie erlangt.

Er hat ferner das Volk als einen »Souverän« erkannt:

jedoch ist es ein ewig unmündiger Souverän, welcher daher unter bleibender Vormundschaft stehn muß und nie seine Rechte selbst verwalten kann, ohne grenzenlose Gefahren herbeizuführen; zumal er, wie alle Unmündigen, gar leicht das Spiel hinterlistiger Gauner wird, welche deshalb Demagogen heißen.

Er hat über diese an Frauenstädt geschrieben:

»Was haben wir erlebt! Denken Sie sich, am 18. September eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahrgasse . . . Plötzlich Stimmen und Gepolter an meiner verschlossenen Stubentüre: ich, denkend, es sei die souveräne Kanaille, verrammle die Tür mit der Stange . . . Endlich die feine Stimme meiner Magd: ‚Es sind nur einige Österreicher!' Sogleich öffne ich diesen werten Freunden: zwanzig blauhosige Stockböhmen stürzen herein, um aus meinen Fenstern auf die Souveränen zu schießen . . . Aus dem ersten Stock rekognosziert der Offizier das Pack hinter der Barrikade: sogleich schicke ich ihm den großen doppelten Operngucker . . .«

Aber das alles ginge noch an, wenn er nicht auch geschrieben hätte:

Andrerseits jedoch ist die Preßfreiheit anzusehn als die Erlaubnis Gift zu verkaufen: Gift für Geist und Gemüt. Denn was läßt sich nicht dem kenntnis- und urteilslosen großen Haufen in den Kopf setzen? zumal wenn man ihm Vorteil und Gewinn vorspiegelt. Und zu welcher Untat ist der Mensch nicht fähig, dem man etwas in den Kopf gesetzt hat? Ich fürchte daher sehr, daß die Gefahren der Preßfreiheit ihren Nutzen überwiegen . . Jedenfalls aber sollte Preßfreiheit durch das strengste Verbot aller und jeder Anonymität bedingt sein.

Und selbst dies wäre noch erträglich, wenn er nicht auch noch gesagt hätte:

. . . . Daraus geht hervor, wie absurd es ist, ihnen einen Anteil an der Regierung oder Verwaltung irgend eines Staates einräumen zu wollen . . . . Daß die ihrem Nationalcharakter anhängenden, bekannten Fehler, worunter eine wundersame Abwesenheit alles Dessen, was das Wort verecundia ausdrückt, der hervorstechendste, wenn gleich ein Mangel ist, der in der Welt besser weiter hilft, als vielleicht irgend eine positive Eigenschaft; daß, sage ich, diese Fehler hauptsächlich dem langen und ungerechten Drucke, den sie erlitten haben, zuzuschreiben sind, entschuldigt solche zwar, aber hebt sie nicht auf . . . . Daß sie mit Andern gleiche bürgerliche Rechte genießen, heischt die Gerechtigkeit: aber ihnen Anteil am Staat einzuräumen, ist absurd.

Hätte Schopenhauer diese Sätze zu einer Zeit geschrieben, wo der Anteil am Staat eine durch den Besitz der Presse [illegible]

Arthur Schopenhauer diese Sätze zu einer Zeit geschrieben, wo der Anteil am Staat eine durch den Besitz der Presse erzwungene Leistung ist, der Wunsch: Nicht genannt soll er werden, hätte sich unschwer verwirklichen lassen.

Tarn

Zeugenschaft gegen die Geschwornen

....Eine rabbinische Aufregung meldet sich zum Wort, wenn man ihr an »die Errungenschaften« rührt und eine ihrer Begriffshülsen kassieren möchte.
Die Fackel, Juli 1913

Würde und könnte der zehntausendste Teil dessen, was in fünfzehn Jahrgängen der Fackel von der nun einmal vorhandenen Welt als feindliche Ansicht geahnt wird, die Faßlichkeit einer kämpferischen Tendenz annehmen, der Autor wäre irgendeinmal durch einen Steinwurf gehindert worden, sich der Demokratie weiterhin verständlich zu machen. Da aber so etwas wie die Flucht in den Geist ihn, der am Übel so ehrlich leidet wie der beste Antikorruptionist, davor bewahrt, an der Vielheit des Leidens zugrundezugehen, bleibt wieder die herrschende Gemeinheit davor bewahrt, irgendwelche gegen ihn oder gegen sich selbst gekehrte Konsequenz zu ziehen. Wie wäre es denn sonst möglich, daß nicht eine von zehntausend Bloßstellungen, deren jede an Mut und Ernsthaftigkeit ein ganzes polemisches Dasein erfüllen könnte, den Betroffenen oder doch den Urheber unmöglich gemacht hat? Daß nicht Volksaufläufe entstehen, um die gebrandmarkten Verbrecher zu lynchen oder wenigstens den, der auf sie gewiesen hat? Daß nie eine Entscheidung fällt? Diebe, Betrüger und Preisrichter weiter wirken? Daß der Aufschrei über eine Schändlichkeit, die im Vorlesesaal demonstriert wird, stärkste Theaterwirkung bleibt und nicht über die Garderobe hinaus dringt? Vielleicht werden die Kinder derer, die es erlebt haben, mit Selbstmordgedanken auf die Welt kommen oder die Kinder derer, die es getan haben, aus der Art schlagen und es nicht mehr tun. Sie werden, wenn anders Werke der Sprache die Bestimmung haben, nur der Zeit unverständlich zu sein, das Beispiel der Väter verleugnen, die die Wahrheit nichts anzugehen schien, weil ihnen, was aus Kunst entsteht, sich in Dunst verwandelt. So hat alles, was hier geschrieben wurde, eine stoffliche Reizung geboten, die hinreichend stark war, um darnach zu greifen, aber auch eine stoffliche Enttäuschung, die hinreichend groß war, um es nicht zu behalten. An den Ausnahmefällen, in denen der Stoff als Tendenz gespürt und erwidert werden konnte, ist dieser Zustand noch besser festzustellen als dort, wo er sich mit jener Stille offenbart hat, zu der als einer Art schweigender Unruhe die lärmende Zeit sich auf meinen Alarm zwingen mußte. Man möchte glauben, daß das nachgemachte Geräusch jüdischer Wohllebigkeit, das aus der kleinsten Glosse als Echo dem Weltorgan antwortet, heftigere Wut entfesseln sollte als der Angriff gegen eine der Institutionen, die der herrschenden

Meinung wohl genehm sind, aber von ihr doch nie so stark erlebt und erlitten werden wie das Geld. Das Gegenteil ist der Fall / und seit langer Zeit habe ich kein so lebhaftes Getue um mich herum bemerkt wie jenes, das den Aufsatz gegen die Geschwornengerichte begleitet hat. Das macht: hier war der Stoff einläßlich genug, um verstehen zu lassen, was sonst nicht verstanden wird. Wer gegen Geschwornengerichte schreibt, muß mindestens so weit populär sein, um sich unpopulär machen zu können. Zahlreiche Briefe schwer gekränkter Demokraten zeigen, daß es gelungen ist. Das Erstaunen, das sie ausdrücken, bewies, daß sie mich mit jenem Breslauer Redakteur bis nun für einen »Vertreter der äußersten Linken« gehalten hatten, und es machte den Eindruck, als ob sie einem, der Leichen auf dem Gewissen hat, nur eines verübeln wollten, nämlich daß er gegen die Verbrennung sei. Daß sich auch hinter dieser Tendenz, so faßlich sie ist, an mir noch etwas von Mord spüren ließe, soll ihnen nicht verraten sein. Es ist am besten, sich auf das Gebiet ihrer Auffassung, das in ihrer eigenen Sprache Plattform heißt, zu begeben und getrost als einen zu bekennen, der nichts weiter will als ihnen ihre Feuerbestattung verweigern und ihre Geschwornengerichte nehmen. Einer Plebs, die so anmaßend ist, zu glauben, ich sei anderer Meinung als sie, gebe ich nach und bin anderer Meinung. Weil man ihr aber mit Autoritäten so sehr imponiert wie man sich durch Bekämpfung der Institutionen bei ihr schadet, so sei ihr gesagt, daß schon vor mir ganz gescheite Leute eine leichte Abneigung gegen die Geschwornengerichte gezeigt haben. Ohne die Geschwornen von Wiener-Neustadt erlebt zu haben. Ohne den Fall auch nur geahnt zu haben, daß ein unglücklicher Student als das wahre Opfer eines Doppelselbstmordes wegen Mordes verurteilt, und ein Schlossergeselle, der nach monatelanger Folterung einen Lehrbuben die glühende Eisenstange in den Bauch getrieben hatte, vom Totschlag freigesprochen wurde. So finde ich bei Schopenhauer eine Stelle, die mich fast in den Verdacht bringt, ich hätte ihn abgeschrieben, in einen Verdacht, von dem ich mich nur durch das volle Geständnis der umfassenden Ähnlichkeit befreien kann.

Die Fackel:

Wenn die Justiz sich selbst ernst nimmt — wir tuns ja nicht —, so hat sie sich unbegreiflich lange von einer fixen Idee des Liberalismus die Teilung der Gewalt mit jenen aufoktroyieren lassen, in denen die Richter mit Recht ihre Viktualienhändler und Fleischhacker erkennen müßten .... Die Lebensfremdheit der gelernten Richter mag zu jenen Rechtsgütern gehören, die zu schützen man dem Staat verbieten soll. Aber es ist doch grotesk, daß die Rauchfangkehrermeister den Anspruch erheben, dem wahren Leben näher zu stehen .... Sie schützen hier mit dem Freispruch wie dort mit dem Schuldspruch das Rechtsgut des Vermögens, und die strengste Verläßlichkeit, die ihren Urteilsspruch von persönlichem Vorteil unabhängig macht, wird sie nicht vor einer allgemeinen Befangenheit in materiellen Fragen schützen. Wie könnte es anders sein? Wie sollten sie, was jeden Tag ihres Lebens ausfüllt, für einen Monat verleugnen? Könnten sie's, sie hätten ihren Beruf verfehlt und man müßte ihrer Wirtschaft, ihrer Ware mißtrauen .... Müßte die Demokratie nach der Tat, die eine erwählte Bierbank vor ihren Augen vollbracht hat, in Reue vergehen, so trinkt sie sich wieder einen Phrasenrausch an und vergißt, anstatt zu verzweifeln.... Im Vorstellungskreis dieser Leute lebt der Staat als der Feind, er allein als der Feind aller, und die Geschwornen seien berufene Richter, weil sie »gegenüber dem Staate vollständig unabhängig« sind. Darum seien sie geeignet, »in politischen und Preßangelegenheiten zu urteilen« .... Berufsrichtern aber wird gleichmütig nachgesagt, daß sie einem Pflichtenkonflikt zwischen Gesetz und Interesse ausgeliefert sind .. und, ohne daß eine Ehrenhaftigkeit, die solchen Konflikt nicht kennt, auch nur angenommen wird, wird sie eben noch dort anerkannt, wo sie ihm ausweicht .. Man hat freilich noch nicht gehört, daß die Untauglichkeit von Generalen zu dem Vorschlag geführt hat, ihre Posten im Ernstfall mit Geschwornen zu besetzen. Aber alle diese Gedankengänge sind von der Furcht eröffnet, daß ohne Geschworne jener seichteste Radikalismus, der sich ausschließlich an der Regierung vergreift, Gefahr laufen könnte .... Die Phrase, die stark genug war, ein unnützes Ding zu erschaffen, ist auch stark genug, es zu retten. In Österreich wird der Staat noch lange die Gefahr sein, ehe man erkennen wird, daß er in Gefahr ist, aber auch dann wird man noch überzeugt sein, daß die Geschwornen »unabhängig« sind.... Man mag sie (die gelernten Richter) entlassen, wenn sie aufhören etwas zu taugen; man mag sie davonjagen, wenn sie den von liberalen Schwätzern berufenen »Buchstaben des Gesetzes« sinnlos befolgen;

Schopenhauer:

Die konstitutionellen Könige haben eine unleugbare Ähnlichkeit mit den Göttern des Epikuros, als welche, ohne sich in die menschlichen Angelegenheiten zu mischen, in ungestörter Seligkeit und Gemütsruhe, da oben in ihrem Himmel sitzen. Sie sind nun aber einmal jetzt Mode geworden und in jedem deutschen Duodezfürstentum wird eine Parodie der englischen Verfassung aufgeführt, ganz komplett, mit Oberhaus und Unterhaus, bis auf die habeas corpus Akte und die Jury herab. Aus dem englischen Charakter und englischen Verhältnissen hervorgegangen und beide voraussetzend sind diese Formen dem englischen Volke gemäß und natürlich. .. / Die Engländer zeigen ihren großen Verstand auch darin, daß sie ihre alten Institutionen, Sitten und Gebräuche fest und heilig halten, auf die Gefahr hin, diese Tenazität zu weit und bis ins Lächerliche zu treiben; weil eben jene Dinge nicht in einem müßigen Kopfe ausgeheckt, sondern allmählig aus der Macht der Umstände und der Weisheit des Lebens selbst erwachsen, und daher ihnen, als Nation, angemessen sind. Hingegen hat der deutsche Michel sich von seinem Schulmeister einreden lassen, er müsse in einem englischen Frack einhergehn; das schicke sich nicht anders: er hat ihn demnach vom Papa ertrotzt und sieht nun, mit seinen linkischen Manieren und ungelenkem Wesen, lächerlich genug darin aus. Aber der Frack wird ihn noch sehr drücken und inkommodieren, und zwar zu allernächst durch die Jury, als welche, aus dem rohesten englischen Mittelalter, den Zeiten Königs Alfred des Großen, da noch lesen und schreiben können den Menschen von der Todesstrafe eximierte, stammend, das schlechteste aller Kriminalgerichte ist, wo nämlich, statt gelehrter und geübter Kriminalrichter, welche unter täglicher Entwirrung der von Dieben, Mördern und Gaunern versuchten Schliche und Finten grau geworden sind und so den Sachen auf die Spur zu kommen gelernt haben, nunmehr Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu Gerichte sitzen, um mit ihrem plumpen, rohen, ungeübten, tölpelhaften, ja, nicht einmal einer anhaltenden Aufmerksamkeit gewohnten Verstande die Wahrheit aus dem täuschenden Gewebe des Truges und Scheines herauszufinden, während sie noch obendrein dazwischen an ihr Tuch und ihr Leder denken und sich nach Hause sehnen, vollends aber vom Unterschiede zwischen Wahrscheinlichkeit und Gewißheit durchaus keinen deutlichen Begriff haben, vielmehr so eine Art von calculus probabilium in ihrem dumpfen Kopfe anstellen, nach welchem sie sodann getrost über das Leben

man mag die richterliche Unabsetzbarkeit antasten, um die Richter unabhängig zu machen. Sie sind es eher als die Geschwornen, weil die Abhängigkeit vom Staat noch immer die freieste unter allen Abhängigkeiten ist. ~~Und sie haben endlich ein Recht~~ darauf, das, was sie gelernt haben, ohne die Mitwirkung derer, die es nicht gelernt haben, auszuüben und den »Wahrspruch« nicht aus dem Munde dessen zu empfangen, der den Blick fürs Leben und eine ~~Plaidiererei hat~~. Über den Buchstaben des Gesetzes, der Schwarmgeister irritiert, sollen sich nur jene hinwegsetzen dürfen, die ihn lesen können .... Ein Analphabet, der statt der Unterschrift drei Kreuze macht, ist besser als ein Freigeist, der anonym bleibt. Ein Salzburger Bauer steht kulturell berghoch über einem Wiener Volkswirt. Ich würde aber doch glauben, daß es nicht nötig sei, Salzburger Bauern vom Pflug zu holen, auf daß sie einen Betrüger freisprechen, und auf die Frage eines Gerichtsfunktionärs, warum sie denn das eigentlich getan hätten, antworten können: »Was wollts ös? Der hat ja nix angstellt, der Statsangwalt hat ja selber gsagt: der Bilanz is schuld, der Bilanz müßt her!« Ich finde das nicht unsympathisch, ziehe den Sprecher jenem Staatsanwalt, der den Bilanz berufen hat, beiweitem vor, aber ich bin nicht dafür, daß der Staat seine Steuerzahler mißbraucht und sie von den Plätzen, wo sie Nutzen ernten, an solche lockt, wo sie Schaden säen .... Recht oder Unrecht muß jeder unterscheiden können, weil er sonst auf die Anklagebank kommt. Aber daß er, wenn er es kann, deshalb auf die Geschwornenbank kommt, ist ein Unrecht. Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe, reicht aber nicht aus, das Urteil zu fällen .... Und es ist gewissenlos, sie durch einen vollen Monat, wo oft der Bilanz her muß, aufzuhalten, den Angeklagten seinem ordentlichen Richter, die Richter — die es sind, damit sie es nicht sind, und die es nicht sind, damit sie es sind — ihrem ordentlichen Berufe zu entziehen und nachträglich noch zu behaupten, einer sei deshalb berufen statt des andern den »Wahrspruch« zu fällen, weil er keinen Talar trägt, ihn abergenäht hat. anderer den Stab brechen. ~~(Auf~~ sie ist anwendbar, was Samuel Johnson von einem so eben über eine wichtige Sache zusammengerufenen Kriegsgericht, dem er wenig zutrauete, sagte, nämlich, daß vielleicht kein einziger der Beisitzer desselben jemals in seinem Leben auch nur eine Stunde, für sich allein, mit dem Abwägen von Wahrscheinlichkeiten zugebracht hätte.) Aber die, meint man, würden so recht unparteiisch sein. — Das malignum vulgus da? Als ob nicht Parteilichkeit zehnmal mehr von den Standes-Gleichen des Beklagten zu befürchten wäre, als von den ihm völlig fremden, in ganz anderen Regionen lebenden, unabsetzbaren und ihrer Amtsehre sich bewußten Kriminalrichtern. Nun aber gar die Verbrechen gegen den Staat und sein Oberhaupt, nebst Preßvergehen, von der Jury richten lassen, heißt recht eigentlich den Bock zum Gärtner machen. — Überall und zu allen Zeiten hat es viel Unzufriedenheit mit den Regierungen, Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen gegeben; großenteils aber nur, weil man stets bereit ist, diesen das Elend zur Last zu legen, welches dem menschlichen Dasein selbst unzertrennlich anhängt, indem es, mythisch zu reden, der Fluch ist, den Adam empfing, und mit ihm sein ganzes Geschlecht. Jedoch nie ist jene falsche Vorspiegelung auf lügenhaftere und frechere Weise gemacht worden, als von den Demagogen der »Jetztzeit«. Diese nämlich sind, als Feinde des Christentums, Optimisten; die Welt ist ihnen »Selbstzweck« und daher an sich selbst, d. h. ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, ganz vortrefflich eingerichtet, ein rechter Wohnplatz der Glückseligkeit. Die nun hiegegen schreienden, kolossalen Übel der Welt schreiben sie gänzlich den Regierungen zu: täten nämlich nur diese ihre Schuldigkeit, so würde der Himmel auf Erden existieren, d. h. alle würden ohne Mühe und Not vollauf fressen, saufen, sich propagieren und krepieren können: denn dies ist die Paraphrase ihres »Selbstzweck« und das Ziel des »unendlichen Fortschritts der Menschheit«, den sie in pomphaften Phrasen unermüdlich verkündigen.

Womit ich zugleich den Idioten antworte, die mir auch bei dieser Gelegenheit versichern, der Kampf gegen den Staat sei wichtiger als der Kampf gegen die Neue Freie Presse. Sie verstehen sonst noch immer nicht, daß der Kampf gegen die Neue Freie Presse der Kampf gegen die Welt ist, in der's mir noch immer gut genug gefallen könnte, wenn ich bloß mit dem Staat unzufrieden wäre. Aber freilich, was nützt es Schopenhauer zu zitieren? Der ist ja längst beim Liberalismus in Mißkredit. Denn er hat geschrieben:

Eine Staatsverfassung, in welcher bloß das abstrakte Recht sich verkörperte, wäre eine vortreffliche Sache für andere Wesen, als die Menschen sind: weil nämlich die große Mehrzahl derselben höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet ist, so erwächst hieraus die Notwendigkeit einer in Einem Menschen konzentrierten, selbst über dem Gesetz und dem Recht stehenden, völlig unverantwortlichen Gewalt, vor der sich Alles beugt, und die betrachtet wird als ein Wesen höherer Art, ein Herrscher von Gottes Gnaden. Nur so läßt sich auf die Länge die Menschheit zügeln und regieren . . . .

Ein ganz besonderer und dabei paradoxer Nachteil der Republiken ist noch dieser, daß es in ihnen den überlegenen Köpfen schwerer werden muß, zu hohen Stellen und dadurch zu unmittelbarem politischen Einfluß zu gelangen, als in Monarchien . . . . Auf diese Art also hat in Monarchien der Verstand immer noch viel bessere Chancen gegen seinen unversöhnlichen und allgegenwärtigen Feind, die Dummheit, als in Republiken. Dieser Vorzug aber ist ein großer . . .

Selbst das Planetensystem ist monarchisch. Hingegen ist das republikanische System dem Menschen so widernatürlich, wie es dem höhern Geistesleben, also Künsten und Wissenschaften, ungünstig ist.

Er hat ferner geschrieben:

Weiland war die Hauptstütze des Thrones der Glaube, heut zu Tage ist es der Kredit.

Er hat einer Zeit, die bedauert, daß Frauen noch nicht Geschworne sind, mit dem Satz präludiert:

Ferner bin ich der Meinung, daß, vor Gericht, das Zeugnis eines Weibes, caeteris paribus, weniger Gewicht haben sollte als das eines Mannes, so daß z. B. zwei männliche Zeugen etwa drei, oder gar vier, weibliche Zeugen aufwögen. Denn ich glaube, daß das weibliche Geschlecht, in Masse genommen, täglich drei Mal so viel Lügen in die Luft schickt, als das männliche, und noch dazu mit einem Anschein von Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, den das männliche nie erlangt.

Er hat ferner das Volk als einen »Souverän« erkannt:

jedoch ist es ein ewig unmündiger Souverän, welcher daher unter bleibender Vormundschaft stehn muß und nie seine Rechte selbst verwalten kann, ohne grenzenlose Gefahren herbeizuführen; zumal er, wie alle Unmündigen, gar leicht das Spiel hinterlistiger Gauner wird, welche deshalb Demagogen heißen.

Er hat über diese an Frauenstädt geschrieben:

»Was haben wir erlebt! Denken Sie sich, am 18. September eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahrgasse ... Plötzlich Stimmen und Gepolter an meiner verschlossenen Stubentüre; ich, denkend, es sei die souveräne Kanaille, verrammle die Tür mit der Stange ... Endlich die feine Stimme meiner Magd: ‚Es sind nur einige Österreicher!' Sogleich öffne ich diesen werten Freunden: zwanzig blauhosige Stockböhmen stürzen herein, um aus meinen Fenstern auf die Souveränen zu schießen ... Aus dem ersten Stock rekognosziert der Offizier das Pack hinter der Barrikade: sogleich schicke ich ihm den großen doppelten Operngucker ...«

Aber das alles ginge noch an, wenn er nicht auch geschrieben hätte:

Andrerseits jedoch ist die Preßfreiheit anzusehn als die Erlaubnis Gift zu verkaufen: Gift für Geist und Gemüt. Denn was läßt sich nicht dem kenntnis- und urteilslosen großen Haufen in den Kopf setzen? zumal wenn man ihm Vorteil und Gewinn vorspiegelt. Und zu welcher Untat ist der Mensch nicht fähig, dem man etwas in den Kopf gesetzt hat? Ich fürchte daher sehr, daß die Gefahren der Preßfreiheit ihren Nutzen überwiegen .. Jedenfalls aber sollte Preßfreiheit durch das strengste Verbot aller und jeder Anonymität bedingt sein.

Und selbst dies wäre noch erträglich, wenn er nicht auch noch gesagt hätte:

.... Daraus geht hervor, wie absurd es ist, ihnen einen Anteil an der Regierung oder Verwaltung irgend eines Staates einräumen zu wollen .... Daß die ihrem Nationalcharakter anhängenden, bekannten Fehler, worunter eine wundersame Abwesenheit alles Dessen, was das Wort verecundia ausdrückt, der hervorstechendste, wenn gleich ein Mangel ist, der in der Welt besser weiter hilft, als vielleicht irgend eine positive Eigenschaft; daß, sage ich, diese Fehler hauptsächlich dem langen und ungerechten Drucke, den sie erlitten haben, zuzuschreiben sind, entschuldigt solche zwar, aber hebt sie nicht auf .... Daß sie mit Andern gleiche bürgerliche Rechte genießen, heischt die Gerechtigkeit: aber ihnen Anteil am Staat einzuräumen, ist absurd.

Wie weit liegt das alles hinter ihnen! Sie haben längst, was er ihnen nicht gönnen wollte. Und hätte Schopenhauer solche Sätze zu einer Zeit geschrieben, wo der Anteil am Staat bereits eine durch den Besitz der Presse erzwungene Tatsache ist, auch der Wunsch: Nicht genannt soll er werden, hätte sich unschwer verwirklichen lassen.

Wien, Kleiner Musikvereinssaal, 30. September.

I. Zeugenschaft gegen die Geschwornen (Manuskript). Wofür man sich erschießt; Noch immer; Wir haben es besser; Die Fibel der Großen (Schluß); Ein Dolmetsch, den man übersetzen muß; Einen Treffer; Karpath; Es ist nicht wahr . . .; Wie? Das schreibt ein Weib? II. Das europäische Konzert; Es sind ihrer fünf; Wie alljährlich so auch heuer; Was ham S' gsagt?; Was höre ich?; Gedanken; Erlässe; In Ehrerbietung. Richard Wagners Sehnsucht nach Wien oder: Verbrecherische Irreführung durch die Neue Freie Presse (aus Nr. 6, 376/77, 378—80). III. Eine Prostituierte ist ermordet worden.

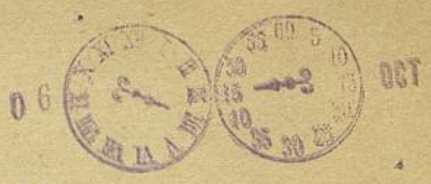
Die nächste Vorlesung findet Mittwoch den 22. Oktober im Kleinen Musikvereinssaal statt.

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, am 30. September:

I. Zeugenschaft gegen die Geschwornen (Manuskript) / Wofür man sich erschießt; Noch immer; Wir haben es besser; Die Fibel der Großen (Schluß); Ein Dolmetsch, den man übersetzen muß; Einen Treffer; Karpath; Es ist nicht wahr . . .; Wie? Das schreibt ein Weib? II. Das europäische Konzert; Es sind ihrer fünf; Wie alljährlich so auch heuer; Was ham S' gsagt?; Was höre ich?; Gedanken; Erlässe; In Ehrerbietung / Richard Wagners Sehnsucht nach Wien oder: Verbrecherische Irreführung durch die Neue Freie Presse (aus Nr. 6, 376/77, 378—80) III. Eine Prostituierte ist ermordet worden.

Die nächste Vorlesung findet Mittwoch den 22. Oktober im Kleinen Musikvereinssaal statt.

× × ×



Aus der ‚Arbeiter-Zeitung':

Wiener Berichterstattung. In einer Betrachtung über die moderne Berichterstattung in den Zeitungen, in der insbesondere über die Auswüchse der Gerichtssaalberichterstattung manches Treffende gesagt wird, macht die ‚Kölnische Zeitung' (eine der namhaftesten der reichsdeutschen Zeitungen) über die Wiener Art folgende Bemerkungen: »Man ist daran gewöhnt, daß sich die moderne Publizistik um alles kümmert, das Wichtige wie das Gleichgiltige, daß sie im Strome der Geschehnisse nach allem fischt. Daß große Zeitungen hohe Telegrammkosten daran hängen, um nicht nur zu berichten, was für alle wichtig ist, sondern auch, daß irgendwo einem gleichgiltigen Menschen seine Frau davongelaufen oder daß ein Negerboxer mit Reisemarschall, Privatsekretär und Kammerdiener in einer Hauptstadt eingetroffen ist, findet der moderne Mensch ganz in der Ordnung. Die Erwägung, daß man das ebensogut vierundzwanzig Stunden später erfahren würde und daß nicht das mindeste versäumt wäre, wenn man es gar nicht erführe, stellt der heutige Zeitungsleser gar nicht mehr an. Man braucht nur alte Zeitungsbände zu durchblättern, in denen selbst wichtige Ereignisse mit ein paar Worten abgetan sind und in denen die wohldurchdachte Betrachtung den größten Raum einnimmt, um zu sehen, wie sehr die Berichterstattung über Unwesentliches, Wertloses, Gleichgiltiges zugenommen hat. Noch ist die deutsche Presse in der geschwätzigen Berichterstattung nicht so weit wie die Wiener, in der alles, ein Ball, ein Diner, ein Selbstmord, eine Feuersbrunst, ein Straßenbahnunglück mit dem Aufwand von spaltenlangen Schilderungen, unter sorgfältiger, geradezu kindischer Darstellung auch der unwesentlichsten Einzelheiten beschrieben wird. Aber es scheint, daß wir namentlich in Berlin auf dem besten Wege dazu sind. Die starke Einwanderung österreichischer Journalisten in Berlin hängt wohl damit zusammen . . .« Das Traurigste an dieser Entartung der Presse ist nun freilich, daß das Publikum dafür jede Empfindung verliert und den Dreck dieser »Berichte« heißhungrig hinunterschluckt.

Man muß nicht bis Köln gehen, um diese Wahrheit über Wien zu hören. Aber freilich, wenn man sie in Wien hört, dann hört man wohl auch etwas von Mißbilligung einer prinzipiellen Einsicht, die gelegentlich abirrt, wenn es Wahltage oder Begräbnisse gibt, um dann die bürgerlichen Expropriateure aller Stimmungen zu expropriieren.

2.

Aus der ‚Arbeiter-Zeitung':

Wiener Berichterstattung. In einer Betrachtung über die moderne Berichterstattung in den Zeitungen, in der insbesondere über die Auswüchse der Gerichtssaalberichterstattung manches Treffende gesagt wird, macht die ‚Kölnische Zeitung' (eine der namhaftesten der reichsdeutschen Zeitungen) über die Wiener Art folgende Bemerkungen: »Man ist daran gewöhnt, daß sich die moderne Publizistik um alles kümmert, das Wichtige wie das Gleichgiltige, daß sie im Strome der Geschehnisse nach allem fischt. Daß große Zeitungen hohe Telegrammkosten daran hängen, um nicht nur zu berichten, was für alle wichtig ist, sondern auch, daß irgendwo einem gleichgiltigen Menschen seine Frau davongelaufen oder daß ein Negerboxer mit Reisemarschall, Privatsekretär und Kammerdiener in einer Hauptstadt eingetroffen ist, findet der moderne Mensch ganz in der Ordnung. Die Erwägung, daß man das ebensogut vierundzwanzig Stunden später erfahren würde und daß nicht das mindeste versäumt wäre, wenn man es gar nicht erführe, stellt der heutige Zeitungsleser gar nicht mehr an. Man braucht nur alte Zeitungsbände zu durchblättern, in denen selbst wichtige Ereignisse mit ein paar Worten abgetan sind und in denen die wohldurchdachte Betrachtung den größten Raum einnimmt, um zu sehen, wie sehr die Berichterstattung über Unwesentliches, Wertloses, Gleichgiltiges zugenommen hat. Noch ist die deutsche Presse in der geschwätzigen Berichterstattung nicht so weit wie die Wiener, in der alles, ein Ball, ein Diner, ein Selbstmord, eine Feuersbrunst, ein Straßenbahnunglück mit dem Aufwand von spaltenlangen Schilderungen, unter sorgfältiger, geradezu kindischer Darstellung auch der unwesentlichsten Einzelheiten beschrieben wird. Aber es scheint, daß wir namentlich in Berlin auf dem besten Wege dazu sind. Die starke Einwanderung österreichischer Journalisten in Berlin hängt wohl damit zusammen ...« Das Traurigste an dieser Entartung der Presse ist nun freilich, daß das Publikum dafür jede Empfindung verliert und den Dreck dieser »Berichte« heißhungrig hinunterschluckt.

Man muß nicht bis Köln gehen, um diese Wahrheit über Wien zu hören. Aber freilich, wenn man sie in Wien hört, dann hört man wohl auch etwas von Mißbilligung einer prinzipiellen Einsicht, die gelegentlich abirrt, wenn es Wahltage oder Begräbnisse gibt, um dann die bürgerlichen Expropriateure ~~alle~~ Stimmung zu expropriieren.

Der norddeutschen Presse erscheint der Wunsch eines Autors, daß sie sinnentstellende Druckfehler in einem unerlaubten Nachdruck korrigiere, nicht wichtig genug. Sie hat das ihre getan, wenn sie den Artikel ohne zu fragen genommen hat. Alles übrige ist kleinlich. Der sogenannte ‚Tag' — kein Unwetter kann einen Tag so schlecht redigieren — ~~schreibt~~

Zur gefl. Beachtung! Der Verlag der Wiener Zeitschrift ‚Die Fackel' legt großen Wert darauf, einen Druckfehler, den er am 27. Juli d. J. in diesem Blatte schaudernd lesen mußte, berichtigt zu sehen. Die Überschrift einer aus der genannten Zeitschrift damals abgedruckten Preßstimme über das Jahrhundertfestspiel Gerhart Hauptmanns lautete: »Und Hauptmann denkt« — sie muß jedoch heißen: »Und Hauptmann dankt«.

Ich hoffe, dieser Gesellschaft noch etwas von dem Schauder abzugeben. Ein Druckfehler ist die ganze Institution, Druckfehler, die die einzigen Vorzüge in einem Tagesblatt sind, genieren mich nicht, aber mich schaudert, meinen Namen und meine Sätze dort zu finden. Ist es einmal geschehen, so muß ich auf Wiederherstellung des Textes dringen, zu dem oft eingestandenen Zweck, den Leuten das Leben unbequemer zu machen und die Lektüre der ‚Fackel' bis auf die Umschlagseite, wo der Nachdruck verboten wird, abzugewöhnen. Ihnen kann durch einen Druckfehler nichts entstellt werden, aber mir wird mein Text entstellt, wenn sie ihn nur anfassen, und geschähe es selbst unter zehnfacher Revision. Ich vertraue mich nun einmal solchen Papieren nicht an und will lieber bestohlen als zitiert sein.

Eine »Preßstimme« gebe ich einer norddeutschen Tageszeitung noch lange nicht ab, auch wenn ich sie wegen der Entfaltung von eigenem Geist für ungleich anständiger halte als die Wiener Kolleginnen. Aber daß sie alle, wenn sie in Wut kommen, für den geschmähten Gegner keine ärgere Herabsetzung kennen als die Titulatur »Preßstimme« — »So a Hur!« sagen die Huren — das allein macht den Fall schon erlebenswert.

Der norddeutschen Presse erscheint der Wunsch eines Autors, daß sie sinnentstellende Druckfehler in einem unerlaubten Nachdruck korrigiere, nicht wichtig genug. Sie hat das ihre getan, wenn sie den Artikel ohne zu fragen genommen hat. Alles übrige ist kleinlich. Der sogenannte ‚Tag' — kein Unwetter kann einen Tag so schlecht redigieren — wird geradezu satirisch:

Zur gefl. Beachtung! Der Verlag der Wiener Zeitschrift ‚Die Fackel' legt großen Wert darauf, einen Druckfehler, den er am 27. Juli d. J. in diesem Blatte schaudernd lesen mußte, berichtigt zu sehen. Die Überschrift einer aus der genannten Zeitschrift damals abgedruckten Preßstimme über das Jahrhundertfestspiel Gerhart Hauptmanns lautete: »Und Hauptmann denkt« — sie muß jedoch heißen: »Und Hauptmann dankt«.

Ich hoffe, dieser Gesellschaft noch etwas von dem Schauder abzugeben. Bis dahin sollten sie mir Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung ganz allein überlassen. Es muß für Außenstehende peinlich sein, wenn flaches Volk an mir satirisch wird, statt die umgekehrte Ordnung der Dinge ruhig über sich ergehen zu lassen. »Preßstimmen« abzudrucken, bin ich da. Ich selbst bin keine. Über Druckfehler kann man verschiedener Ansicht sein. Der eine Autor möchte sich erschießen, der andere geht ins Palais de danxe. Ein Druckfehler ist die ganze Institution, und Gutenberg hat die Patzerei angerichtet. Druckfehler, die die einzigen Vorzüge in einem Tagesblatt sind, genieren mich nicht, aber mich schaudert, meinen Namen und meine Sätze dort zu finden. Ist es einmal geschehen, so muß ich auf Wiederherstellung des Textes dringen, zu dem oft eingestandenen Zweck, den Leuten das Leben unbequemer zu machen und ihnen die Lektüre der ‚Fackel' bis auf die Umschlagseite, wo der Nachdruck verboten wird, abzugewöhnen. Ihnen kann durch einen Druckfehler gar nichts entstellt werden, eher verbessert, aber mir wird mein Text entstellt, wenn sie ihn nur anfassen, und geschähe es selbst unter zehnfacher Revision. Ich vertraue mich nun einmal solchen Papieren nicht an und will lieber bestohlen als zitiert sein, basta. Eine »Preßstimme« gebe ich einer norddeutschen Tageszeitung noch lange nicht ab, auch wenn ich sie wegen der Enthaltung von eigenem Geist für ungleich anständiger halte als die Wiener Kolleginnen. Aber daß sie alle, wenn sie in Wut kommen, für den geschmähten Gegner keine ärgere Herabsetzung kennen als die Titulatur »Preßstimme« — «So a Hur!« sagen die Huren — das allein macht schon den Fall erlebenswert.

8.1

* * *

Der norddeutschen Presse erscheint der Wunsch eines Autors, daß sie sinnentstellende Druckfehler in einem unerlaubten Nachdruck korrigiere, nicht wichtig genug. Sie hat das ihre getan, wenn sie den Artikel ohne zu fragen genommen hat. Alles übrige ist kleinlich. Der sogenannte ‚Tag' — kein Unwetter kann einen Tag so schlecht redigieren — wird geradezu satirisch:

Zur gefl. Beachtung! Der Verlag der Wiener Zeitschrift ‚Die Fackel' legt großen Wert darauf, einen Druckfehler, den er am 27. Juli d. J. in diesem Blatte schaudernd lesen mußte, berichtigt zu sehen. Die Überschrift einer aus der genannten Zeitschrift damals abgedruckten Preßstimme über das Jahrhundertfestspiel Gerhart Hauptmanns lautete: »Und Hauptmann denkt« — sie muß jedoch heißen: »Und Hauptmann dankt«.

Ich hoffe, dieser Gesellschaft noch etwas von dem Schauder abzugeben. Bis dahin sollten sie Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung mir ganz allein überlassen. Es muß für Außenstehende peinlich sein, wenn flaches Volk an mir satirisch wird, statt die umgekehrte Ordnung der Dinge ruhig über sich ergehen zu lassen. »Preßstimmen« abzudrucken, bin ich da. Ich selbst bin keine. Über Druckfehler kann man verschiedener Ansicht sein. Der eine Autor möchte sich erschießen, der andere geht ins Palais de danxe. Ein Druckfehler ist die ganze Institution, und der Gutenberg hat die Patzerei angerichtet. Druckfehler, die die einzigen Vorzüge in einem Tagesblatt sind, genieren mich nicht, aber mich schaudert, meinen Namen und meine Sätze dort zu finden. Ist es einmal geschehen, so muß ich auf Wiederherstellung des Textes dringen, zu dem oft eingestandenen Zweck, den Leuten das Leben unbequemer zu machen und ihnen die Lektüre der ‚Fackel' bis auf die Umschlagseite, wo der Nachdruck verboten wird, abzugewöhnen. Ihnen kann durch einen Druckfehler gar nichts entstellt werden, eher verbessert, aber mir wird mein Text entstellt, wenn sie ihn nur anfassen, und geschähe es selbst unter zehnfacher Revision. Ich vertraue mich nun einmal solchen Papieren nicht an und will lieber bestohlen als zitiert sein, basta. Eine »Preßstimme« gebe ich einer norddeutschen Tageszeitung noch lange nicht ab, auch wenn ich sie wegen der Enthaltung von eigenem Geist für ungleich anständiger halte als die Wiener Kolleginnen. Aber daß sie alle, wenn sie in Wut kommen, für den geschmähten Gegner keine ärgere Herabsetzung kennen als die Titulatur »Preßstimme« — »So a Hur!« sagen die Huren — das allein macht schon den Fall erlebenswert.

Sehr geehrte Redaktion!

Der unterzeichnete Hellerauer Verlag gibt sich die Ehre, Ihre geschätzte Redaktion zu dem Besuche der deutschen Uraufführung von

Paul Claudels »Verkündigung«

für Sonntag, den 5. Oktober, abends ½6 Uhr

ergebenst einzuladen.

Diese Aufführung steht in keinem Zusammenhang zur Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze. Diese hat nur den Saal zur Aufführung hergegeben und nur dieser Saal in seiner Anordnung von Bühne und Zuschauerraum, seiner Beleuchtungsart und der damit gegebenen Bühnenaufgabe steht zu Claudels Stück in einer wesentlichen Beziehung. Diese darstellerisch zum Ausdruck zu bringen, soll eben Aufgabe dieser Aufführung sein. Im übrigen unterrichtet über die künstlerische Absicht dieser Veranstaltung ein Programmbuch, das Ihrer geschätzten Redaktion mit der Übersendung der Eintrittskarten am 1. Oktober zugehen wird.... Die Hauptprobe zu dieser Aufführung findet Donnerstag, den 3. Oktober statt und zwar abends ½6 Uhr bis gegen 10 Uhr, falls es gelingt, die mitwirkenden Kräfte für diesen Abend von ihren Verpflichtungen in Leipzig, bezw. Berlin zu befreien, sonst vormittag 11 Uhr. Auch hiezu erlaubt sich .... Mit Rücksicht auf die Eigenart der Aufführung .... mit großem Danke begrüßen, wenn die Besucher der Premiere durch einen kurzen Bericht über die Hauptprobe etwas vorbereitet würden.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
Hellerauer Verlag.

Was hiemit geschieht. Nicht ohne die Bemerkung, daß dieser Hellerauer Verlag es ist, der nicht nur die Aufführung, sondern auch die deutsche Übersetzung dieses Werkes von Claudel in diese Hand genommen hat.

40

67

4

Sehr geehrte Redaktion!

Der unterzeichnete Hellerauer Verlag gibt sich die Ehre, Ihre geschätzte Redaktion zu dem Besuche der deutschen Uraufführung von

Paul Claudels »Verkündigung«

für Sonntag, den 5. Oktober, abends 1/2 6 Uhr

ergebenst einzuladen.

Diese Aufführung steht in keinem Zusammenhang zur Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze. Diese hat nur den Saal zur Aufführung hergegeben und nur dieser Saal in seiner Anordnung von Bühne und Zuschauerraum, seiner Beleuchtungsart und der damit gegebenen Bühnenaufgabe steht zu Claudels Stück in einer wesentlichen Beziehung. Diese darstellerisch zum Ausdruck zu bringen, soll eben Aufgabe dieser Aufführung sein. Im übrigen unterrichtet über die künstlerische Absicht dieser Veranstaltung ein Programmbuch, das Ihrer geschätzten Redaktion mit der Übersendung der Eintrittskarten am 1. Oktober zugehen wird. . . . Die Hauptprobe zu dieser Aufführung findet Donnerstag, den 3. Oktober statt und zwar abends 1/2 6 Uhr bis gegen 10 Uhr, falls es gelingt, die mitwirkenden Kräfte für diesen Abend von ihren Verpflichtungen in Leipzig, bezw. Berlin zu befreien, sonst vormittags 11 Uhr. Auch hierzu erlaubt sich . . . . Mit Rücksicht auf die Eigenart der Aufführung . . . . mit großem Danke begrüßen, wenn die Besucher der Premiere durch einen kurzen Bericht über die Hauptprobe etwas vorbereitet würden.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
Hellerauer Verlag.

Was hiermit geschieht. Nicht ohne die Bemerkung, daß dieser Hellerauer Verlag es ist, der nicht nur diese Aufführung, sondern auch die deutsche Übersetzung dieses Werkes von Claudel in diese Hand genommen hat.

Mittwoch 1. Oktober 1913

Geehrter Herr!

Unter dem Eindruck der gestrigen Vorlesung im Musikvereinssaale möchte ich mir erlauben, Sie auf Ihren persönlichen Mut zu prüfen.

Bitte — versuchen Sie, in Ihrer Fackel, eine Erklärung dafür zu finden, resp. zu geben, daß Ihr Auditorium, Ihr begeistertes Auditorium, fast durchwegs gerade aus jenen Juden besteht, die Sie so heftig angreifen und kritisieren.

Ich muß gestehen, daß ich sowohl von der Wirkung Ihrer Persönlichkeit als Ihrer lebendigen Vortragsart angenehm überrascht war — trotzdem ich seit Anbeginn der Fackel deren treuer Leser bin; nochmehr überrascht war ich über das Auditorium, welches Ihnen unter dem Banne Ihrer Vortragskunst, frenetischen Beifall zollt — um schon in der Garderobe auszurufen: »Er ist doch ä Jud'!«

Es würde mich freuen, wenn Sie mir dieses psychologische Rätsel lösen könnten und wäre Ihnen dankbar, wenn dies unter Wahrung des redaktionellen Geheimnisses geschehen könnte.

Ein treuer Leser der Fackel seit Anbeginn und erst im fünfzehnten Jahr neugierig sein, ob ich Mut habe: das ist kurios

Aber da ich die Entscheidung nicht so sehr für ein Problem des Mutes als der ästhetischen Einsicht halte, so kann ich sie zwar treffen, aber ohne zu wissen, ob nicht in fünfzehn Jahren wieder ein Leser mich fragt, ob ich eigentlich auch Mut habe. Es ist eine herzige Ansicht, daß ich in der Fackel alles ausdrücken könnte, was mich bewegt, mit Ausnahme jener Realität, der ich es vorlese, oder: daß mich die Erscheinungen in dieser nicht bewegten und daß ich blind sei für ihre erschreckende Ähnlichkeit mit jenem Leben, das außerhalb des Vortragssaales von mir gesichtet wird. Man muß nicht seit fünfzehn Jahren, sondern nur seit zwei Jahren die Fackel gelesen zu haben, um zu wissen, warum ich aus ihr vorlese. Man muß nicht spüren, daß in vielen meiner Arbeiten die Fähigkeit des Autors schon enthalten ist, das Geschriebene den Leuten ins Gesicht zu sagen, aber man muß wissen, daß ich darauf hingewiesen habe. Sonst ist man ein so schlechter Leser wie jene schlechten Hörer auch. Aber selbst einer, der nie eine Zeile gelesen und die letzte Vorlesung gehört hat, muß wissen, daß ich mir über die ethische Tragweite meines Vortrags keine Illusionen mache und ihr Ende eben dort sehe, wo die Garderobe beginnt. Daß ich unter Hörern wie unter Lesern Hörer wie Leser für vorstellbar, möglich und existent halte, die mehr als einen Reiz oder selbst eine Erschütterung durch den Tonfall von etwas, was sie nicht verstehen, mitnehmen, braucht nicht versichert zu werden. Die Masse kann und soll nicht verstehen. Sie leistet genug, wenn sie sich aus trüben Einzelnen zu jenem Theaterpublikum zusammenschließt, das der unentbehrliche Koeffizient schauspielerischen Wertes ist. Dieses Publikum, wenn es richtiges Publikum ist, bewährt sich am wenigsten an den rein geistigen Darbietungen, von denen es kaum mehr als den Humor der stofflichsten Assoziationen (Männergesangverein, Zifferer, Concordia, Bahr) erfaßt und bewährt sich am besten dort, wo es von der rythmischen Wirkung der Pflicht jedes Verständnisses überhoben wird, an den gedanklich schwersten, aber von der dynamischen Wirkung zu jeder Psyche getragenen Stücken, gegen deren Stofflichkeit, deren »Tendenz« die fünfhundert Einzelnen rebellieren müßten. Je stärker jene Wirkung auf die empfangende Masse war, desto heftiger ist die Reaktion der sich am Schlusse wiederfindenden Individuen. Es ist vollkommen gleichgiltig, ob das Publikum aus Verehrern oder Feinden, Theosophen oder Monisten, Denkern oder kaiserlichen Räten, Wienern oder Persern, Christen oder Juden. Von welcher Menschart es ist, zeigt sich erst im Zwischenakt und in der Garderobe. Das psychologische Rätsel besteht in der Verwandlung von fünfhundert Männern oder Weibern zu der Einheit Weib, die Publikum heißt. Die Reaktion wird je nach dem Grade der Erziehung mehr oder minder geräuschvoll ausfallen. Leute, die durch den Eintritt in die Vorlesungen eine größere Geschmacklosigkeit begehen als durch die Art ihres Austrittes, werden am heftigsten gegen die ihnen aufgezwungene Pflicht, Teil einer eindrucksgefügigen Einheit zu sein, sich auflehnen. »Er ist doch ä Jud!« ist das Urteil, das sie in die Vorlesungen mitbringen, nur widerwillig für 2½ Stunden aufgeben und dann mit dem Überzieher wieder in Empfang nehmen. »Er ist doch ä Jud!« haben sie auch schon hinter Erscheinungen, deren suggestive Wirkung eine weitere Welt umfaßt hat, ausgerufen. Das wäre das geringste. Viel unappetitlicher sind Rufe wie die bereits von mir in satirische Dialoge aufgenommenen: »Was er nur hat von den Angriffen gegen die Presse, möcht ich wissen!« »Alle Welt is für Heine — er muß gegen Heine sein!« Nach Anhörung eines solchen Dialogs soll einer bemerkt haben: »Mauscheln kann er wie unsereins, aber schimpfen tut er doch!« »Er wär' doch froh, wenn er hineingekommen wär', in die Presse!« »Möcht wissen, was er sagen möcht', wenn ein anderer so über ihn vorlesen möcht'«, äußerte ein Mädchen. »Die Presse ist doch das bestgeschriebenste Blatt, und wenn er sich auf den Kopf stellt!« Das letztemal soll bemerkt worden sein: »Sagen Sie mir um Gotteswillen, was will er nur von den Leuten?« »Siehst du, das ist also Karl Kraus der Gemeine, aber lesen kann er!« »Nicht einmal ein reines Taschentuch hat er!« — Glaubt der Einsender, daß ich unter den Leuten, die so sprechen, sitzen könnte? Über ihnen ist's viel leichter. Glaubte ich, daß die Wirkung, zu der ich sie zusammenschließe, vorhält, dann müßte ich mich, wie ich's ihnen bei der letzten Vorlesung sagte, wundern, daß nicht entweder die von mir gebrandmarkten Gauner gelyncht werden oder ich. Dieser Effekt bleibt aus. Aber daß sich der andere, den auszukosten die einzige Entschädigung für meine Nerven ist, über allen Zerfall und Schäbigkeit doch auf unsichtbare Art fortsetzt, ist der Glaube, der mir das Recht auf solchen Genuß und solche Erholung gibt.

Humoristen untereinander

Karl Ettlinger übermittelt uns folgende Zuschrift mit der Bitte um Veröffentlichung:

Wenn man einen Beleidigungsprozeß (Klage und Widerklage) durch einen Vergleich beendet, so gibt man — meiner Ansicht nach damit dem Willen Ausdruck, die Sache zu erledigen. Sonst schließt man eben keinen Vergleich. Herr Roda Roda aber scheint sich trotz des geschlossenen Vergleichs immer noch nicht beruhigen zu können. Er veröffentlichte in Ihrem geschätzten Blatte einen Brief, der einer Ergänzung bedarf, da Herr Roda Roda einen wichtigen Punkt zu erwähnen vergißt.

Das Gericht stellte nicht nur fest, daß mein Vorwurf gegen Herrn Roda Roda, er habe ein wissentlich falsches Ehrenwort gegeben, unbegründet sei, sondern das Gericht stellte auch fest, daß der beleidigende Vorwurf Roda Rodas gegen mich, ich hätte mich in meiner Kritikertätigkeit durch Geld beeinflußen lassen, unbegründet sei. Beide Parteien haben im Vergleich die Richtigkeit der gerichtlichen Feststellungen anerkannt, beide Parteien haben somit zugegeben, daß die gegenseitig erhobenen Vorwürfe unbegründet seien. Nur auf dieser Basis war ein Vergleich möglich.

Mit dieser Erklärung ist die unerquickliche Angelegenheit für die Öffentlichkeit erledigt.

Aber noch nicht die Humoristen. Herr Ettlinger (Karlchen) und Herr Rosenfeld Rosenfeld (Roda Roda) leugnen also, daß sie bestechlich, beziehungsweise wortbrüchig seien, geben aber zu, daß sie beide verleumdet haben. Nur auf dieser Basis war ein Vergleich möglich. Auf dieser Basis ist aber auch ein Erfolg bei den deutschen Weinreisenden möglich. Das Kabarett-Gewieher, das jetzt seit zehn Jahren durch die deutsche Nacht zieht, läßt sich durch kein Bedenken stören, aber durch jedes animieren. Nur darf man's nicht zu bunt treiben. Soll man es glauben, daß in Wien ein Nachtlokal seine Sach', seinen Champagner-Absatz auf mich gestellt hat? Ich bin zu wenig. In meinem Pelz hatten schon viele Läuse Platz, aber sie sind alle abgefallen. Mit der Enthüllung, daß ich Doppelnummern herausgebe, lockt man heutzutag keine Champagner-Wurzen vor den Ofen. Es ist ja denkwürdig, daß ein aktiver Oberleutnant mit seinem vollen Namen die Dramaturgie eines Nachtlokals betreiben kann und es gäbe wohl in Montenegro ein Aufsehen, wenn aus dem »Literarischen Bureau« des dortigen Kriegsministeriums Kabarettscherze hervorgingen. In Österreich hat man nichts dagegen. Die Zeitungen verraten trotz Bezahlung, daß das spitze Werkchen anmutig und launig, also ein Hundsdreck sei und eine protestiert sogar gegen die spekulative Besudelung meines und des Namens Peter Altenberg. Der köstliche Schönpflug soll Puppen gemacht haben, die seinen Zeichnungen zum Sprechen ähnlich sind. Aber man hat nichts dagegen. Man ist stolz darauf, daß Scherzbolde »aus der Armee hervorgehen«. Jetzt werde ich schon bald eine Kompagnie hinter mir haben. Ich halte zwar dafür, daß eine Giftpille abzusenden nicht so tötlich ist, wie einen langweiligen Gspaß machen. Auch finde ich den Fall Redl nicht so tragisch. Hier hat die Ethik Landesgrenzen. Spione gibt's überall, Humoristen nur in Österreich. Humoristen sollten aber auch hier, wenn man mir folgt, immer nur ehemalige Offiziere sein. Aus der Armee bereits hervorgegangen. Wie zum Beispiel der Roda, der in diesem Punkte seinen Kollegen mit gutem Beispiel vorangegangen ist. Ich kenne die Stimmung der Offiziere nämlich ganz genau und weiß — aus brieflichen Äußerungen, die mir unablässig zukommen —, wie stolz die Offiziere wären, sagen zu können, daß sie sich an diesen und jenen lustigen Kameraden noch erinnern können, der jetzt die guten Kabarettscherze macht, der habe damals mit ihnen gedient, aber jetzt sei er ganz zum Kabarett übergegangen. Der bekannte Sprung aufs Brettl, warum nicht? So geht's nicht mehr weiter. Der Roda Roda läßt gewiß keine schlechte Erinnerung zurück und das Gefühl, daß er im Ernstfall uns nicht mehr zu verteidigen, sondern zu erheitern hat, ist schon sein Geld wert, wenn man in ein Nachtlokal geht. Wäre es denkbar, daß ein aktiver Offizier der Dichter des »Feldherrnhügel« ist. Umso bessere Sachen kommen dann hinein. So gute wie die köstliche Pointe Rosheit gegen meinen Großvater, der gestorben war, ehe der Dichter auf die Welt kam, und als harmloser Landarzt zu einer Zeit gelebt hat, wo die Nächte noch frei von Humor und Ungeziefer waren. In jenem Werk soll ein Hausierer mit der szenischen Bemerkung eingeführt werden: »Er sieht aus wie

der Großvater des Karl Kraus am Schabbes, [illegible]
vornehm.« Er soll wirklich vornehmer ausgesehen haben als
die Enkel eines Humoristen aussehen könnten, der im Kolosseum
sich mit einem Hundetheater in den Erfolg des Abends geteilt
hat. Ich schone den Namen des Mitschöpfers, dessen Krankheit
ihn von der Pflicht befreien mag, mehr Witz gehabt zu haben,
als er hier und in Berliner Kneipzeitungen gegen mich ~~betätigt~~
hat. Ich habe aber den Fall als das Ausmaß dessen, was heute
der Humor unter der Assistenz des Publikums leisten kann, auf-
gehoben. Wäre die Vorstellung erträglich, daß ein Soldat jene
szenische Bemerkung, in der die Witzarmut gegen Gefühl und
Geschmack marodiert, indem sie einen Toten höhnt, um einen
Lebenden zu ärgern, auf dem Gewissen hat? Freuen wir uns,
daß keine ehrenrätliche Untersuchung mehr die Frage entscheiden
muß. Hier wäre auch nichts mit der Feststellung zu richten, daß
ein Vorwurf unbegründet sei. Denn hier ist nur ein humoristisches
Dasein unbegründet, kein Vergleich sollte es retten, keine Erklärung
sollte es fristen, und diese unerquickliche Angelegenheit einer roten
Weste, auf die wir in allen Winkeln und Spalten des deutschen
Amüsements stoßen mußten, sollte für die Öffentlichkeit erledigt sein.

⊙ **Roda Roda** ersucht um den Abdruck folgender Zeilen:

Ende Juli 1911 erhob Herr Karl Ettlinger öffentlich die Beschuldigung gegen mich, ich, Roda Roda, hätte ein falsches Ehrenwort abgegeben.

Das Schöffengericht des königlichen Amtsgerichts München hat über diese Beschuldigung Herrn Ettlingers (und andere Dinge) am 29. Mai 1913 geurteilt. Laut diesem Urteil ist die Behauptung Herrn Ettlingers unrichtig. In einem Schriftstück vom 28. Juli 1913, gefertigt von den Anwälten beider Parteien, hat Herr Ettlinger alle in dem erwähnten Urteil festgestellten Tatsachen als zutreffend anerkannt. Herr Ettlinger gibt also damit selbst die Unrichtigkeit seiner Beschuldigung zu.

Roda Roda hat ein falsches Ehrenwort also nicht abgegeben.

Humoristen untereinander

Karl Ettlinger übermittelt uns folgende Zuschrift mit der Bitte um Veröffentlichung:

„Wenn man einen Beleidigungsprozeß (Klage und Widerklage) durch einen Vergleich beendet, so gibt man — meiner Ansicht nach damit dem Willen Ausdruck, die Sache zu erledigen. Sonst schließt man eben keinen Vergleich. Herr Roda Roda aber scheint sich trotz des geschlossenen Vergleichs immer noch nicht beruhigen zu können. Er veröffentlichte in Ihrem geschätzten Blatte einen Brief, der einer Ergänzung bedarf, da Herr Roda Roda einen wichtigen Punkt zu erwähnen vergißt.

Das Gericht stellte nicht nur fest, daß mein Vorwurf gegen Herrn Roda Roda, er habe ein wissentlich falsches Ehrenwort gegeben, unbegründet sei, sondern das Gericht stellte auch fest, daß der beleidigende Vorwurf Roda Rodas gegen mich, ich hätte mich in meiner Kritikertätigkeit durch Geld beeinflußen lassen, unbegründet sei. Beide Parteien haben im Vergleich die Richtigkeit der gerichtlichen Feststellungen anerkannt, beide Parteien haben somit zugegeben, daß die gegenseitig erhobenen Vorwürfe unbegründet seien. Nur auf dieser Basis war ein Vergleich möglich.

Mit dieser Erklärung ist die unerquickliche Angelegenheit für die Öffentlichkeit erledigt."

Aber noch nicht die Humoristen. Herr Ettlinger (Karlchen) und Herr Rosenfeld Rosenfeld (Roda Roda) bestreiten also, daß sie bestechlich, beziehungsweise wortbrüchig seien, behaupten aber, daß die Herren Ettlinger und Roda Roda Verleumder seien. Nur auf dieser Basis war ein Vergleich möglich. Auf dieser Basis ist aber auch ein Erfolg bei den deutschen Weinreisenden möglich. Das Kabaret-Gewieher, das jetzt seit zehn Jahren durch die deutsche Nacht zieht, läßt sich durch kein Bedenken stören, aber durch jedes animieren. Nur darf man's nicht zu bunt treiben. Soll man es glauben, daß in Wien ein Nachtlokal seine Sach', seinen Champagner-Absatz, auf mich gestellt hat? Ich bin zu wenig. In meinem Pelz hatten schon viele Läuse Platz, aber sie sind alle abgefallen. Von und trotz mir. Mit der Enthüllung, daß ich Doppelnummern herausgebe, lockt man heutzutag keine Champagner-Wurzen vor den Ofen. Es ist ja denkwürdig, daß ein aktiver Oberleutnant mit seinem vollen Namen die Dramaturgie eines Nachtlokals betreiben kann, und es gäbe wohl in Montenegro ein Aufsehen, wenn aus dem »literarischen Bureau« des dortigen Kriegsministeriums Kabaretscherze hervorgingen. In Österreich hat man nichts dagegen. Die Zeitungen verraten trotz Bezahlung, daß das Werkchen spitz, anmutig und launig, also ein Hundsdreck sei, und eine protestiert sogar gegen die spekulative Besudelung meines und des Namens Peter Altenberg. Der köstliche Schönpflug soll aus uns beiden und dem Herrn Bahr Puppen gemacht haben, die seinen Zeichnungen zum Sprechen ähnlich sind, und es heißt, daß man ihn sofort erkennen würde, wenn der Vorfall außer den Kellnern einen Zeugen hätte. In Österreich verläßt man sich darauf, daß Beamte oder Offiziere, die eine literarische Tätigkeit ausüben, sich ohnehin durch Langweile unmöglich machen. Aber man hat eigentlich nichts dagegen, und man ist im Grunde stolz darauf, daß Scherzbolde »aus der Armee hervorgehen«. Jetzt werde ich schon bald eine Kompagnie hinter mir haben. Ich halte zwar dafür, daß eine Giftpille absenden nicht so infernalisch ist, wie einen öden Gspaß machen. Auch finde ich den Fall Redl nicht so tragisch. Hier hat die Ethik Landesgrenzen. Spione gibt's überall, Humoristen nur in Österreich. Humoristen sollten aber auch hier, wenn man mir folgt, immer nur ehemalige Offiziere sein. Aus der Armee bereits hervorgegangen. Wie zum Beispiel der Roda, der in diesem Punkte seinen Kollegen mit gutem Beispiel vorangegangen ist. Ich kenne die Stimmung der Berufskreise nämlich ganz genau und weiß — aus brieflichen Äußerungen, die mir unablässig zukommen —, wie stolz die Offiziere wären, sagen zu können, daß sie sich an diesen und jenen lustigen Kameraden noch erinnern können, der jetzt die guten Kabaretscherze macht, hier habe damals gedient, aber jetzt sei er ganz zum Kabaret übergegangen. Der bekannte Sprung aufs Brettl, warum nicht? So, Kamerad, geht's nicht mehr weiter. Der Roda Roda läßt gewiß keine schlechte Erinnerung zurück und das Gefühl, daß er im Ernstfall uns nicht mehr zu verteidigen, sondern zu erheitern hat, ist schon sein Geld wert, wenn man nicht weiß, was man mit dem angebrochenen Abend anfangen soll. Wäre es denn denkbar, daß

ein aktiver Offizier Dichter des »Feldherrnhügel« ist? Umso bessere Sachen kommen hinterdrein hinein. So gute wie die köstliche Pointe gegen meinen Großvater, der verstorben war, ehe der Dichter auf die Welt kam, und als harmloser Landarzt zu einer Zeit gelebt hat, wo die Nächte noch frei von Humor und Ungeziefer waren. In jenem Werk nämlich wird ein Hausierer etwa mit der folgenden szenischen Bemerkung eingeführt: »Er sieht aus wie der Großvater des Karl Kraus am Schabbes, also sehr vornehm.« Er soll wirklich vornehmer ausgesehen haben als die Enkel eines Humoristen aussehen könnten, der bereits im Kolosseum sich mit einem Hundetheater in den Erfolg des Abends geteilt hat. Ich schone den Namen des Mitschöpfers, dessen Krankheit ihn von der Pflicht befreien mag, mehr Witz gehabt zu haben, als er hier und in Berliner Kneipzeitungen gegen mich verübt hat. Ich habe aber den Fall als das Ausmaß dessen, was heute der Humor unter der Assistenz des Publikums leisten kann, aufgehoben. Wäre die Vorstellung erträglich, daß ein Soldat jene szenische Bemerkung, in der die Witzarmut gegen Gefühl und Geschmack marodiert, indem sie einen Toten höhnt, um einen Lebenden zu ärgern, auf dem Gewissen hat? Freuen wir uns, daß keine ehrenrätliche Untersuchung mehr die Frage entscheiden muß! Hier wäre auch nichts mit der Feststellung zu richten, daß ein Vorwurf unbegründet sei. Denn hier ist nur ein humoristisches Dasein unbegründet, kein Vergleich sollte es retten, keine Erklärung sollte es fristen, und diese unerquickliche Angelegenheit einer roten Weste, auf die wir in allen Winkeln und Spalten des deutschen Amüsements stoßen mußten, sollte für die Öffentlichkeit erledigt sein.

Humoristen untereinander

⊙ Roda Roda ersucht um den Abdruck folgender Zeilen:

›Ende Juli 1911 erhob Herr Karl Ettlinger öffentlich die Beschuldigung gegen mich, ich, Roda Roda, hätte ein falsches Ehrenwort abgegeben.

Das Schöffengericht des königlichen Amtsgerichts München hat über diese Beschuldigung Herrn Ettlingers (und andere Dinge) am 29. Mai 1913 geurteilt. Laut diesem Urteil ist die Behauptung Herrn Ettlingers unrichtig. In einem Schriftstück vom 28. Juli 1913, gefertigt von den Anwälten beider Parteien, hat Herr Ettlinger alle in dem erwähnten Urteil festgestellten Tatsachen als zutreffend anerkannt. Herr Ettlinger gibt also damit selbst die Unrichtigkeit seiner Beschuldigung zu.

Roda Roda hat ein falsches Ehrenwort also nicht abgegeben.‹

△ Karl Ettlinger übermittelt uns folgende Zuschrift mit der Bitte um Veröffentlichung:

›Wenn man einen Beleidigungsprozeß (Klage und Widerklage) durch einen Vergleich beendet, so gibt man — meiner Ansicht nach damit dem Willen Ausdruck, die Sache zu erledigen. Sonst schließt man eben keinen Vergleich. Herr Roda Roda aber scheint sich trotz des geschlossenen Vergleichs immer noch nicht beruhigen zu können. Er veröffentlichte in Ihrem geschätzten Blatte einen Brief, der einer Ergänzung bedarf, da Herr Roda Roda einen wichtigen Punkt zu erwähnen vergißt.

Das Gericht stellte nicht nur fest, daß mein Vorwurf gegen Herrn Roda Roda, er habe ein wissentlich falsches Ehrenwort gegeben, unbegründet sei, sondern das Gericht stellte auch fest, daß der beleidigende Vorwurf Roda Rodas gegen mich, ich hätte mich in meiner Kritikertätigkeit durch Geld beeinflußen lassen, unbegründet sei. Beide Parteien haben im Vergleich die Richtigkeit der gerichtlichen Feststellungen anerkannt, beide Parteien haben somit zugegeben, daß die gegenseitig erhobenen Vorwürfe unbegründet seien. Nur auf dieser Basis war ein Vergleich möglich.‹

Mit dieser Erklärung ist die unerquickliche Angelegenheit für die Öffentlichkeit erledigt.

Aber noch nicht die Humoristen. Herr Ettlinger (Karlchen) und Herr Rosenfeld Rosenfeld (Roda Roda) bestreiten also, daß sie bestechlich, beziehungsweise wortbrüchig seien, behaupten aber, daß die Herren Ettlinger und Roda Roda Verleumder seien. Nur auf dieser Basis war ein Vergleich möglich. Auf dieser Basis ist aber auch ein Erfolg bei den deutschen Weinreisenden möglich. Das Kabaret-Gewieher, das jetzt seit zehn Jahren durch die deutsche Nacht zieht, läßt sich durch kein Bedenken stören, aber durch jedes animieren. Nur darf man's nicht zu bunt treiben. Soll man es glauben, daß in Wien ein Nachtlokal seine Sach', seinen Champagner-Absatz, auf mich gestellt hat? Ich bin zu wenig. In meinem Pelz hatten schon viele Läuse Platz, aber sie sind alle abgefallen. Von und trotz mir. Mit der Enthüllung, daß ich Doppelnummern herausgebe, lockt man heutzutag keine Champagner-Wurzen vor den Ofen. Es ist ja denkwürdig, daß ein aktiver Oberleutnant mit seinem vollen Namen die Dramaturgie eines Nachtlokals betreiben kann, und es gäbe wohl in Montenegro ein Aufsehen, wenn aus dem »literarischen Bureau« des dortigen Kriegsministeriums Kabaretscherze hervorgingen. In Österreich hat man nichts dagegen. Die Zeitungen verraten trotz Bezahlung, daß das Werkchen spitz, anmutig und launig, also ein Hundsdreck sei, und eine protestiert sogar gegen die spekulative Besudelung meines und des Namens Peter Altenberg. Der köstliche Schönpflug soll aus uns beiden und dem Herrn Bahr Puppen geformt haben, die seinen Zeichnungen zum Sprechen ähnlich sind, und es heißt, daß man ihn sofort erkennen würde, wenn der Vorfall außer den Kellnern noch einen Zeugen hätte. In Österreich verläßt man sich darauf, daß Beamte oder Offiziere, die eine literarische Tätigkeit ausüben, sich ohnehin durch Langweile unmöglich machen. Aber man hat eigentlich nichts dagegen, und man ist im Grunde stolz darauf, daß Scherzbolde »aus der Armee hervorgehen«. Jetzt werde ich schon bald eine Kompagnie hinter mir haben. Ich halte zwar dafür, daß eine Giftpille absenden nicht so infernalisch ist, wie einen öden Gspaß machen. Auch finde ich den Fall Redl nicht so tragisch. Hier hat die Ethik Landesgrenzen. Spione gibt's überall, Humoristen nur in Österreich. Humoristen sollten aber auch hier, wenn man mir folgt, immer nur ehemalige Offiziere sein. Aus der Armee bereits hervorgegangen. Wie zum Beispiel der Roda, der in diesem Punkte seinen Kollegen mit gutem Beispiel vorangegangen ist. Ich kenne die Stimmung der Berufskreise nämlich ganz genau und weiß — aus brieflichen Äußerungen, die mir unablässig zukommen —, wie stolz die Offiziere wären, sagen zu können, daß sie sich an diesen und jenen lustigen Kameraden noch erinnern, der schon damals so viel Humor in der Kantin' gehabt habe: jetzt sei er ganz zum Kabaret gegangen. Der bekannte Sprung aufs Brettl, warum nicht? So, Kamerad, geht's nicht mehr weiter. Der Roda Roda hat gewiß keine schlechte Erinnerung zurück und das Gefühl, daß er im Ernstfall uns nicht mehr zu verteidigen, sondern zu erheitern hat, ist schon sein Geld wert, wenn man nicht weiß, was man mit dem angebrochenen Abend anfangen soll. Wäre es denn denkbar, daß ein aktiver Offizier Dichter des ›Feldherrnhügel‹ ist? Umso bessere Sachen kommen hinterdrein hinein. So gute wie die köstliche Pointe gegen meinen Großvater, der verstorben war, ehe der Dichter auf die Welt kam, und der als harmloser Landarzt zu einer Zeit gelebt hat, wo die Nächte noch frei von Humor und Ungeziefer waren. In jenem Werk nämlich wird ein Hausierer etwa mit der folgenden szenischen Bemerkung eingeführt: ›Er sieht aus wie

der Großvater des Karl Kraus am Schabbes, also sehr vornehm.«
Er soll wirklich vornehmer ausgesehen haben als die Enkel eines Humoristen aussehen könnten, der bereits im Kolosseum sich mit einem Hundetheater in den Erfolg des Abends geteilt hat. Ich schone den Namen des Mitschöpfers, dessen Krankheit ihn von der Pflicht befreien mag, mehr Witz gehabt zu haben, als er hier und in Berliner Kneipzeitungen gegen mich verübt hat. Ich habe aber den Fall als das Ausmaß dessen, was heute der Humor unter der Assistenz des Publikums leisten kann, aufgehoben. Wäre die Vorstellung erträglich, daß ein Soldat jene szenische Bemerkung, in der die Witzarmut gegen Gefühl und Geschmack marodiert, indem sie einen Toten höhnt, um einen Lebenden zu ärgern, auf dem Gewissen hat? Freuen wir uns, daß keine ehrenrätliche Untersuchung mehr die Frage entscheiden muß! Hier wäre auch nichts mit der Feststellung zu richten, daß ein Vorwurf unbegründet sei. Denn hier ist nur ein humoristisches Dasein unbegründet, kein Vergleich sollte es retten, keine Erklärung sollte es fristen, und diese unerquickliche Angelegenheit einer roten Weste, auf die wir in allen Winkeln und Spalten des deutschen Amüsements stoßen mußten, sollte für die Öffentlichkeit erledigt sein.

Ein distinguierter Fremder

Aus einer und derselben Theaterkritik:

— Die Leo Birinskische Bearbeitung von Johann Nestroys »Nur Ruhe« wurde soeben im Manuskript vom Intendanten Felix Holländer für Frankfurt a. M. erworben.

— Aus Frankfurt am Main wird uns berichtet: Felix Holländer gab aus Gründen privater Natur seine Stellung in Berlin auf. Er tritt auch nicht das Amt als Intendant des Frankfurter Schauspielhauses zum 1. April 1914 an, das er schon kurze Zeit provisorisch innehatte.

Herr Holländer, der sich seinerzeit nicht von Herrn Reinhardt trennen konnte und deshalb nach Frankfurt ging und der jetzt die Trennung von einer Berliner Dame nicht ertrug und deshalb nach Amerika ging, hinterläßt als Vermächtnis das Werk des Herrn Birinski, der sich von Kainz nicht trennen konnte und deshalb russischer Revolutionär wurde und dessen Trennung von Nestroy ich vornehmen werde. Es wäre eine sympathische Vorstellung — sympathischer als die eines von Herrn Birinski bearbeiteten Nestroy —, daß das dramaturgische Testament des Herrn Holländer zugleich die Todesursache ist, und es wäre noch schöner, wenn man sich durch die Annahme einer Dichtung des Birinski nicht nur in Frankfurt, sondern auch in Amerika unmöglich machen würde. Aber Amerika ist darin so unzuverlässig wie Japan; es hat bereits den Birinski:

Aus London wird uns unterm Gestrigem telegraphiert: Leo Birinski, der Verfasser der Komödie »Narrentanz«, hat gewiß nicht daran gedacht, daß seine russischen Revolutionäre einmal nach echten Wiener Walzern tanzen werden. Im New-Yorker Kolonialtheater wurde kürzlich eine Operette aufgeführt, die den Titel »Der lustige Märtyrer« hatte. Der Text dieser Operette, für den ein Herr Macdonald als Verantwortlicher zeichnet, ist nichts weiter als eine englische Übersetzung der Birinskischen Komödie.

Was Ahnungslosigkeit und Weltunkenntnis betrifft, muß gegen den Birinski der Parsifal ein Fremdenführer sein. Jetzt sind ihm »seine« russischen Revolutionäre in Operettenfiguren verwandelt worden. Schlecht ist die Welt, gemein und gewinnsüchtig. Dennoch möchte ich glauben, daß es noch immer nicht so arg ist, wenn ein Herr Birinski unter dem Pseudonym eines Herrn Macdonald auftaucht und seine russische Revolution tanzen läßt als wenn ein Herr Gottesmann unter dem Pseudonym eines Herrn Birinski russische Revolution macht. Denn diese russische Revolution, von der uns ein Herr Zifferer erzählte, ihr Opfer sei keuchend auf die Szene eines Wiener Theaters gestürzt, eben noch glücklich mit knapper Not auf ein Haar dem Henkerbeil entronnen, diese russische Revolution ist in einer Buchhandlung in der Rotenturmstraße zum Ausbruch gelangt und hat sich dann — weil eben die Revolutionäre, die Bücher verkaufen, auch Bücher zu schreiben anfangen — durch das Sterbezimmer des Kainz zur Karriere entwickelt. So ist es möglich gewesen, daß Nestroy mit seinem Werk weniger verdient hat als der Vorschuß des »Bearbeiters« beträgt, daß sich aus dem russischen Revolutionär der russische Aristokrat entwickelt hat, der sich nur im Milieu eines Palace-Hotels zuhause fühlt und daß die Fremdenliste vom Lido unter dem Eindrucke einer Erscheinung, welcher man auf die Distanz, in der man ihr ausweicht, den Originalrussen ansieht, sich automatisch entschließt, einen »Herrn Birinski aus Petersburg« anzuführen. Gottesmann, Macdonald, Birinski — eine internationale Gestalt, die man zwischen Tokio und Rzezow und besonders in München, in der Gegend des Drei Masken-Verlags kennt. Es ist viel Leben und Bewegung in ihr. Nur Ruhe! Ich werde diese Verbindung mit Nestroy in Evidenz halten.

Wieder einer

Gestern früh brach in Strobl auf dem Gute des Bauers Holzer ein Brand aus, der das Wohnhaus samt Mobiliar vollständig einäscherte.... Prinz Joachim von Preußen griff durch mehrere Stunden persönlich in die Löscharbeit ein, indem er Wasser zur Brandstätte trug und auch Anordnungen traf. . . .

Die preußischen Prinzen sind in Österreich unentbehrlich geworden. Die Nibelungentreue scheint ja ein Mumpitz zu sein, aber bei Eisenbahnkatastrophen und Bränden sind die Hohenzollern das beste, was man jetzt hat.

Aus dem Reiche des Unbewußten

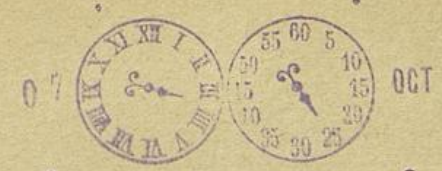
Gestern beging . . . . Glückwünsche des Herausgebers sowie . . . . Ehrengeschenk . . . . Namens des Reichsvereins der Zeitungsbeamten . . . . Laurens Schmerz . . . . Gaida.

Oft ist es, daß man sich sagt: Das muß ich schon einmal erlebt haben!

Religionsstreit

[Der Pragmatismus.] Herr Dr. Max Norden schreibt uns in Erwiderung auf die Bemerkungen des Herrn Professors Dr. Wilhelm Jerusalem zu seinem Feuilleton »Der neue Optimismus«: »— — — Der Leserkreis der ‚Neuen Freien Presse' steht geistig hoch genug, daß ich es ihm ruhig überlassen kann, selbst zu urteilen, ob Herr Professor Jerusalem nicht mit getragener Rhetorik wiederholt und bestätigt, was ich ohne Schönrednerei, mit schärfster Verurteilung dargelegt habe. Ungefähr sagt das der Pfarrer auch, nur mit ein bißchen anderen Worten.«

Der Pfarrer?



Die Berge, die Eltern und die Gefahren

also das ist sehr interessant. Die E. F. ist der Ansicht, daß die Eltern recht haben und der Dr. K. nnrecht hat, während der Dr. K. der Ansicht ist, daß der Dr. L. E. Unrecht hat und die Rose S. zwar den Ohorufen, die gegen die Ansichten des Dr. M. W. erschallen, zustimmen muß, aber die Ausführungen der Olly K. entschieden mißbilligt. Alles in allem sind sie alle der Ansicht, daß sich die Jugend amüsieren soll, warum nicht, recht hat sie, aber was die Auswüchse betrifft, entschieden nicht! Das Ergebnis ist, daß es jetzt bei einem gelänzenden Feuilleton des Herrn Salten nicht sein Bewenden hat, sondern daß ein Gedankenaustausch bei hellichtem Tag anbricht, der einem die Berge, die Eltern und selbst die Gefahren vermießen kann, so daß nichts übrig bleibt als die Erkenntnis: der Sport ist gesund, weil er den Leuten, die einheiraten wollen und die ausgeheiratet werden sollen, zu roten Backerln verhilft, auf der Alm gibts ka Sünd und im Ghetto hats ka Alm gegeben. Also heraus aus der Stadt, herauf auf die Berge, herüber nun die Eltern, herunter in die Gefahren und herein in die Zeitung!

Eine Lanze

zu Gunsten der Telephonistinnen

lautet eine Aufschrift. Hier dürfte die Phrase wohl die weiteste Distanz zwischen den Begriffswelten durchmessen haben und schon ein wenig ruhebedürftig sein. Der Redaktionsdiener soll die Lanze hinaustragen.

Die Berge, die Eltern und die Gefahren

also ~~das ist sehr interessant!~~ Die E. F. ist der Ansicht, daß die Eltern recht haben und der Dr. K. unrecht hat, während der Dr. K. der Ansicht ist, daß der Dr. L. E. Unrecht hat und die Rose S. zwar den Ohorufen, die gegen die Ansichten des Dr. M. W. erschallen, zustimmen muß, aber die Ausführungen der Olly K. entschieden mißbilligt. Alles in allem sind sie alle der Ansicht, daß sich die Jugend amüsieren soll, warum nicht, recht hat sie, aber was die Auswüchse betrefft, entschieden nicht! ~~Das Ergebnis ist,~~ daß es ~~jetzt~~ bei einem glänzenden Feuilleton des Herrn Salten nicht sein Bewenden hat, sondern daß sich ein Gedankenaustausch bei hellichtem Tag erbrüllt, der einem die Berge, die Eltern und selbst die Gefahren vermießen kann, so daß nichts übrig bleibt als die Erkenntnis: Der Sport ist unberufen gesund, weil er den Leuten, die einheiraten wollen und die ausgeheiratet werden sollen, und die gut tun, sich im Partienmachen zu üben, zu roten Backerln verhilft, auf der Alm gibts ka Sünd und im Ghetto hats ka Alm gegeben. Also heraus aus der Stadt, herauf auf die Berge, herüber über die Eltern, herunter in die Gefahren und herein in der Zeitung!

Eine Lanze

zu Gunsten der Telephonistinnen

lautet eine Aufschrift. Hier dürfte die Phrase wohl die weiteste Distanz zwischen den Begriffswelten durchmessen haben und schon ein wenig ruhebedürftig sein. Der Redaktionsdiener soll die Lanze in den Papierkorb werfen.

Die Berge, die Eltern und die Gefahren

Also schön wars doch. Die E. F. ist der Ansicht, daß die Eltern recht haben und der Dr. K. unrecht hat, während der Dr. K. der Ansicht ist, daß ~~der Dr. L. E.~~ Unrecht hat, und die Rose S. zwar den Ohorufen, die gegen die Ansichten des Dr. M. W. erschallen, zustimmen muß, aber die Ausführungen der Olly K. entschieden mißbilligt. Alles in allem sind sie alle der Ansicht, daß sich die Jugend amüsieren soll, warum nicht, recht hat sie, aber was die Auswüchse betrefft, entschieden nicht! Noch nie ist die Wahrheit überall so in der Mitte gelegen und alle zusammen haben sie jeder einzelne ein goldenes Körnchen beigetragen. Wenn's zu Ende ist, wird man sich freuen können, daß es bei einem geländzenden Feuilleton des Herrn Salten nicht sein Bewenden hatte, sondern daß sich ein Gedankenaustausch bei hellichtem Tag erbrach, der einem die Berge, die Eltern und selbst die Gefahren vermießen konnte, so daß nichts übrig blieb als die Erkenntnis: Der Sport ist unberufen gesund, weil er den Leuten, die einheiraten wollen und die ausgeheiratet werden sollen, und die in jedem Falle gut tun, sich im Partienmachen zu üben, zu roten Backerln verhilft, auf der Alm gibts ka Sünd und im Ghetto hats ka Alm gegeben. Also heraus aus der Stadt, herauf auf die Berge, herüber über die Eltern, herunter in die Gefahren und herein in der Zeitung!

Eine Lanze

zu Gunsten der Telephonistinnen

lautet eine Aufschrift. Hier dürfte die Phrase wohl die weiteste Distanz zwischen den Begriffswelten durchmessen haben und schon ein wenig ruhebedürftig sein. Der Redaktionsdiener soll die Lanze in den Papierkorb werfen.

Das Äußerste

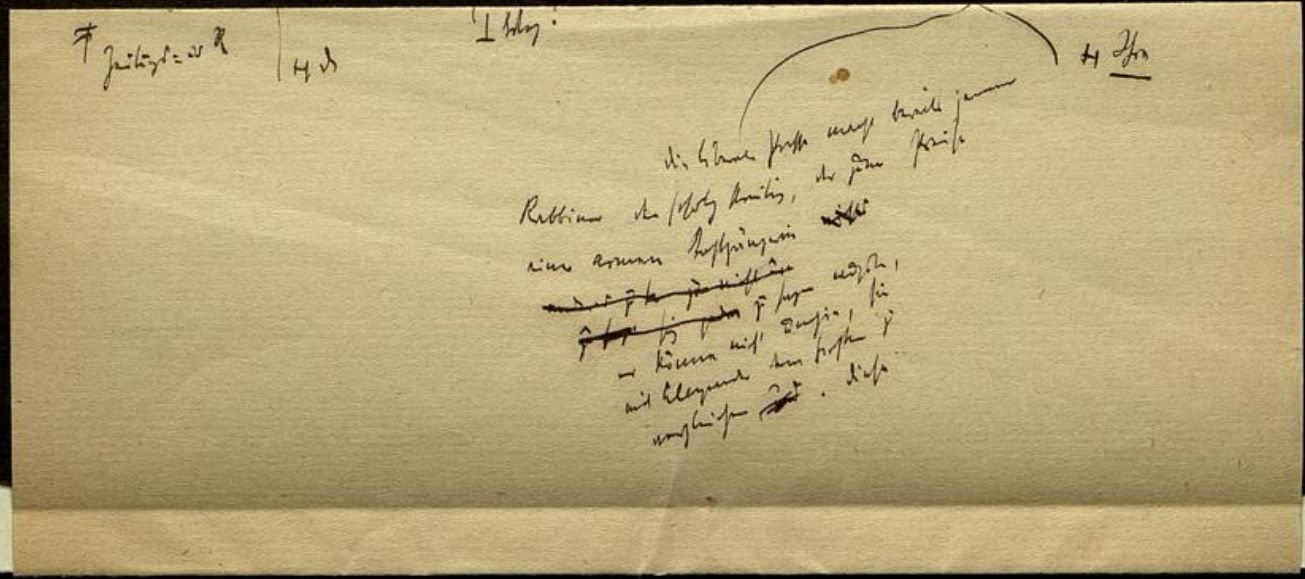
ist anläßlich des Todes der Gattin eines alten Handelsmannes geleistet worden, von dem übrigens zugegeben werden muß, daß er das einzige anständige Operettenlibretto der letzten zwanzig Jahre — das des »Bruder Straubinger« verfaßt hat. Das Sterben wurde nicht nur als Novität besprochen, sondern geradezu der Tod als Librettist gefeiert. Auf keiner Seite in sämtlichen Jahrgängen der Fackel findet sich ein schmalzigeres Dokument verewigt, als die Nenic, die die Neue Freie Presse gebracht hat:

> .... Mitte September erst war die scheinbar lebensvolle 67jährige Frau mit der elastischen Gestalt und fast mädchenhaften Taille aus Ischl mit ihrem Gatten nach Wien zurückgekehrt, munter und hoffnungsfroh einem angenehmen Winter entgegensehend, denn Schnitzer arbeitet an einem neuen musikalischen Werke, auf dessen Vollendung sie sich über alle Maßen freute. Samstag noch, am Vorabend ihres Todes, hatte sie mit dem Komponisten, dem diesmaligen musikalischen Arbeitsgenossen Schnitzlers, darüber gesprochen und geäußert: »Nur den Erfolg dieser Arbeit will ich noch erleben und dann sterbe ich gerne.« Das Schicksal aber pflegt leider nicht viel anzufragen, ob man gerne oder ungerne sterbe und welchen Termin man dafür anberaumt zu wissen wünsche. Und so mußte auch die arme Frau mit dem unerfüllten Wunsche dahin. Sie selbst hätte mit ihrem schneidend scharfen Verstande, wenn sie so was von einer anderen gehört hätte, lachend gesagt: »Der Tod wird sich erst bei ihr erkundigen, ob sie noch die ‚Premiere' abwarten will!« Denn sie war von einem unbarmherzigen Blick für die Reellitäten des Lebens und von einem rücksichtslosen Wahrheitsdrange, der »theoretisch« nicht leicht mildernde Umstände zuließ .... In Budapest geboren, war sie seit 32 Jahren in Wien eingelebt ....

Daß der Tod Jourgespräche führt, ist interessant, aber es ziemt sich, gerade in einem Milieu von Reellitäten zu sprechen, wo der Plural Realitäten zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte. Das ist aber — wie sagt man doch — noch gar nichts gegen die ‚Allgemeine Zeitung':

> Schriftsteller J. Schnitzer ist von dem herbsten Verlust betroffen worden, den er im Leben überhaupt erleiden konnte .... Wer das intime Miteinander- und Ineinanderleben der beiden Gatten kannte, die wohl ausgedehnte gesellschaftliche Beziehungen unterhielten, sich aber innerlichst selbst genügten und in der eigenen Gesellschaft zu Zweien vollkommene Erfüllung ihres Verkehrsbedarfes finden konnten, der wird die Bitterkeit der jähen Vereinsamung des Mannes nach einer solchen 47jährigen Ehe zu ermessen verstehen. Denn diese Frau brachte Sprühleben ins Haus und in alle Kreise, in welche sie trat. Es war magyarisches Geistestemperament in ihr, denn sie war, gleich dem Gatten, ein Kind Ungarns, die Tochter eines in Budapest viel geschätzt gewesenen Arztes, Dr. Laszky, eines Onkels des Komponisten Béla Laszky, der an dem Tage, an dem die Cousine in der Budapester Familiengruft bestattet wird — die Leiche wird dorthin überführt — hier in Wien ein neues Unterhaltungsetablissement eröffnet und die Einladungskarten an das Schnitzersche Ehepaar bereits kuvertiert hatte. Das Leben ist doch mit seinen großen und kleinen Sensationseinfällen der grellste Effekthascher.

Es ist das Grauenhafte an dem Beruf, den diese Gilde ausübt, daß selbst eine Todesnachricht noch von dem Humor ihrer trampelhaften Dummheit vibrieren kann und ihre Parten die freche Fasson einer scherzhaften Geschäftsreklame haben, die einen Witz in Trauerrand enthalten. Was kann eine Verstorbene dafür, daß ihr ein Rächer ersteht, der dem Schicksal ein verhatschtes Bonmot hinwirft? Ist es nicht furchtbar, daß der armen Frau, deren Tod die Druckerschwärze gar nichts anzugehen hatte, Trauerlozzelachs nachgerufen werden und der Schmerz des Witwers durch einen metaphysischen Schmus beleidigt wird? Die liberale Presse, deren Totschweigen ihre beste Eigenschaft ist und die zum Tod ihr Maul nicht halten kann, sollte in solchen Fällen bestochen werden, als ob ein Herzschlag ein Gründungsschwindel wäre. Wären alle Journalisten so tüchtig wie jener, der in die reichen Trauerhäuser geht, um sich die Aufträge für die Partezettel zu verschaffen, dann stünde es besser um diesen traurigen Beruf. So einer denkt mehr an die Provision als an die Vorsehung und macht sich und uns weiter keine Gedanken. Man glaubt nicht, daß es diesen Zweig des Gewerbes gibt? Ob wohl in Wien — zwischen einem Regierungsrat und einem tieftrauernd Hinterbliebenen — schon so ein Dialog geführt wurde, wie der, welcher mir aus Prag übermittelt wird? Der Toten-Kisch erscheint, knapp eine halbe Stunde nach dem Sensenmann, im Trauerhaus: »Was is wegen den Parten?« »Ich will von nichts wissen, gehn Sie weg!« Der Toten-Kisch wartet im Vorzimmer. »Gehn Sie weg, mein Mann ist aufgeregt.« »Sie wolln mir die Parte nicht geben?« Eine Stimme: »Heraus! Er soll weggehn!« »Sie wolln mir also wirklich die Parte nicht geben?« »Nein, lassen Sie mich in Ruh, gehn Sie fort!« »Gut, ich geh, adieu — (bei der Tür) Aber das eine kann ich Ihnen sagen, Herr Kohn, von Ihnen wer' ich mir die Parte jo nix entgehen lassn! Leben Sie wohl!« Das ist Deutsch! So und nicht anders haben die Weltbeherrscher zu sprechen!



Das Äußerste

ist anläßlich des Todes der Gattin eines alten Handelsmannes geleistet worden, von dem übrigens zugegeben werden muß, daß er den einzigen reinlichen Operettentext der letzten zwanzig Jahre — den des »Bruder Straubinger« — verfaßt hat. Das Sterben wurde nicht nur als Novität besprochen, sondern geradezu der Tod als Librettist gefeiert. Auf keiner Seite in sämtlichen Jahrgängen der Fackel findet sich ein schmalzigeres Dokument verewigt, als die Neue Freie Presse gebracht hat: ——

.... Mitte September erst war die scheinbar lebensvolle 67jährige Frau mit der elastischen Gestalt und fast mädchenhaften Taille aus Ischl mit ihrem Gatten nach Wien zurückgekehrt, munter und hoffnungsfroh einem angenehmen Winter entgegensehend, denn Schnitzer arbeitet an einem neuen musikalischen Werke, auf dessen Vollendung sie sich über alle Maßen freute. Samstag noch, am Vorabend ihres Todes, hatte sie mit dem Komponisten, dem diesmaligen musikalischen Arbeitsgenossen Schnitzlers, darüber gesprochen und geäußert: »Nur den Erfolg dieser Arbeit will ich noch erleben und dann sterbe ich gerne.« Das Schicksal aber pflegt leider nicht viel anzufragen, ob man gerne oder ungerne sterbe und welchen Termin man dafür anberaumt zu wissen wünsche. Und so mußte auch die arme Frau mit dem unerfüllten Wunsche dahin. Sie selbst hätte mit ihrem schneidend scharfen Verstande, wenn sie so was von einer anderen gehört hätte, lachend gesagt: »Der Tod wird sich erst bei ihr erkundigen, ob sie noch die ‚Premiere' abwarten will!« Denn sie war von einem unbarmherzigen Blick für die Reellitäten des Lebens und von einem rücksichtslosen Wahrheitsdrange, der »theoretisch« nicht leicht mildernde Umstände zuließ .... In Budapest geboren, war sie seit 32 Jahren in Wien eingelebt ....

Daß der Tod Jourgespräche führt, ist interessant, aber es ziemt sich, gerade in einem Milieu von Reellitäten zu sprechen, wo der Plural Realitäten zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte. Das ist aber — wie sagt man doch — noch gar nichts gegen die ‚Wiener Allgemeine Zeitung'.

Schriftsteller J. Schnitzer ist von dem herbsten Verlust betroffen worden, den er im Leben überhaupt erleiden konnte ...., Wer das intime Miteinander- und Ineinanderleben der beiden Gatten kannte, die wohl ausgedehnte gesellschaftliche Beziehungen unterhielten, sich aber innerlichst selbst genügten und in der eigenen Gesellschaft zu Zweien vollkommene Erfüllung ihres Verkehrsbedarfes finden konnten, der wird die Bitterkeit der jähen Vereinsamung des Mannes nach einer solchen 47jährigen Ehe zu ermessen verstehen. Denn diese Frau brachte Sprühleben ins Haus und in alle Kreise, in welche sie trat. Es war magyarisches Geistestemperament in ihr, denn sie war, gleich dem Gatten, ein Kind Ungarns, die Tochter eines in Budapest viel geschätzt gewesenen Arztes, Dr. Laszky, eines Onkels des Komponisten Béla Laszky, der an dem Tage, an dem die Cousine in der Budapester Familiengruft bestattet wird — die Leiche wird dorthin überführt — hier in Wien ein neues Unterhaltungsetablissement eröffnet und die Einladungskarten an das Schnitzersche Ehepaar bereits kuvertiert hatte. Das Leben ist doch mit seinen großen nnd kleinen Sensationseinfällen der grellste Effekthascher.

Es ist das Grauenhafte an dem Beruf, den diese Gilde ausübt, daß selbst eine Todesnachricht noch von dem Humor ihrer trampelhaften Dummheit vibrieren kann und ihre Partenfreche Fasson jener scherzhaften Geschäftsreklamen haben, die einen Witz in Trauerrand enthalten. Die Intimität, die das Ableben einer Greisin zu einer noch nicht dagewesenen und wohl auch nicht wiederkehrenden erst- und einmaligen Tatsache hinaufjüdelt, ist entsetzlich genug. Was aber kann eine Verstorbene dafür, daß ihr ein Rächer ersteht, der dem Schicksal noch ein verhatschtes Bonmot hinwirft? Ist es nicht furchtbar, daß der armen Frau, deren Tod die Druckerschwärze nicht das geringste anzugehen hatte, Trauerlozzelachs nachgerufen werden und der Schmerz des Witwers durch einen metaphysischen Schmus beleidigt wird? Ist es nicht das ärgste Zeichen journalistischer Verwahrlosung, daß einem Toten zuliebe der Tod selbst beleidigt und die horrible Situation geschaffen wird, daß die in ein Trauerhaus Geladenen plötzlich zu lachen beginnen? Die liberale Presse macht bereits jenem Rabbiner den Erfolg streitig, der zum Preise einer armen Kostgängerin zu sagen wußte, er könne nicht umhin, sie mit Alexander dem Großen zu vergleichen. Diese Presse, deren Totschweigen ihre beste Eigenschaft ist und die zum Tod ihr Maul nicht halten kann, sollte in solchen Fällen bestochen, also behandelt werden, als ob ein Herzschlag ein Gründungsschwindel wäre. Wären alle Journalisten so tüchtig wie jener eine, der in die reichen Trauerhäuser geht, um sich die Aufträge für die Partezettel zu

verschaffen, dann stünde es besser um diesen traurigen Beruf. So einer denkt zum Glück mehr an die Provision als an die Vorsehung und macht sich und uns weiter keine Gedanken. Man glaubt nicht, daß es diesen Zweig des Gewerbes gibt? Ob wohl in Wien – zwischen einem Zeitungs- nnd Regierungsrat und einem tieftrauernd Hinterbliebenen — schon so ein Dialog geführt wurde, wie der, welcher mir aus Prag übermittelt wird? Der Toten-Kisch erscheint, knapp eine halbe Stunde nach dem Sensenmann, im Trauerhaus: »Was is wegen den Parten?« »Ich will von nichts wissen, gehn Sie weg!« Der Toten-Kisch wartet im Vorzimmer. »Gehn Sie, rat ich Ihnen, weg, mein Mann ist aufgeregt.« »Sie wolln mir die Parte nicht geben?« Eine Stimme: »Heraus! Weg! Er soll weggehn!« »Sie wolln mir also wirklich die Parte nicht geben?« »Nein, lassen Sie mich in Ruh, gehn Sie fort!« »Gut, ich geh, adieu — (bei der Tür) Aber das eine kann ich Ihnen sagen, Herr Kohn, Ihre Parte wer' ich mir jo nix entgehen lassn! Leben Sie wohl!« Das ist Deutsch! So und nicht anders haben die Weltbeherrscher zu sprechen!

die mit dem Tod intim sind

Das Äußerste

ist anläßlich des Todes der Gattin eines alten Handelsmannes geleistet worden, von dem übrigens zugegeben werden muß, daß er den einzigen reinlichen Operettentext der letzten zwanzig Jahre — den des ›Bruder Straubinger‹ — verfaßt hat. Auf keiner Seite in sämtlichen Jahrgängen der Fackel findet sich ein schmalzigeres Dokument verewigt, als die folgende Nenie der Neuen Freien Presse:

. . . . Mitte September erst war die scheinbar lebensvolle 67jährige Frau mit der elastischen Gestalt und fast mädchenhaften Taille aus Ischl mit ihrem Gatten nach Wien zurückgekehrt, munter und hoffnungsfroh einem angenehmen Winter entgegensehend, denn Schnitzer arbeitet an einem neuen musikalischen Werke, auf dessen Vollendung sie sich über alle Maßen freute. Samstag noch, am Vorabend ihres Todes, hatte sie mit dem Komponisten, dem diesmaligen musikalischen Arbeitsgenossen Schnitzers, darüber gesprochen und geäußert: ›Nur den Erfolg dieser Arbeit will ich noch erleben und dann sterbe ich gerne.‹ Das Schicksal aber pflegt leider nicht viel anzufragen, ob man gerne oder ungerne sterbe und welchen Termin man dafür anberaumt zu wissen wünsche. Und so mußte auch die arme Frau mit dem unerfüllten Wunsche dahin. Sie selbst hätte mit ihrem schneidend scharfen Verstande, wenn sie so was von einer anderen gehört hätte, lachend gesagt: ›Der Tod wird sich erst bei ihr erkundigen, ob sie noch die ‚Premiere' abwarten will!‹ Denn sie war von einem unbarmherzigen Blick für die Reellitäten des Lebens und von einem rücksichtslosen Wahrheitsdrange, der ›theoretisch‹ nicht leicht mildernde Umstände zuließ . . . . In Budapest geboren, war sie seit 32 Jahren in Wien eingelebt . . . .

Daß der Tod Jourgespräche führt, ist interessant, aber es ziemt sich, gerade in einem Milieu von Reellitäten zu sprechen, wo der Plural Realitäten zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte. Das ist aber — wie sagt man doch — noch gar nichts gegen die ‚Wiener Allgemeine Zeitung'. Hier wurde das Sterben nicht nur als Novität besprochen, sondern geradezu der Tod als Librettist gefeiert:

Schriftsteller J. Schnitzer ist von dem herbsten Verlust betroffen worden, den er im Leben überhaupt erleiden konnte . . . . Wer das intime Miteinander- und Ineinanderleben der beiden Gatten kannte, die wohl ausgedehnte gesellschaftliche Beziehungen unterhielten, sich aber innerlichst selbst genügten und in der eigenen Gesellschaft zu Zweien vollkommene Erfüllung ihres Verkehrsbedarfes finden konnten, der wird die Bitterkeit der jähen Vereinsamung des Mannes nach einer solchen 47jährigen Ehe zu ermessen verstehen. Denn diese Frau brachte Sprühleben ins Haus und in alle Kreise, in welche sie trat. Es war magyarisches Geistestemperament in ihr, denn sie war, gleich dem Gatten, ein Kind Ungarns, die Tochter eines in Budapest viel geschätzt gewesenen Arztes, Dr. Laszky, eines Onkels des Komponisten Béla Laszky, der an dem Tage, an dem die Cousine in der Budapester Familiengruft bestattet wird — die Leiche wird dorthin überführt — hier in Wien ein neues Unterhaltungsetablissement eröffnet und die Einladungskarten an das Schnitzersche Ehepaar bereits kuvertiert hatte. Das Leben ist doch mit seinen großen nnd kleinen Sensationseinfällen der grellste Effekthascher.

Es ist das Grauenhafte an dem Beruf, den diese Gilde ausübt, daß selbst eine Todesnachricht noch von dem Humor ihrer trampelhaften Dummheit vibrieren kann und ihre Parten unfreiwillig die freche Fasson jener scherzhaften Geschäftsreklamen haben, die einen Witz in Trauerrand enthalten. Die Intimität, die das Ableben einer Greisin zu einer noch nicht dagewesenen und wohl auch nicht wiederkehrenden erst- und einmaligen Tatsache hinaufjüdelt, ist entsetzlich genug. Was aber kann eine Verstorbene dafür, daß ihr ein Rächer ersteht, der dem Schicksal noch ein verhatschtes Bonmot hinwirft? Ist es nicht furchtbar, daß der armen Frau, deren Tod die Druckerschwärze nicht das geringste anzugehen hatte, Trauerlozzelachs nachgerufen werden und der Schmerz des Witwers durch einen metaphysischen Schmus beleidigt wird? Ist es nicht das ärgste Zeichen journalistischer Verwahrlosung, daß einem Toten zuliebe der Tod selbst beleidigt wird, daß er wie einer dasteht, der Stilschnitzer macht, und die horrible Situation geschaffen wird, daß die in ein Trauerhaus Geladenen sich das Lachen verbeißen müßen? Die liberale Presse macht bereits jenem Rabbiner den Erfolg streitig, der zum Preise einer armen Kostgängerin zu sagen wußte, er könne nicht umhin, sie mit Alexander dem Großen zu vergleichen. Diese Presse, deren Totschweigen ihre beste Eigenschaft ist und die nur zum Tod ihr Maul nicht halten kann, sollte in solchen Fällen bestochen, also behandelt werden, als ob ein Herzschlag ein Gründungsschwindel wäre. Wahrlich, wären alle Journalisten so tüchtig wie jener eine, der in die reichen Trauerhäuser geht, um sich die Aufträge für die Partezettel zu verschaffen, dann stünde es besser um diesen traurigen Beruf. So einer, wie dieser eine, denkt zum Glück mehr an die Provision als an die Vorsehung und macht sich und uns weiter keine Gedanken. Man glaubt nicht, daß es diesen Zweig des Gewerbes gibt? Ob wohl in Wien — zwischen einem Zeitungs- und Regierungsrat und einem tieftrauernd Hinterbliebenen — schon so ein Dialog geführt wurde, wie der, welcher mir aus Prag

übermittelt wird: Dort übt das Handwerk ein gewisser Kisch. Der Toten-Kisch erscheint, knapp eine halbe Stunde nach dem Sensenmann, im Trauerhaus: »Was is wegen der Parte?« »Ich will von nichts wissen, gehn Sie weg!« Der Toten-Kisch wartet im Vorzimmer. »Gehn Sie weg, rat ich Ihnen, mein Mann ist aufgeregt.« »Sie wolln mir die Parte nicht geben?« Eine Stimme: »Heraus! Weg! Er soll weggehn!« »Sie wolln mir also wirklich die Parte nicht geben?« Der Totenkisch wartet. Die Stimme: »Nein, lassen Sie mich in Ruh, gehn Sie weg!« »Gut, ich geh, adieu — (bei der Tür:) Aber das eine kann ich Ihnen sagen, Herr Kohn, Ihre Parte wer' ich mir jo nix entgehen lassn! Leben Sie wohl!« — — Das ist Deutsch! So und nicht anders haben die Weltbeherrscher zu sprechen!

DIE FACKEL

Nr. 384/385 14. OKTOBER 1913 XV. JAHR

Der Löwenkopf

oder

Die Gefahren der Technik

Eine ernste Nachricht, die eine Zeitung bringt, ohne daß sie einen Witz dazu macht, und keine andere, die es liest, macht einen Witz dazu:

[Die schweren Autobusse eine Gefahr für die Gebäude.] Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, daß die durch das Gewicht der Autobusse hervorgerufene Erschütterung des Bodens nicht ohne Einfluß auf Bauten bleibt, die sich in den Straßenzügen befinden, in denen die Autobusse verkehren. . . . Nun hatte sich die Bezirksvertretung Leopoldstadt vorgestern mit einem Antrage zu befassen, dessen Veranlassung beweist, daß unsere Forderung, es müsse bei der bevorstehenden Automobilisierung des Stellwagenverkehres vor allem das Gewicht der Wagen in Berücksichtigung gezogen werden, vollkommen berechtigt ist. Es haben sich nämlich mehrere Hausbesitzer der Praterstraße wiederholt beschwert, daß durch den Verkehr der ungemein schweren Autobustypen die Erschütterung der Häuser derart heftig sei, daß sich dadurch die Verzierungen an den Häusern lockern und leicht ein Unglück herbeiführen können. Um dieser Gefahr zu begegnen, soll die Praterstraße asphaltiert werden. — Außer der Bezirksvertretung Leopoldstadt haben sich ja auch schon andere Gemeindefunktionäre mit dieser Frage beschäftigen müssen, und man sieht, daß es gut sein wird, wenn bei der kommenden Automobilisierung die leichten Typen bevorzugt werden. . . .

Man hat keine Ahnung, von welchen Gefahren man stündlich bedroht ist. Wie leicht können sich die Ornamente lockern,

wenn man gerade vorübergeht, und das Unglück ist geschehen. Ehedem war von den Ziegelsteinen das Ärgste zu befürchten, wiewohl sie viel fester saßen als die Ornamente. Aber wenn ein Ziegelstein an einem Kopf kaput geht, so ist das weiter kein Malheur, während durch die Vernichtung eines Ornaments unabsehbares Unglück herbeigeführt werden kann. Die schweren Autobusse sind eine Gefahr für die Gebäude, an denen die Menschen vorbeigehen. Gewiß wird vielfach nicht nur an die Erhaltung der Ornamente, sondern auch an die Sicherheit der Passanten gedacht, wenn man den heutigen Zustand unhaltbar findet. Ein frivoler Mensch würde sogar den Vorschlag machen, die Ornamente abzuschaffen und Gott zu danken, daß die Autobusse uns die Trennung erleichtern, und diese Trennung lieber freiwillig vorzunehmen als sie von der Erschütterung durch die Autobusse herbeiführen zu lassen. Ja, man könnte geradezu sagen, die Gefahren der Technik seien ein wahres Glück und die Erfindung der Autobusse sei ein Fingerzeig der Vorsehung, der die Abschaffung der Ornamente dringend empfiehlt: die technische Entwicklung bringe doch die eine geistige Entschädigung mit sich, daß sie den Schnickschnack gefährdet! In dieser großstädtischen Zeit aber findet sich keine Bezirksvertretung, die den Konflikt zwischen der Technik und der Ästhetik zugunsten der ersten entscheidet. Denn jede hat ein Gemüt für die Ornamente und schafft lieber die Autobusse ab, die soviel brum brum machen, daß die Ornamente nicht schlafen können, sondern erschrecken und, bumstinazi, unten liegen. Ein frivoler Mensch würde den Vorschlag machen, durch sämtliche Straßen Wiens in derselben Stunde Autobusse zu jagen, auf daß dem Unfug ein jähes Ende bereitet werde, auf die Gefahr hin, daß ein paar Schock Verfasser von Zuschriften über »die Berge, die Eltern und die Gefahren« unter Ornamenten begraben würden und noch etliche andere unnütze oder verkehrshinderliche Existenzen dazu, und in der Hoffnung, daß die Erfinder der Ornamente selber darunter wären, wobei jeder jeweils den Vorzug hätte, seine eigene Pletschen auf sein eigenes Dach zu bekommen. Als der Erbauer des Michaelerhauses, dieser leibhaftige Autobus, der mit der Schönheit tabula rasa macht, von den Bezirksvertretern gemartert wurde, hätte er ihnen einfach einen Lohengrin und eine Leda mit je einem Schwan hinpappen sollen,

damit die Seele eine Ruh hat, und dann einen tüchtigen Akkumulator arbeiten lassen sollen, um darzutun, daß die mythologischen Persönlichkeiten mit Pferdekräften doch noch schneller fortkommen. Ich wohnte einmal in einem Hause auf der Dominikanerbastei, da betete ich täglich, es möge endlich ein Autobus durchrasen, mich würde er nicht stören, denn ich wohnte in einem Zimmer mit Aussicht auf eine herrliche Feuermauer, auf die nichts gemalt war, so daß der Teufel noch Platz hatte, aber die Aeskulapschlangen, Gorgonenhäupter und sonstigen Utensilien, die auf der Fassade aufgeklebt waren, stierten mirs. Es war schwer, nachhause zu gehen. Zumal wegen der immer auftauchenden Sorge, was der Herr Wassertrilling, der das Haus erbaut hatte, nur mit der Mythologie habe. Eines Tages, ich saß geborgen vor meiner Feuerwand, — riß es an der Klingel. Ich glaubte, es sei ein Leser, der mir einen Übelstand mitteilen wolle, es war aber ein Mann, der ganz echauffiert mir zurief: »Schaun S' zum Fenster außi!« Ich erwiderte, daß es in meinem Hof Gottseidank nichts zu sehen gebe, worauf er unwillig versetzte: »Was, Sie wohnen gar nicht auf die Straßen?« Ich: »Nein, was ist denn geschehen?« Er: »Die Parteien, die was auf die Straßen wohnen, sollen außischaun!« »Ja, warum denn?« »'s Haus wird doch photographiert!« Ich warf die Tür mit einem so heftigen Wurf zu, daß ich einen Augenblick hoffte, die Aeskulapschlangen hätten sich von innen gelockert, das Haus werde nun kein freundliches Gesicht mehr machen und den Photograph erklären, unter solchen Umständen könne er nicht weiter arbeiten. Ich erfuhr aber, daß nichts passiert war, und ich ersah, daß es Menschen gibt, die sich zum Fenster hinausbeugen, wenn solch ein Haus photographiert wird, und die den Ehrgeiz haben, anstatt ihrem Ursprung zu verleugnen, auf solche Platte zu kommen. Und kein Autobus fuhr durch. Das Haus, wiewohl ein neues Haus, steht noch heute, es ist eine Sehenswürdigkeit und vom Franz Josefskai leicht zu erreichen. Das Publikum, welches sich dort tummelt und das sichere Gefühl hat, daß dieses Haus das schönste auf der ehrwürdigen Dominikanerbastei ist, geht gern Samstag abends ins Café Imperial, des Staunens voll über die Pracht, die dort zu schauen ist. Als das freundliche alte Café von einem jungen Meister erneuert werden sollte und man lange nichts

sah, da sah man zwar noch nicht die Klaue des Löwen, aber ein Löwenkopf hing doch schon an der Fassade und hielt einen Ring im Maul. Er hat einen Zweck, dachte ich mir. Er wird der künftigen Beleuchtung dienen. Geduld, dachte ich, zum Beleuchten einer finstern Gegend gehört vor allem ein Löwenkopf. Den hat man und dann wird man sich schon durchfretten. Vom Bauernschreck hat man auch nicht mehr und er erfüllt doch seinen Zweck. Genug, der Löwenkopf war da und er blieb durch Monate, als alles noch im Finstern lag. Schon aber kamen die entzückten Besucher aus der Leopoldstadt, wo sie für die Ornamente zittern, die vor den Autobussen zittern, und bewunderten den Löwenkopf. Ein Dorfschulbub wird bekanntlich gefragt, wie man eine Planke mache. Er weiß Bescheid, und wenn das Gestell so weit sei, schreibe er noch schnell Lekmimoasch drauf und die Planke sei fertig. Die Besucher des Café Imperial aber waren schon zufrieden, weil es drauf stand, noch ehe das Gestell so weit war. Die Planke ist auch heute mehr schön als brauchbar, aber die ~~Börsianer~~ haben einen H Müssner so ausgeprägten Schönheitssinn, daß ihnen Löwenköpfe, Gottheiten oder Spargelbünde, die Licht geben, weiß Gott lieber sind, als eine Sitzgelegenheit. Den Schmutz der Gasse haben sie zuhause, und selbst der ist von Hoffmann. Je schöner aber die Welt wird, desto mehr ~~Börsianer~~ ziehen in sie ein und bewundern die H Müssner Arabesken. Es ist keine kleine Angelegenheit, daß einem der letzte Lebenswinkel austapeziert wird und die Verschönerung der Wände die Verschlechterung der Betrachter zur Folge hat. Die Welt der Autobusse ist nicht die, die man mit der Seele sucht. Aber man muß in ihr leben, um eine bessere zu finden, und eine schlechtere wird einem so zur Qual, daß man wünscht, ein Autobus möge nicht nur an einem renovierten Kaffeehaus vorbei, sondern auch durch seine Pracht hindurchfegen und alle Ornamente, die dort an den Wänden sitzen, und alle Bärte, die dort an den Ohren kleben, glatt mitnehmen. Denn allerorten drängen sich jetzt die Löwenköpfe, die Wände haben Ohren und es tauchen Menschen auf, die den Bauch wie einen Erker tragen und die Nase wie einen Risalit, und deren Hängebart sich im nächsten Augenblick, wenn die Arbeiten weiter fortgeschritten sind, als Beleuchtungskörper oder als Briefbeschwerer oder als Bettvorleger entpuppen kann. Es muß etwas zu bedeuten haben, denn das Ding an sich kann es unmöglich sein. Wer wird

denn mit so etwas im Gesicht herumgehen und es noch offerieren, wenn nicht was dahinter wäre? Aber man wartet vergebens, es wird nichts draus. Nun, praktisch ist so ein Vollbart nicht, »aber schen is«, sagt meine Bedienerin in solchen Fällen. Da ist ein Sprachlehrer, dessen Bild herumgetragen wird, Dienstmänner haben es auf dem Rücken, wo man jetzt hinkommt, sieht man diese Arabeske, selbst auf Zündsteinen, die sonst nur der Unterstützung des gefährdeten Deutschtums in der Ostmark dienen, taucht sie auf. Schön und stattlich, das ist der Eindruck. Man sieht es gern. Aber ein rasiertes Gesicht hat auch seine Vorzüge, man kommt auf der Straße schneller vorbei, und wenn ich französischen Unterricht zu nehmen hätte, wegen des Fortkommens, würde ich geradezu darauf bestehen. Der Friseur am Lido, ein Idealist, der zwischen den Kapannen umherirrt und dessen Lebenslüge darin besteht, daß man nur von »manicure, pedicure!« leben könne, verlangte drei Kronen für das Rasieren. Ich bot ihm dreihundert für den Bart des Bahr, der mir schon lange im Weg ist. Weiß der liebe Gott, ich mag solche Barben nicht! Man verstehe mich recht. Der Löwe ist ein Löwe, er hat nicht nur einen Löwenkopf, sondern auch ein Löwenherz und man bleibt nicht stehen und sagt: Gut frisiert, Löwe! Ich weiß, wo die Manneszier den Mann beweist, und ich möchte um keinen Preis mir Tolstoi, Lear oder den Moses des Michelangelo rasiert wünschen. Aber wenn ein Wels aus Linz in der Adria vorkommt und sich in diesem Zustand gar photographieren läßt, sind physiognomische Beschwerden erlaubt. So möchte ich beim Barte des Propheten schwören, daß der des Bahr keine organische Notwendigkeit ist, sondern nur ein feuilletonistischer Behelf, ein Adjektiv, eine Phrase. Es muß nicht sein. Oder vielmehr: es muß sein, denn schon der gestutzte Schnurrbart verrät, wie dieses Gesicht aussähe, wenn es nicht phrasiert, sondern rasiert wäre. Die Augen sind gut, sie leuchten wie Rubine, aber man trägt nicht Rubine in einer Kartoffel. Ich möchte behaupten: gerade jene Gesichter, die des Vollbartes nicht wert sind, brauchen ihn. Es ist ein Dilemma. Köpfe gibt es, die dem Friseur nicht mit der Kundschaft weitergehen können, weil sie vom Raseur entlarvt würden. Der Historiker Friedjung hat einen Voll- und Ganzbart; man stelle sich vor, er hätte ihn nicht. Der Dichter Beer-Hofmann muß wie ein Hohepriester aussehen; sonst wär's gefehlt, denn er sähe

am Ende wie der Dichter Beer-Hofmann aus. Der Denker Bahr muß wie der liebe Gott aussehen; man stelle sich vor, wie er sonst aussehen würde. Und die Ähnlichkeit ist so zwingend, daß man sich, wenn man nur einmal am Lido geweilt hat, den lieben Gott künftig als Kapannenbewohner vorstellt, der binnen einer Stunde in vier verschiedenen Bademänteln an den Gläubigen vorüberwallt, in einem roten, in einem braunen, in einem blauen und in einem schwarzweißen, welcher der schönste ist, immer wechselnd, zieht an, zieht aus, zieht an, zieht aus, als ob der liebe Gott der Rothschild selber wäre. Ich habe Wunder über Wunder in diesem Sommer geschaut. Richard Wagner liebte Sammt und Seide. Aber er brauchte nur zum Schreiben, was die Wiener Meister zum Baden brauchen. Und Schiller hat die faulen Äpfel nicht gegessen. Wunder über Wunder habe ich gesehn an jenem Strand. Quallen, die im Kaffeehaus arg darniederliegen, aber hier zu leuchten begannen, wenn jenes Gottes Sonne sie beschien, und alle Farben spielten, wenn ich in die Nähe kam. Tintenfische trugen Rezensionsexemplare in die Kapanne Nr. 20, liebe Schnecken, die im Winter plaudern, wanden sich vor mir, wenns niemand sah, aber die ganze Fauna stand habtacht, wenn ihrer aller S. Fischer auftauchte. Der Bartsch fehlte mir in dem Aquarium. Aber wenn es Menschen waren, waren es Hohepriester. Nichts als Hohepriester sah ich, die nach dem Wetter auslugten und nach den Tantièmen. Sie wandelten nicht nur, sie badeten gern, denn wo sie hintraten, war das Meer seicht. Meine Anwesenheit störte sie nicht in den Geschäften, wenngleich sie unruhiger waren, als es Hohepriestern ansteht. Die Sonne war verhängt von farbigen Draperien und sie selbst schienen dahinter Schutz zu suchen. Aber solche Mimikry, dachte ich, macht nicht unkenntlich und schützt nicht vor Verfolgung, sondern im Gegenteil. Ich bin noch nüchtern genug, einen Hohepriester von einem Librettisten unterscheiden zu können. Ich trau mir's zu. Ich weiß schon, wer die sind. Ihre Hülle verrät sie und über ihre Krücke straucheln sie. So leben sie. Wenn sie sterben, werden sie einem Hervorruf Folge leisten. Daß sie fünfzig Jahre alt werden, glaubt man ihnen zur Not, den Tod nicht, und nicht einmal wenn sie ihn erleben sollten, statt ihn bei S. Fischer erscheinen zu lassen. Es sind die Künstler, von denen, so wie sie da in ihrer Formen Fülle schreiten, das ›Künstler-Beinfleisch‹ / kommt,

~~kommt~~ das jetzt in einem neuwienerischen Beisl angepriesen wird, und es ist jene Bohème, die das beliebte »Bohème-Gullasch« liefert. Der Bürger hat Geschmack, die Kunst schmeckt schon fast so gut wie Beinfleisch, und seitdem Gedichte vomiert werden, ist das Essen ein Gedicht. Die Landschaft ist malerisch, die Maler sind malerisch, alles ist malerisch bis auf das Malen. Alles ist wie wenn; es ist, wie wenn es wäre. Du liebe Zeit, verlange ich einen Scheiterhaufen, bringt man mir eine Mehlspeise. Wie gut wirs haben, sehen wir die Schönheit alter Formen so dem Zweck gepaart! Ich lebe fern den Dominikanern und wohne jetzt in einem Hause, das ein Scheiterhaufen mit Schlagobers ist, der ein Gedicht ist. Nein, eine Symphonie von Bäuchen und Nasen, und hat es gleich keine Aeskulapschlangen, die immer ein apartes Tragen sind, so meint es doch alles, was es sagt, anders und sagt es allegorisch. Wie reich ist die Welt und wie überbietet sie das Maß der Schöpfung! Wo das Auge sich umtut, findet es Schönheit. Nur in den Seelen macht die Technik Fortschritte. Der Mensch ist außer sich geraten. Kein Wort lebt, keine Farbe — denn alles ist sowieso laut und bunt. Künstler heißen die, die man sofort erkennt, und die noch wenn sie nackt sind, auffallend gekleidet gehen. Jede Gebärde eine Arabeske, jeder Atemzug instrumentiert, jeder Bart eine Redensart. Das alles ist notwendig, weil sonst in den öden Fensterhöhlen das Grauen wohnen würde: mich täuscht die Fassade nicht! Ich weiß, wie viel Kunst dem Leben und Leben der Kunst abgezapft werden mußte, um dies Kinderspiel zwischen Kunst und Leben zu ermöglichen. Löwenköpfe und die Herzen von Katzen! Der Autobus ist kein Ziel, aber eine Rettung. Ich kann tabula rasa machen. Ich fege die Straßen, ich lockere die Bärte, ich rasiere die Ornamente!

Glossen

Was ist uns Arad!

»Aus Bukarest wird gemeldet: Dem hiesigen italienischen Gesandten ist auf seiner Reise durch Ungarn ein höchst unliebsames Abenteuer passiert; er hatte in Arad die Abfahrt seines Zuges versäumt und mußte dort übernachten; kaum hatte er sich zur Ruhe begeben, als ein Herr in sein Zimmer trat, sich als Redakteur vorstellte und um ein Interview bat; der Gesandte wies dem Manne die Tür. Bald darauf erschienen zwei Herren, die sich als Sekundanten des Journalisten legitimierten, und schließlich mußte der Gesandte eine Ehrenerklärung geben, worauf er noch in der Nacht mittels Automobil eiligst Arad verließ.«

Eher läßt sich ein Interview erfinden, als das. Was immer man heute erfinden möchte, hat das Pech, outriert auszusehen, und wird im nächsten Augenblick durch eine Wahrheit ausgestochen. Ich würde mich nicht getrauen, mir vorzustellen, daß ein Hausierer, der mir öfter, wenn ich keinen Hosenträger kaufen will, aber schon gar keinen, e Stückele Englischpflaster anbietet und von mir dennoch abgewiesen wird – daß dieser Hausierer mir seine Sekundanten sendet. Ich würde nicht wagen, zu behaupten, daß man in den Abruzzen bei Verweigerung einer Geldleistung auf einen Ehrenhändel gefaßt sein könne. Es kann geschehen, es kann alles geschehen. Es ist möglich, daß ein Gesandter, der im Bett liegt, von einem Schmock gezwickt wird. Es ist aber auch möglich, daß eine Wanze nachher ihre Sekundanten sendet. Alles ist möglich. Es ist möglich, daß das Ehrgefühl größer ist als die Zudringlichkeit. Daß einer, der sich in meinem Zimmer unanständig benimmt, sich beleidigt fühlt, wenn ichs nicht leiden will — ist möglich. Es ist die Konsequenz einer aus den Fugen geratenen Welt, daß in ihr nichts unmöglich ist. Das Ding, das sich Staat nennt und das dazu berufen ist, uns vor den Unmöglichkeiten zu schützen, muß froh sein, wenn es im Chaos überhaupt noch auffindbar ist. Wer nicht Druckerschwärze zur Verfügung hat, ist verloren. Da aber allerorten nur die schlechtrassigsten Individuen auf die schamlose Idee verfallen, sich dieses billigsten Machtmittels zu bedienen, so sind die besseren Menschen rettungslos verloren. Ein Gesandter muß nachts vor einem Arader Journalisten im Automobil entfliehen, weil er die Unvorsichtigkeit hatte, ihn, aber nicht die Geistesgegenwart, auch seine Sekundanten hinauszuwerfen. Kein Hotelhausknecht, keine Regierung vermag da einzugreifen. Ehedem fraß die Kanaille nur das Fleisch der Schauspielerinnen. Jetzt müssen ihr auch die Gesandten nachts zu willen sein. In Arad war nur

die Urpremiere. Was in Arad geschah, zeigt, was in Wien möglich wäre. Die Wiener Presse bringt die Nachricht unter dem Titel: ›Wie man in Arad interviewt.‹ Der Titel ist Heuchelei. Denn Wien unterscheidet sich von Arad höchstens dadurch, daß die hiesigen Hoteleinbrecher aus Furcht vor einem Duell sich damit begnügen würden, den italienischen Gesandten erst im Morgenblatt zu überfallen, und daß er sich schließlich doch interviewen ließe. In Ungarn zieht sich die Zudringlichkeit in die gesellschaftliche Form zurück, in Österreich retiriert sie in die Erpressung und ballt gegen einen widerspenstigen Diplomaten die Druckerschwärze, die er verschmäht hat, zum Klumpen. Wahrlich ich sage euch, es leben o-beinige Leute, in deren ungewaschener Hand die Entscheidung über Krieg und Frieden ruht, und ein Geschickter wird mit zehn Gesandten fertig. Was vermag Arad! Erst wenn Arad nach Wien kommt, zeigt es, daß sein Talent noch größer ist als sein Ehrgefühl.

* * *

Das Geheimnis der schlechten Lüfte

Ein mysteriöser Fund auf dem Marchfeld

— das war der balkendicke Titel einer Textseite, die unter anderen die folgenden ›Köpfe‹ enthielt:

Die Untersuchung. – Beunruhigung in der ländlichen Bevölkerung. — Eine Gerichtskommission aus Wien. – Der Fall bleibt mysteriös. — Der Lokalaugenschein. — Der Tote muß aus einer kolossalen Höhe herabgefallen sein. — Die Recherchen erfolglos. — Eine Unterredung mit Detektiv B. — Meister Illner wird Detektiv B. unterstützen. — Der Hangar des mysteriösen Luftschiffes – an der ungarischen Grenze. — Ein Geständnis der Schuldigen? . . . .

Da diese Textseite, die mit Telegrammen bespickt war, dem um sechs Uhr abends erscheinenden Klosettpapier des Auswärtigen Amtes zugehörte, und gleich hinter dem Holoderoh des annoncierten Wiener Nachtlebens stand, dort, wo sonst der politische Leitartikel steht, so mußte jeder Leser glauben, es handle sich um eine ungeheure Tatsache, der ein auf Neuigkeiten dressiertes Blatt eben den besten Platz einräumt. Zum Schluß der Seite stand ein Nachtrag, wie er sonst eine Telegramm-Serie abschließt:

Wie wir aus verläßlicher Quelle erfahren, hat das Geständnis der Frau Weyrer zu einem überraschenden Resultat geführt. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die oben geschilderten Vorgänge die Handlung eines Films sind, der von dem Wiener Schrift

steller Ernst Klein verfaßt wurde und von morgen an im Graben-Kino — —

Die obenstehende Nachricht erregt in Wien Sensation und bildet heute allgemein den Gesprächsstoff.

Im Innern des Blattes wurde dann noch versichert, daß sich das neue Unternehmen »mit dem Wiener Autorenfilm ‚Das Geheimnis der Lüfte' von Ernst Klein in bester Weise eingeführt« habe.

Die Überraschungen eines Kinodramas, in welchem ein gefeierter Autor, dessen Stärke sonst der Jargon ist, bloß auf die Mimik angewiesen bleibt, um den Unterschied zwischen Heraus und Herein oder vielmehr Herauf und Herunter zu verdeutlichen — diese Sensation in allen Ehren. Vor einer Berufsgenossenschaft, die über die Störung ernster Männer durch Mystifikationen klagt, aber selbst den Glauben an die Heiligkeit des Nachrichtendienstes dem Meistbietenden preisgibt, alle Achtung. Aber alles schuldige Mitleid dem Staatsanwalt, der gegen solche Sorte selbst dann nicht aufzumucken wagt, wenn ihre Gewinnsucht sie zur verbrecherischen Irreführung des Publikums treibt. Diese Toleranz ist das Geheimnis der schlechten Luft, in der wir leben müssen. Wie sagt doch Klein? »Es ist vielleicht vom Standpunkt eines ernstzunehmenden Staates nicht alles so, wie es sein soll, aber wir sind nun einmal daran gewöhnt, und wenn es bisher gut gegangen ist, warum soll es nicht weiter gut gehen? Wir in Wien sind alle miteinander keine großen Freunde vom Modernen.« Aber dafür kann man auch mit dem Dichter sagen: Ordentlich romantisch sieht es hier aus!

* * *

Von den Schwätzern

. . . . Es ist nämlich ein Gesetz in Kraft getreten, das dem Klatsch ein Ende machen soll. Seltsamerweise hat es zunächst nicht etwa eine Angehörige des zarten Geschlechts, sondern einen Mann ereilt . . . . der sich in einem Wirtshausgespräch mit einer jungen Dame seiner Bekanntschaft beschäftigt hatte. Er wird in der juristischen Terminologie des »eitlen, unnützen Schwatzens und Klatsches« beschuldigt . . . .

Aber zum Glück in Wisconsin, nicht bei uns in Wien! Der Verhaftete ist ein gewisser Peter Kesoki in Niagara und nicht etwa der Herr, der noch immer vom Donaukarpfenklub der Obergigerl ist. Die ‚Frankfurter Zeitung' nennt es »eine wahre Hiobspost für Kaffeekränzchen und verwandte Veranstaltungen«. Aber die reine

Geistigkeit und Zweckunterhaltung der Kaffeekränzchen sollte man doch nicht mehr in Verruf bringen in einer Zeit, wo die ganze Welt ein Wiener Café ist. Gar so seltsam ist es nicht, daß sogar am Niagara kein Weib, sondern ein Mann des unnützen Schwätzens überwiesen wurde. Die Weiber reden über das Wahlrecht und das hört sich, wenns auch auf dasselbe hinausläuft, beiweitem ernsthafter an als die Gespräche über den Koitus, die die Männer führen. Aber in Wiskonsin kann man die Männer, die schwätzen, vielleicht noch genau so zählen wie die Männer, die stehlen. In Österreich fängt man die Diebe nicht, sonst wäre Raummangel in den Gefängnissen. Wo aber sollte man mit den Schwätzern hin? Man hat sie zur Not in den Kaffeehäusern untergebracht. Ich habe seit Jahr und Tag aus der Wiener Außenwelt nichts anderes vernommen, als daß der Mann, der eben sprach, die Frau, die eben vorbeigegangen war, schon gehabt hat, demnächst haben werde, haben könnte, wenn er wollte, daß er aber nicht will, weil sie schon ein anderer Stammgast gehabt hat, dem er aber dafür eine andere wegnehmen wolle, die es nicht länger erwarten könne und schon auf ihn spitze und die er nur anzurufen brauche und nur, weil das Telephon immer besetzt sei, noch nicht gehabt habe. Das erzählen die Kretins am Stammtisch nicht nur einander, sondern so laut, daß es die Kretins am Nebentisch hören, die auch ihrerseits aus ihrem Herzen keine Mördergrube, wohl aber ein Bordell machen. Es ist die einzige Wissenschaft, deren der Mensch von heute fähig ist, und ein Gesetz, das den Klatsch verbietet, schützt nicht nur das Rechtsgut der Ehre, sondern das Lebensgut der reinen Luft. Nicht die Beleidigung werde gestraft, sondern das Wissen und Sagen. Daneben gibt es aber auch Leute, die sich weit und breit, mit einer Stimme, die jedes Geheimnis zersägt, dadurch vernehmlich machen, daß sie auch das, was sie nicht wissen, nicht bei sich behalten können. Dieses Geheimnis, das letzte, das der keusche Mensch hat, sollte er bewahren, aber er tut es nicht. Nein, er tut es nicht; denn er weiß alles. So einer zieht sein Erlebnis aus den vielen Menschen, die er nicht gelesen, und aus den vielen Büchern, mit denen er nicht gesprochen hat. Er wurde aus Bibliotheksstaub geschaffen und Gott unterließ es, ihm den Odem einzublasen. Lebt aber ein Mensch in seiner Nähe, der Schöpferkraft hat, so zerfällt jener und wird wieder zum Staube. Aber selbst so einer findet

in der Stadt, die von Gerüchten satt wird, noch Lauscher, denn erzählt er nicht von Jakob Böhme, so erzählt er doch von seinem Schuster, der die einzig echten Siebenmeilenstiefel erzeuge, mit denen man zugleich dem Papst und dem Dalai-Lama einen Besuch abstatten, der Eröffnung von Bayreuth und dem Tod Nietzsches beiwohnen könne und von der Wüste Gobi in einer schwachen Stunde beim Hayek in Mödling sei. Und wenn er diese Betrachtung liest, so wird er unfehlbar sagen, zu seiner Zeit, als er sich noch in Wisconsin aufhielt, sei das Schwätzen noch erlaubt gewesen, den Peter Kesoki, oh, den habe er sehr gut gekannt, er sei mit ihm durch den Niagara geschwommen, er sei aber besser geschwommen als der Peter Kesoki, weil er so vorsichtig gewesen sei, seine dreihundert Bibliotheksgurten umzuhängen, es sei kein Wunder, daß der Kraus jetzt den Peter Kesoki angreife, denn dieser habe einmal gesagt, daß der Kraus eitel sei, und infolge dieser ungünstigen Auskunft ist der Kraus nicht in die Neue Freie gekommen.

* * *

Die tanzenden Glücksschweine

die im Colosseum allabendlich zu sehen sind, bilden das Tagesgespräch von Wien.

Daran habe ich eigentlich nie gezweifelt.

* * *

Die Naturforscher

. . . . weihevoller Augenblick . . . . großartigste Manifestation deutscher Wissenschaft . . . . Stammesbrüder . . . . Presse . . . . Kulturfortschritt . . . .

Direktor Dr. Gehrke begann mit anerkennenden Worten für den Wiener Apfelstrudel und erhob unter lebhaftem Beifall sein Glas auf das Wohl der Dame Wien und der Wiener Damen.

* * *

Das bin ich nicht

. . . . Karl Kraus feierte die Presse, die zum Gelingen des Kongresses wesentlich beigetragen habe, und wies auf den innigen Zusammenhang zwischen modernem Kulturfortschritt und Presse hin.

Und das leider auch nicht:

. . . . Karl Kraus . . . . verlor das Gleichgewicht und stürzte drei Stockwerke tief in das Stiegenhaus. Der Arzt der Filiale der Rettungsgesellschaft stellte einen Leberriß fest und brachte den Verunglückten in das Kaiser-Franz-Josefsspital.

* * *

Ein Schmeichler

Der Berliner Bürgermeister Reicke sprach:

Eine Woche lang haben wir, die wir aus aller Herren Ländern hier zusammen kamen, in den Pausen unsrer Arbeit den berauschenden Atem Ihrer alten herrlichen Kaiserstadt getrunken .... Die Wiener sind uns nicht fremd .... Uns sind alle vertraut, der fesche Kerl, der ernste Mann, Ihre lieben Wiener Mädeln und Ihre lieben Wiener Frauen und Ihre Mütter, die das goldene Herz, von dem heute schon gesprochen wurde, an erster Stelle haben .... Seien Sie überzeugt, die treue Waffenbrüderschaft der Männer dauert fort im Deutschen Reiche. Dieser Waffenbrüderschaft steht eine nicht minder treue herzliche Schwesterschaft an der Seite hüben und drüben, und um beide schlingt sich das himmlische Band unserer geliebten deutschen Muttersprache .... insbesondere dem kaiserlichen Rat Doktor Charas und seiner Gemahlin. Sie leben dreimal hoch! (Lebhafter Beifall.)

Zum Glück spielt der Herr Reicke nicht so sehr als Verwaltungsbeamter ~~denn~~ als schlechter Dichter eine Rolle. Sonst wäre — bei anhaltender Nibelungentreue — eine Verschlechterung der Berliner Straßen unausbleiblich.

* * *

Ob der Bauernschreck nicht ein Grubenhund ist?

Graz, 8. Okt. (Priv.-Tel.)

Vorigen Sonntag wurde, wie von glaubwürdiger Seite auf Grund von Erhebungen durch die Gendarmerie und den Lehrer versichert wird, ein dreizehnjähriger Knabe auf dem Kirchgang nach Schäffern von dem Raubtier verfolgt. Als der Knabe zu laufen begann, setzte ihm das Tier in schärferer Gangart nach. Als man dem Knaben später einen Tieratlas vorlegte, wies er auf den Puma als die Raubtiergattung, der das in Frage stehende Tier angehört.

Oder eine Ente?

Gestern spielte sich in der dortigen Gegend auch ein Vorfall ab, der zu lebhafter Beunruhigung Anlaß gab. Ein zwölfjähriger Schüler, der sich auf dem Wege zur Schule nach Schäffern befand und einen Hasen nach dem Orte brachte, wurde von dem Raubtier angefallen, das ihm den Hasen entriß. Der Knabe lief nach Hause zurück und meldete den Vorfall. In dem betreffenden Orte wurde sofort Nachschau gehalten, und noch Reste des geraubten Hasen gefunden. Von dem Überfall wurden auch die Gendarmerie und die Schulbehörde behufs raschester Maßnahmen verständigt.

Oder ein Verzehrungssteuerbeamter!

* * *

Eine Lanze

zu Gunsten der Telephonistinnen

lautet eine Aufschrift. Hier dürfte die Phrase wohl die weiteste Distanz zwischen den Begriffswelten durchmessen haben und schon ein wenig ruhebedürftig sein. Der Redaktionsdiener soll die Lanze in den Papierkorb werfen.

* * *

Die Phrase beißt sich in den Schwanz

Die sich häufenden Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und kompetenten Kreisen und die bestimmte Art seines Auftretens haben die Stellung des Freiherrn v. Conrad so sehr erschüttert, daß er, des Kampfes müde, nun die Konsequenzen zu ziehen entschlossen ist.

Nämlich des Nichtkampfes müde.

* * *

Siehe da

der Historiker Friedjung hat eine Idee. Die Universitäten sollen den nationalen Streit entscheiden. »Und dennoch!« ruft er plötzlich. Dabei klingt ihm »ein Wort Adolf Fischhofs in den Ohren«, der ihm auf seine »vorwitzige Frage, ob denn der Zerfall Österreichs noch abzuwenden wäre«, geantwortet hat: Jawohl.

Aus diesen Erwägungen heraus entstand der Vorschlag, der hiemit der Öffentlichkeit zur Prüfung unterbreitet wird. Hoffentlich ist nicht zu verkennen, daß dieser Plan nicht etwa in einer flüchtigen Stunde geboren wurde, sondern als Ergebnis eines weit rückgreifenden Nachdenkens emporwuchs. Manche in die Quere kommende Idee wurde erwogen und dann verworfen, die Einzelheiten so lange durchgeprüft, bis sich ihr Zusammenklang ergab.... Der Grundgedanke jedoch kann und wird nach meiner innersten Überzeugung nicht verloren gehen.

Ehedem war Herr Friedjung vorwitzig, ~~jetzt~~ ist er witzig. Die Stunde, in der er nachdachte, war nicht flüchtig, fürwahr; aber sie hätte sich gern aus dem Staub gemacht.

* * *

Die Einwilligung ist nötig

»Einen interessanten Verlauf nahm gestern beim Bezirksgericht Josefstadt die Verhandlung über eine Klage, die der Reisende Philipp L. gegen seine Frau Anna und gegen den Friseurgehilfen Alois Sk. wegen Ehebruchs, beziehungsweise wegen Verletzung der ehelichen Treue

angestrengt hatte. Nach Inhalt der Klage hatte die angeklagte Gattin seit mehr als Jahresfrist mit dem Mitangeklagten Beziehungen unterhalten. In den letzten Monaten soll die angeklagte Ehegattin, da sie von ihrem Manne bereits getrennt lebte, wiederholt die Besuche des Sk. empfangen haben und hiebei mit ihm sehr zärtlich gewesen sein. Die Angeklagte, eine hübsche junge Frau, gab an, daß sie mit Sk., der inzwischen nach Amerika gereist ist, bloß ein freundschaftliches Verhältnis unterhalten hatte, und daß Sk. sie nur über ihre Einladung einigemale in der Woche besucht habe, da sie ihn als Partner für eine Kartenpartie gebraucht habe .... Richter (zur Zeugin G.): Wie war der Verkehr zwischen der Angeklagten und dem Sk.? — Zeugin: So weit ich beobachtet habe, war der Verkehr zwischen beiden immer sehr korrekt. Von Zärtlichkeiten habe ich nichts bemerkt und ich habe anfangs Herrn Sk. für einen Verwandten meiner Quartierfrau gehalten. — Richter: Gerade zwischen Verwandten herrscht aber nicht immer im Verkehr ein korrekter Ton. Der Verkehr zwischen Verwandten ist häufig ein laxer und freierer. — Zeugin: Ich kann nur sagen, daß beide nicht wie ein Liebespaar miteinander verkehrt haben. — Auf die Frage des Richters, ob nicht zwischen der Angeklagten und Herrn Sk. hie und da Küsse getauscht wurden, erklärte die Zeugin, daß beide sich nur einmal geküßt hätten, und zwar bei der Gelegenheit, als zwischen den Spielpartnern Bruderschaft getrunken wurde. — Richter (zur Angeklagten): Ist es richtig, daß Sie mit Sk. Bruderschaft getrunken und sich dabei geküßt haben? — Angekl.: Ja, ich habe darin, da dies beim Spiel geschah und Herr Sk. den Antrag stellte, allgemein Bruderschaft zu trinken, nichts Inkorrektes gesehen. — Richter: Eine anständige, verheiratete Frau trinkt mit einem fremden Herrn nicht ohne Einwilligung ihres Gatten Bruderschaft. — Der Richter verurteilte die angeklagte Ehegattin wegen Verletzung der ehelichen Treue zu einer Geldstrafe von zwanzig Kronen, wobei als Grundlage des Schuldspruches bloß die von der Angeklagten zugegebene Tatsache, daß sie mit Sk. Bruderschaft getrunken und ihn dabei geküßt habe, angenommen wurde. Das Verfahren gegen Sk., dessen Aufenthalt in Amerika unbekannt ist, wurde eingestellt.«

Vom L. lebt sie getrennt, der Sk. ist in Amerika — wen wird sie also fragen müssen, wenn sie künftig Karten spielen will?

* * *

Idylle

».... Erst am Samstag abend ist er selber kommen.« — »Sie haben sich vorher schön gemacht.« — »Das tue ich Samstag immer.« »Haben in Ihr Miederleibchen ein blaues Band eingezogen. Warum denn?« — »Weil kein's drin' war.« »Sie wußten, daß er kommt, denn Sie haben einer Freundin erzählt, daß abends der Nazl kommt.« — »ja, weil er g'sagt hat, daß er kommt ....«

Taufkind

Dieser Dialog vom Fensterln — Diandl, dei Bua is da — wurde in einer Gerichtsverhandlung gesprochen, an deren Schluß die Angeklagte von den Geschwornen zum Tode durch den Strang verurteilt wurde. Sie hatte ihren Geliebten, der sie verlassen wollte, getötet. Hätte sie ihn verlassen und er sie getötet oder hätte er dem Lehrbuben eine glühende Eisenstange in den Bauch getrieben oder hätte er eine Prostituierte wegen vier Kronen abgeschlachtet, der Tag hätte anders geendet. Wäre er Bankbeamter und Täufling eines hohen Gerichtsbeamten, hätte er die Frau, die nichts mehr von ihm wissen wollte, erschossen und hieße er also Geiger, so wäre er in der Untersuchungshaft avanciert und infolge offenbarer Sinnesverwirrung ~~im Moment der Tat~~ noch vor der Verhandlung freigesprochen worden. Die fünfundvierzigjährige hysterische Frau wurde, ehe die Einstimmigkeit der Geschwornen über sie hereinbrach, von den Psychiatern aufs Korn genommen:

Die Angeklagte, führt der Sachverständige aus, macht einen beschränkten Eindruck, das erkläre sich daraus, daß sie schon in frühester Jugend arbeiten mußte und keine Zeit hatte, an ihrer Fortbildung zu arbeiten .... Die Angeklagte hat in der Ehe mit ihrem Mann sehr sehr schlecht gelebt. Er war ein Trinker und mißhandelte sie .... Daraus erklärt sich auch ihre leichte Erregbarkeit. Fasse man nun alle diese Umstände zusammen, so ergebe sich, daß die Angeklagte als hysterische Person bezeichnet werden muß. Damit sei aber noch lange nicht gesagt, daß sie geisteskrank sei. Die psychologische Erklärung ihrer Tat liege in verletzter Eitelkeit und übertriebenem Egoismus. Sie wußte, daß sie in einem Alter stehe, in welchem ihr ein Anschluß an den gesuchten Mann nicht mehr leicht möglich sei. Trotzdem die Bluttat gewiß im Zustande des schweren Affekts geschehen sei, liege nichts vor, was auf eine Sinnesverwirrung oder gar eine Geisteskrankheit zur Zeit der Verübung der Tat schließen lasse.

Geisteskrank kann ein Beamter des Bankvereins, der seine Frau erschoß, nicht gewesen sein, sonst wäre er nicht zur Sühne Prokurist geworden. Ob ein Angeklagter zur Zeit der Tat wenigstens sinnesverwirrt war, das wissen die Psychiater ganz genau. Einer alternden Hysterikerin ist es viel weniger zuzutrauen als einem frischen Bankbeamten. Die Psychiater haben die Erfahrung und die Geschwornen den Instinkt. Also Sinnesverwirrung überall im Saal, nur nicht bei der Angeklagten. Und darum Richter und Henker.

Zeugenschaft gegen die Geschwornen

....Eine rabbinische Aufregung meldet sich zum Wort, wenn man ihr an »die Errungenschaften« rührt und eine ihrer Begriffshülsen kassieren möchte.
Die Fackel, Juli 1913

Würde und könnte der zehntausendste Teil dessen, was in fünfzehn Jahrgängen der Fackel von der nun einmal vorhandenen Welt als feindliche Ansicht geahnt wird, die Faßlichkeit einer kämpferischen Tendenz annehmen, der Autor wäre irgendeinmal durch einen Steinwurf gehindert worden, sich der Demokratie weiterhin verständlich zu machen. Da aber so etwas wie die Flucht in den Geist ihn, der am Übel so ehrlich leidet wie der beste Antikorruptionist, davor bewahrt, an der Vielheit des Leidens zugrundezugehen, bleibt wieder die herrschende Gemeinheit davor bewahrt, irgendwelche gegen ihn oder gegen sich selbst gekehrte Konsequenz zu ziehen. Wie wäre es denn sonst möglich, daß nicht eine von zehntausend Bloßstellungen, deren jede an Mut und Ernsthaftigkeit ein ganzes polemisches Dasein erfüllen könnte, den Betroffenen oder doch den Urheber unmöglich gemacht hat? Daß nicht Volksaufläufe entstehen, um die gebrandmarkten Verbrecher zu lynchen oder wenigstens den, der auf sie gewiesen hat? Daß nie eine Entscheidung fällt? Diebe, Betrüger und Preisrichter weiter wirken? Daß der Aufschrei über eine Schändlichkeit, die im Vorlesesaal demonstriert wird, stärkste Theaterwirkung bleibt und nicht über die Garderobe hinaus dringt? Vielleicht werden die Kinder derer, die es erlebt haben, mit Selbstmordgedanken auf die Welt kommen oder die Kinder derer, die es getan haben, aus der Art schlagen und es nicht mehr tun. Sie werden, wenn anders Werke der Sprache die Bestimmung haben, nur der Zeit unverständlich zu sein, das Beispiel der Väter verleugnen, die die Wahrheit nichts anzugehen schien, weil ihnen, was aus Kunst entsteht, sich in Dunst verwandelt. So hat alles, was hier geschrieben wurde,

eine stoffliche Reizung geboten, die hinreichend stark war, um darnach zu greifen, aber auch eine stoffliche Enttäuschung, die hinreichend groß war, um es nicht zu behalten. An den Ausnahmefällen, in denen der Stoff als Tendenz gespürt und erwidert werden konnte, ist dieser Zustand noch besser festzustellen als dort, wo er sich mit jener Stille offenbart hat, zu der als einer Art schweigender Unruhe die lärmende Zeit sich auf meinen Alarm zwingen mußte. Man möchte glauben, daß das nachgemachte Geräusch jüdischer Wohllebigkeit, das aus der kleinsten Glosse als Echo dem Weltorgan antwortet, heftigere Wut entfesseln sollte als der Angriff gegen eine der Institutionen, die der herrschenden Meinung wohl genehm sind, aber von ihr doch nie so stark erlebt und erlitten werden wie das Geld. Das Gegenteil ist der Fall, und seit langer Zeit habe ich kein so lebhaftes Getue um mich herum bemerkt wie jenes, das den Aufsatz gegen die Geschwornengerichte begleitet hat. Das macht: hier war der Stoff einläßlich genug, um verstehen zu lassen, was sonst nicht verstanden wird. Wer gegen Geschwornengerichte schreibt, muß mindestens so weit populär sein, um sich unpopulär machen zu können. Zahlreiche Briefe schwer gekränkter Demokraten zeigen, daß es gelungen ist. Das Erstaunen, das sie ausdrücken, bewies, daß sie mich mit jenem Breslauer Redakteur bis nun für einen »Vertreter der äußersten Linken« gehalten hatten, und es machte den Eindruck, als ob sie einem, der Leichen auf dem Gewissen hat, nur eines verübeln wollten, nämlich daß er gegen die Verbrennung sei. Daß sich aber auch hinter dieser Tendenz, so faßlich sie ist, an mir noch etwas von Mord spüren ließe, soll ihnen nicht verraten sein. Es ist am besten, sich auf das Gebiet ihrer Auffassung, das in ihrer eigenen Sprache Plattform heißt, zu begeben und getrost als einen zu bekennen, der nichts weiter will als ihnen ihre Feuerbestattung verweigern und ihre Geschwornengerichte nehmen. Einer Plebs, die so anmaßend ist, zu glauben, ich sei anderer Meinung/ als sie,

~~bis sie~~ gebe ich nach und bin anderer Meinung. Weil man ihr aber mit Autoritäten so sehr imponiert wie man sich durch Bekämpfung der Institutionen bei ihr schadet, so sei ihr gesagt, daß schon vor mir ganz gescheite Leute eine leichte Abneigung gegen die Geschwornengerichte gezeigt haben. Ohne die Geschwornen von Wiener-Neustadt erlebt zu haben. Ohne den Fall auch nur geahnt zu haben, daß ein unglücklicher Student als das wahre Opfer eines Doppelselbstmordes wegen Mordes verurteilt, und ein Schlossergeselle, der nach monatelanger Folterung einem Lehr~~buben~~ die glühende Eisenstange in den Bauch getrieben hatte, vom Totschlag freigesprochen wurde. So finde ich bei Schopenhauer eine Stelle, die mich fast in den Verdacht bringt, ich hätte ihn abgeschrieben, in einen Verdacht, von dem ich mich nur durch das volle Geständnis der umfassenden Ähnlichkeit befreien kann.

Die Fackel:

Wenn die Justiz sich selbst ernst nimmt — wir tuns ja nicht —, so hat sie sich unbegreiflich lange von einer fixen Idee des Liberalismus die Teilung der Gewalt mit jenen aufoktroyieren lassen, in denen die Richter mit Recht ihre Viktualienhändler und Fleischhacker erkennen müßten .... Die Lebensfremdheit der gelernten Richter mag zu jenen Rechtsgütern gehören, die zu schützen man dem Staat verbieten soll. Aber es ist doch grotesk, daß die Rauchfangkehrermeister den Anspruch erheben, dem wahren Leben näher zu stehen .... Sie schützen hier mit dem Freispruch wie dort mit dem Schuldspruch das Rechtsgut des Vermögens, und die strengste Verläßlichkeit, die ihren Urteilsspruch von persönlichem Vorteil unabhängig macht, wird sie nicht vor einer allgemeinen Befangenheit in materiellen Fragen schützen. Wie könnte es anders sein? Wie sollten sie, was

Schopenhauer:

Die konstitutionellen Könige haben eine unleugbare Ähnlichkeit mit den Göttern des Epikuros, als welche, ohne sich in die menschlichen Angelegenheiten zu mischen, in ungestörter Seligkeit und Gemütsruhe, da oben in ihrem Himmel sitzen. Sie sind nun aber einmal jetzt Mode geworden und in jedem deutschen Duodezfürstentum wird eine Parodie der englischen Verfassung aufgeführt, ganz komplett, mit Oberhaus und Unterhaus, bis auf die habeas corpus Akte und die Jury herab. Aus dem englischen Charakter und englischen Verhältnissen hervorgegangen und beide voraussetzend sind diese Formen dem englischen Volke gemäß und natürlich.... Die Engländer zeigen ihren großen Verstand auch darin, daß sie ihre alten Institutionen, Sitten und Gebräuche fest und heilig halten, auf die Gefahr hin, diese Tenazität zu weit und bis

jeden Tag ihres Lebens ausfüllt, für einen Monat verleugnen? Könnten sie's, sie hätten ihren Beruf verfehlt und man müßte ihrer Wirtschaft, ihrer Ware mißtrauen .... Müßte die Demokratie nach der Tat, die eine erwählte Bierbank vor ihren Augen vollbracht hat, in Reue vergehen, so trinkt sie sich wieder einen Phrasenrausch an und vergißt, anstatt zu verzweifeln.... Im Vorstellungskreis dieser Leute lebt der Staat als der Feind, er allein als der Feind aller, und die Geschwornen seien berufene Richter, weil sie »gegenüber dem Staate vollständig unabhängig« sind. Darum seien sie geeignet, »in politischen und Preßangelegenheiten zu urteilen«.... Berufsrichtern aber wird gleichmütig nachgesagt, daß sie einem Pflichtenkonflikt zwischen Gesetz und Interesse ausgeliefert sind .. und, ohne daß eine Ehrenhaftigkeit, die solchen Konflikt nicht kennt, auch nur angenommen wird, wird sie eben noch dort anerkannt, wo sie ihm ausweicht .. Man hat freilich noch nicht gehört, daß die Untauglichkeit von Generalen zu dem Vorschlag geführt hat, ihre Posten im Ernstfall mit Geschwornen zu besetzen. Aber alle diese Gedankengänge sind von der Furcht eröffnet, daß ohne Geschworne jener seichteste Radikalismus, der sich ausschließlich an der Regierung vergreift, Gefahr laufen könnte .... Die Phrase, die stark genug war, ein unnützes Ding zu erschaffen, ist auch stark genug, es zu retten. In Österreich wird der Staat noch lange die Gefahr sein, ehe man erkennen wird, daß er in Gefahr ist, aber auch dann wird man noch überzeugt sein, daß die Geschwornen »unabhängig« sind.... Man mag sie (die gelernten Richter) entlassen, wenn sie aufhören etwas ins Lächerliche zu treiben; weil eben jene Dinge nicht in einem müßigen Kopfe ausgeheckt, sondern allmählig aus der Macht der Umstände und der Weisheit des Lebens selbst erwachsen, und daher ihnen, als Nation, angemessen sind. Hingegen hat der deutsche Michel sich von seinem Schulmeister einreden lassen, er müsse in einem englischen Frack einhergehn; das schicke sich nicht anders: er hat ihn demnach vom Papa ertrotzt und sieht nun, mit seinen linkischen Manieren und ungelenkem Wesen, lächerlich genug darin aus. Aber der Frack wird ihn noch sehr drücken und inkommodieren, und zwar zu allernächst durch die Jury, als welche, aus dem rohesten englischen Mittelalter, den Zeiten Königs Alfred des Großen, da noch lesen und schreiben können den Menschen von der Todesstrafe eximierte, stammend, das schlechteste aller Kriminalgerichte ist, wo nämlich, statt gelehrter und geübter Kriminalrichter, welche unter täglicher Entwirrung der von Dieben, Mördern und Gaunern versuchten Schliche und Finten grau geworden sind und so den Sachen auf die Spur zu kommen gelernt haben, nunmehr Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu Gerichte sitzen, um mit ihrem plumpen, rohen, ungeübten, tölpelhaften, ja, nicht einmal einer anhaltenden Aufmerksamkeit gewohnten Verstande die Wahrheit aus dem täuschenden Gewebe des Truges und Scheines herauszufinden, während sie noch obendrein dazwischen an ihr Tuch und ihr Leder denken und sich nach Hause sehnen, vollends aber vom Unterschiede zwischen Wahrscheinlichkeit und Gewißheit durchaus keinen deutlichen Begriff haben,

zu taugen; man mag sie davonjagen, wenn sie den von liberalen Schwätzern berufenen »Buchstaben des Gesetzes« sinnlos befolgen; man mag die richterliche Unabsetzbarkeit antasten, um die Richter unabhängig zu machen. Sie sind es eher als die Geschwornen, weil die Abhängigkeit vom Staat noch immer die freieste unter allen Abhängigkeiten ist. Und sie haben endlich ein Recht darauf, das, was sie gelernt haben, ohne die Mitwirkung derer, die es nicht gelernt haben, auszuüben und den »Wahrspruch« nicht aus dem Munde dessen zu empfangen, der den Blick fürs Leben und eine Pfaidlerei hat. Über den Buchstaben des Gesetzes, der Schwarmgeister irritiert, sollen sich nur jene hinwegsetzen dürfen, die ihn lesen können .... Ein Analphabet, der statt der Unterschrift drei Kreuze macht, ist besser als ein Freigeist, der anonym bleibt. Ein Salzburger Bauer steht kulturell berghoch über einem Wiener Volkswirt. Ich würde aber doch glauben, daß es nicht nötig sei, Salzburger Bauern vom Pflug zu holen, auf daß sie einen Betrüger freisprechen, und auf die Frage eines Gerichtsfunktionärs, warum sie denn das eigentlich getan hätten, antworten können: »Was wollts ös? Der hat ja nix angstellt, der Statsangwalt hat ja selber gsagt: der Bilanz is schuld, der Bilanz müßt her!« Ich finde das nicht unsympathisch, ziehe den Sprecher jenem Staatsanwalt, der den Bilanz berufen hat, beiweitem vor, aber ich bin nicht dafür, daß der Staat seine Steuerzahler mißbraucht und sie von den Plätzen, wo sie Nutzen ernten, an solche lockt, wo sie Schaden säen .... Recht oder Unrecht muß jeder unterscheiden können, weil er sonst auf die Anklagebank vielmehr so eine Art von calculus probabilium in ihrem dumpfen Kopfe anstellen, nach welchem sie sodann getrost über das Leben anderer den Stab brechen. (Auf sie ist anwendbar, was Samuel Johnson von einem so eben über eine wichtige Sache zusammengerufenen Kriegsgericht, dem er wenig zutrauete, sagte, nämlich, daß vielleicht kein einziger der Beisitzer desselben jemals in seinem Leben auch nur eine Stunde, für sich allein, mit dem Abwägen von Wahrscheinlichkeiten zugebracht hätte.) Aber die, meint man, würden so recht unparteiisch sein. — Das malignum vulgus da? Als ob nicht Parteilichkeit zehnmal mehr von den Standes-Gleichen des Beklagten zu befürchten wäre, als von den ihm völlig fremden, in ganz anderen Regionen lebenden, unabsetzbaren und ihrer Amtsehre sich bewußten Kriminalrichtern. Nun aber gar die Verbrechen gegen den Staat und sein Oberhaupt, nebst Preßvergehen, von der Jury richten lassen, heißt recht eigentlich den Bock zum Gärtner machen. — Überall und zu allen Zeiten hat es viel Unzufriedenheit mit den Regierungen, Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen gegeben; großenteils aber nur, weil man stets bereit ist, diesen das Elend zur Last zu legen, welches dem menschlichen Dasein selbst unzertrennlich anhängt, indem es, mythisch zu reden, der Fluch ist, den Adam empfing, und mit ihm sein ganzes Geschlecht. Jedoch nie ist jene falsche Vorspiegelung auf lügenhaftere und frechere Weise gemacht worden, als von den Demagogen der »Jetztzeit«. Diese nämlich sind, als Feinde des Christentums, Optimisten; die Welt ist ihnen

kommt. Aber daß er, wenn er es kann, deshalb auf die Geschwornenbank kommt, ist ein Unrecht. Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe, reicht aber nicht aus, das Urteil zu fällen .... Und es ist gewissenlos, sie durch einen vollen Monat, wo oft der Bilanz her muß, aufzuhalten, den Angeklagten seinem ordentlichen Richter, die Richter — die es sind, damit sie es nicht sind, und die es nicht sind, damit sie es sind — ihrem ordentlichen Berufe zu entziehen und nachträglich noch zu behaupten, einer sei deshalb berufen statt des andern den »Wahrspruch« zu fällen, weil er keinen Talar trägt, ihn aber genäht hat.

»Selbstzweck« und daher an sich selbst, d. h. ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, ganz vortrefflich eingerichtet, ein rechter Wohnplatz der Glückseligkeit. Die nun hiegegen schreienden, kolossalen Übel der Welt schreiben sie gänzlich den Regierungen zu: täten nämlich nur diese ihre Schuldigkeit, so würde der Himmel auf Erden existieren, d. h. alle würden ohne Mühe und Not vollauf fressen, saufen, sich propagieren und krepieren können: denn dies ist die Paraphrase ihres »Selbstzweck« und das Ziel des »unendlichen Fortschritts der Menschheit«, den sie in pomphaften Phrasen unermüdlich verkündigen.

Womit ich zugleich den Idioten antworte, die mir auch bei dieser Gelegenheit versichern, der Kampf gegen den Staat sei wichtiger als der Kampf gegen die Neue Freie Presse. Sie verstehen sonst noch immer nicht, daß der Kampf gegen die Neue Freie Presse der Kampf gegen die Welt ist, in der's mir noch immer gut genug gefallen könnte, wenn ich bloß mit dem Staat unzufrieden wäre. Aber freilich, was nützt es, Schopenhauer zu zitieren? Der ist ja längst beim Liberalismus in Mißkredit. Denn er hat geschrieben:

Eine Staatsverfassung, in welcher bloß das abstrakte Recht sich verkörperte, wäre eine vortreffliche Sache für andere Wesen, als die Menschen sind: weil nämlich die große Mehrzahl derselben höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet ist, so erwächst hieraus die Notwendigkeit einer in Einem Menschen konzentrierten, selbst über dem Gesetz und dem Recht stehenden, völlig unverantwortlichen Gewalt, vor der sich Alles beugt, und die betrachtet wird als ein Wesen höherer Art, ein Herrscher von Gottes Gnaden. Nur so läßt sich auf die Länge die Menschheit zügeln und regieren ...,

Ein ganz besonderer und dabei paradoxer Nachteil der Republiken ist noch dieser, daß es in ihnen den überlegenen Köpfen schwerer werden muß, zu hohen Stellen und dadurch zu unmittelbarem politischen Einfluß zu gelangen, als in Monarchien .... Auf diese Art also hat in Monarchien der Verstand immer noch viel bessere Chancen gegen

seinen unversöhnlichen und allgegenwärtigen Feind, die Dummheit, als in Republiken. Dieser Vorzug aber ist ein großer . . .

Selbst das Planetensystem ist monarchisch. Hingegen ist das republikanische System dem Menschen so widernatürlich, wie es dem höhern Geistesleben, also Künsten und Wissenschaften, ungünstig ist.

Er hat ferner geschrieben:

Weiland war die Hauptstütze des Thrones der Glaube, heut zu Tage ist es der Kredit.

Er hat einer Zeit, die bedauert, daß Frauen noch nicht Geschworne sind, mit dem Satz präludiert:

Ferner bin ich der Meinung, daß, vor Gericht, das Zeugnis eines Weibes, caeteris paribus, weniger Gewicht haben sollte als das eines Mannes, so daß z. B. zwei männliche Zeugen etwan drei, oder gar vier, weibliche Zeugen aufwögen. Denn ich glaube, daß das weibliche Geschlecht, in Masse genommen, täglich drei Mal so viel Lügen in die Luft schickt, als das männliche, und noch dazu mit einem Anschein von Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, den das männliche nie erlangt.

Er hat ferner das Volk als einen »Souverän« erkannt:

jedoch ist es ein ewig unmündiger Souverän, welcher daher unter bleibender Vormundschaft stehn muß und nie seine Rechte selbst verwalten kann, ohne grenzenlose Gefahren herbeizuführen; zumal er, wie alle Unmündigen, gar leicht das Spiel hinterlistiger Gauner wird, welche deshalb Demagogen heißen.

Er hat über diese an Frauenstädt geschrieben:

»Was haben wir erlebt! Denken Sie sich, am 18. September eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahrgasse . . . Plötzlich Stimmen und Gepolter an meiner verschlossenen Stubentüre; ich, denkend, es sei die souveräne Kanaille, verrammle die Tür mit der Stange . . . Endlich die feine Stimme meiner Magd: ‚Es sind nur einige Österreicher!' Sogleich öffne ich diesen werten Freunden: zwanzig blauhosige Stockböhmen stürzen herein, um aus meinen Fenstern auf die Souveränen zu schießen . . . Aus dem ersten Stock rekognosziert der Offizier das Pack hinter der Barrikade: sogleich schicke ich ihm den großen doppelten Operngucker . . .«

Aber das alles ginge noch an, wenn er nicht auch geschrieben hätte:

Andrerseits jedoch ist die Preßfreiheit anzusehn als die Erlaubnis Gift zu verkaufen: Gift für Geist und Gemüt. Denn was läßt sich nicht dem kenntnis- und urteilslosen großen Haufen in den Kopf setzen? zumal wenn man ihm Vorteil und Gewinn vorspiegelt. Und zu welcher

Untat ist der Mensch nicht fähig, dem man etwas in den Kopf gesetzt hat? Ich fürchte daher sehr, daß die Gefahren der Preßfreiheit ihren Nutzen überwiegen . . Jedenfalls aber sollte Preßfreiheit durch das strengste Verbot aller und jeder Anonymität bedingt sein.

Und selbst dies wäre noch erträglich, wenn er nicht auch noch gesagt hätte:

. . . . Daraus geht hervor, wie absurd es ist, ihnen einen Anteil an der Regierung oder Verwaltung irgend eines Staates einräumen zu wollen . . . . Daß die ihrem Nationalcharakter anhängenden, bekannten Fehler, worunter eine wundersame Abwesenheit alles Dessen, was das Wort verecundia ausdrückt, der hervorstechendste, wenn gleich ein Mangel ist, der in der Welt besser weiter hilft, als vielleicht irgend eine positive Eigenschaft; daß, sage ich, diese Fehler hauptsächlich dem langen und ungerechten Drucke, den sie erlitten haben, zuzuschreiben sind, entschuldigt solche zwar, aber hebt sie nicht auf . . . . Daß sie mit Andern gleiche bürgerliche Rechte genießen, heischt die Gerechtigkeit: aber ihnen Anteil am Staat einzuräumen, ist absurd.

Wie weit liegt das alles hinter ihnen! Sie haben längst, was er ihnen nicht gönnen wollte. Und hätte Schopenhauer solche Sätze zu einer Zeit geschrieben, wo der Anteil am Staat bereits eine durch den Besitz der Presse erzwungene Tatsache ist, auch der Wunsch: Nicht genannt soll er werden! hätte sich unschwer verwirklichen lassen.

Notizen

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, am 30. September:

I. Zeugenschaft gegen die Geschwornen (Manuskript) / Wofür man sich erschießt; Noch immer; Wir haben es besser; Die Fibel der Großen (Schluß); Ein Dolmetsch, den man übersetzen muß; Einen Treffer; Karpath; Es ist nicht wahr . . .; Wie? Das schreibt ein Weib? II. Das europäische Konzert; Es sind ihrer fünf; Wie alljährlich so auch heuer; Was ham S' gsagt?; Was höre ich?; Gedanken; Erlässe; In Ehrerbietung / Richard Wagners Sehnsucht nach Wien oder: Verbrecherische Irreführung durch die Neue Freie Presse (aus Nr. 6, 376/77, 378—80) III. Eine Prostituierte ist ermordet worden.

Die nächste Vorlesung findet Mittwoch den 22. Oktober im Kleinen Musikvereinssaal statt.

* * *

Aus der ‚Arbeiter-Zeitung':

Wiener Berichterstattung. In einer Betrachtung über die moderne Berichterstattung in den Zeitungen, in der insbesondere über die Auswüchse der Gerichtssaalberichterstattung manches Treffende gesagt wird,

macht die ‚Kölnische Zeitung' (eine der namhaftesten der reichsdeutschen Zeitungen) über die Wiener Art folgende Bemerkungen: »Man ist daran gewohnt, daß sich die moderne Publizistik um alles kümmert, das Wichtige wie das Gleichgiltige, daß sie im Strome der Geschehnisse nach allem fischt. Daß große Zeitungen hohe Telegrammkosten daran hängen, um nicht nur zu berichten, was für alle wichtig ist, sondern auch, daß irgendwo einem gleichgiltigen Menschen seine Frau davongelaufen oder daß ein Negerboxer mit Reisemarschall, Privatsekretär und Kammerdiener in einer Hauptstadt eingetroffen ist, findet der moderne Mensch ganz in der Ordnung. Die Erwägung, daß man das ebensogut vierundzwanzig Stunden später erfahren würde und daß nicht das mindeste versäumt wäre, wenn man es gar nicht erführe, stellt der heutige Zeitungsleser gar nicht mehr an. Man braucht nur alte Zeitungsbände zu durchblättern, in denen selbst wichtige Ereignisse mit ein paar Worten abgetan sind und in denen die wohldurchdachte Betrachtung den größten Raum einnimmt, um zu sehen, wie sehr die Berichterstattung über Unwesentliches, Wertloses, Gleichgiltiges zugenommen hat. Noch ist die deutsche Presse in der geschwätzigen Berichterstattung nicht so weit wie die Wiener, in der alles, ein Ball, ein Diner, ein Selbstmord, eine Feuersbrunst, ein Straßenbahnunglück mit dem Aufwand von spaltenlangen Schilderungen, unter sorgfältiger, geradezu kindischer Darstellung auch der unwesentlichsten Einzelheiten beschrieben wird. Aber es scheint, daß wir namentlich in Berlin auf dem besten Wege dazu sind. Die starke Einwanderung österreichischer Journalisten in Berlin hängt wohl damit zusammen ...« Das Traurigste an dieser Entartung der Presse ist nun freilich, daß das Publikum dafür jede Empfindung verliert und den Dreck dieser »Berichte« heißhungrig hinunterschluckt.

Man muß nicht bis Köln gehen, um diese Wahrheit über Wien zu hören. Aber freilich, wenn man sie in Wien hört, dann hört man wohl auch etwas von Mißbilligung einer prinzipiellen Einsicht, die gelegentlich abirrt, wenn es Wahltage oder Partei-Begräbnisse gibt, um dann die bürgerlichen Expropriateure der Stimmung zu expropriieren.

* * *

Der norddeutschen Presse erscheint der Wunsch eines Autors, daß sie sinnentstellende Druckfehler in einem unerlaubten Nachdruck korrigiere, nicht wichtig genug. Sie hat das ihre getan, wenn sie den Artikel ohne zu fragen genommen hat. Alles übrige ist kleinlich. Der sogenannte ‚Tag' — kein Unwetter kann einen Tag so schlecht redigieren — wird geradezu satirisch:

Zur gefl. Beachtung! Der Verlag der Wiener Zeitschrift ‚Die Fackel' legt großen Wert darauf, einen Druckfehler, den er am 27. Juli d. J. in diesem Blatte schaudernd lesen mußte, berichtigt zu sehen. Die Überschrift einer aus der genannten Zeitschrift damals abgedruckten

Preßstimme über das Jahrhundertfestspiel Gerhart Hauptmanns lautete: »Und Hauptmann denkt« — sie muß jedoch heißen: »Und Hauptmann dankt«.

Ich hoffe, dieser Gesellschaft noch etwas von dem Schauder abzugeben. Bis dahin sollten sie Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung mir ganz allein überlassen. Es muß für Außenstehende peinlich sein, wenn flaches Volk an mir satirisch wird, statt die umgekehrte Ordnung der Dinge ruhig über sich ergehen zu lassen. »Preßstimmen« abzudrucken, bin ich da. Ich selbst bin keine. Über Druckfehler kann man verschiedener Ansicht sein. Der eine Autor möchte sich erschießen, der andere geht ins Palais de danse. Ein Druckfehler ist die ganze Institution, und der Gutenberg hat die Patzerei angerichtet. Druckfehler, die die einzigen Vorzüge in einem Tagesblatt sind, genieren mich nicht, aber mich schaudert, meinen Namen und meine Sätze dort zu finden. Ist es einmal geschehen, so muß ich auf Wiederherstellung des Textes dringen, zu dem oft eingestandenen Zweck, den Leuten das Leben unbequemer zu machen und ihnen die Lektüre der ‚Fackel' bis auf die Umschlagseite, wo der Nachdruck verboten wird, abzugewöhnen. Ihnen kann durch einen Druckfehler gar nichts entstellt werden, eher verbessert, aber mir wird mein Text entstellt, wenn sie ihn nur anfassen, und geschähe es selbst unter zehnfacher Revision. Ich vertraue mich nun einmal solchen Papieren nicht an und will lieber bestohlen als zitiert sein, basta. Eine »Preßstimme« gebe ich einer norddeutschen Tageszeitung noch lange nicht ab, auch wenn ich sie wegen der Enthaltung von eigenem Geist für ungleich anständiger halte als die Wiener Kolleginnen. Aber daß sie alle, wenn sie in Wut kommen, für den geschmähten Gegner keine ärgere Herabsetzung kennen als die Titulatur »Preßstimme« — »So a Hur!« sagen die Huren — das allein macht schon den Fall erlebenswert.

* * *

Sehr geehrte Redaktion!

Der unterzeichnete Hellerauer Verlag gibt sich die Ehre, Ihre geschätzte Redaktion zu dem Besuche der deutschen Uraufführung von

Paul Claudels »Verkündigung«

für Sonntag, den 5. Oktober, abends ½6 Uhr

ergebenst einzuladen.

Diese Aufführung steht in keinem Zusammenhang zur Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze. Diese hat nur den Saal zur Aufführung hergegeben und nur dieser Saal in seiner Anordnung von Bühne und Zuschauerraum, seiner Beleuchtungsart und der damit gegebenen Bühnenaufgabe steht zu Claudels Stück in einer wesentlichen Beziehung. Diese darstellerisch zum Ausdruck zu bringen, soll eben Aufgabe dieser Aufführung sein. Im übrigen unterrichtet über die künstlerische Absicht dieser Veranstaltung ein Programmbuch, das Ihrer geschätzten Redaktion

mit der Übersendung der Eintrittskarten am 1. Oktober zugehen wird. . . . Die Hauptprobe zu dieser Aufführung findet Donnerstag, den 3. Oktober statt und zwar abends 1/26 Uhr bis gegen 10 Uhr, falls es gelingt, die mitwirkenden Kräfte für diesen Abend von ihren Verpflichtungen in Leipzig, bezw. Berlin zu befreien, sonst vormittags 11 Uhr. Auch hierzu erlaubt sich . . . . Mit Rücksicht auf die Eigenart der Aufführung . . . . mit großem Danke begrüßen, wenn die Besucher der Premiere durch einen kurzen Bericht über die Hauptprobe etwas vorbereitet würden.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
Hellerauer Verlag.

Was hiermit geschieht. Nicht ohne die Bemerkung, daß dieser Hellerauer Verlag es ist, der nicht nur diese Aufführung, sondern auch die deutsche Übersetzung dieses Werkes von Claudel in diese Hand genommen hat.

* * *

Mittwoch 1. Oktober 1913

Geehrter Herr!

Unter dem Eindruck der gestrigen Vorlesung im Musikvereinssaale, möchte ich mir erlauben, Sie auf Ihren persönlichen Mut zu prüfen.

Bitte — versuchen Sie, in Ihrer Fackel, eine Erklärung dafür zu finden, resp. zu geben, daß Ihr Auditorium, Ihr begeistertes Auditorium, fast durchwegs gerade aus jenen Juden besteht, die Sie so heftig angreifen und kritisieren.

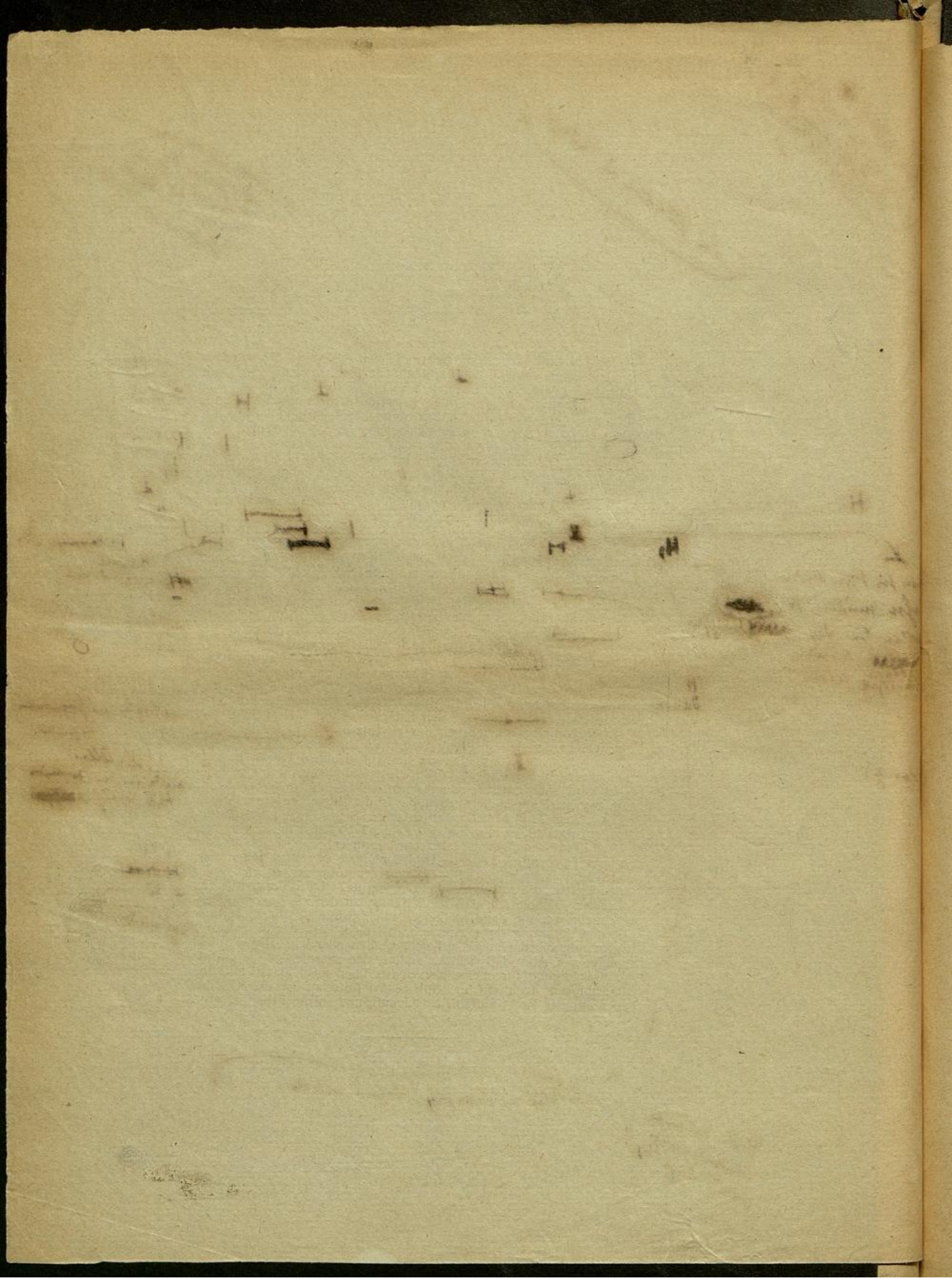
Ich muß gestehen, daß ich sowohl von der Wirkung Ihrer Persönlichkeit als Ihrer lebendigen Vortragsart angenehm überrascht war — trotzdem ich seit Anbeginn der Fackel deren treuer Leser bin; nochmehr überrascht war ich über das Auditorium, welches Ihnen, unter dem Banne Ihrer Vortragskunst, frenetischen Beifall zollt — um schon in der Garderobe auszurufen: »Er ist doch ä Jud'!«

Es würde mich freuen, wenn Sie mir dieses psychologische Rätsel lösen könnten, und wäre Ihnen dankbar, wenn dies unter Wahrung des redaktionellen Geheimnisses geschehen könnte. In Hochachtung — —

Ein treuer Leser der Fackel seit Anbeginn sein und erst im fünfzehnten Jahr neugierig, ob ich Mut habe: das ist kurios. Indes, da ich die ~~Antwort~~ nicht so sehr für ein Problem des Mutes als der ästhetischen Einsicht halte, so kann ich zwar antworten, aber ohne zu wissen, ob nicht in fünfzehn Jahren wieder ein Leser mich fragt, ob ich eigentlich auch Mut habe. Es ist eine herzige Ansicht, daß ich in der Fackel alles ausdrücken könnte, was mich bewegt, mit Ausnahme jener Realität, der ich

ich vorlese, oder: daß mich die Erscheinungen in dieser nicht bewegen und daß ich blind sei für ihre erschreckende Ähnlichkeit mit dem Leben, das außerhalb des Vortragssaales von mir gesichtet wird. Man muß nicht seit fünfzehn Jahren, sondern nur seit zwei Jahren die Fackel gelesen haben, um zu wissen, warum ich aus ihr vorlese. Man muß nicht spüren, daß in vielen meiner Arbeiten die Fähigkeit des Autors schon enthalten ist, das Geschriebene den Leuten ins Gesicht zu sagen, aber man muß wissen, daß ich darauf hingewiesen habe. Sonst ist man ein so schlechter Leser wie Hörer. Aber selbst einer, der nie eine Zeile gelesen und nur die letzte Vorlesung gehört hat, muß wissen, daß ich mir über die ethische Tragweite meines Vortrags keine Illusionen mache und ihr Ende eben dort sehe, wo die Garderobe beginnt. Daß ich unter Hörern wie unter Lesern Hörer wie Leser für vorstellbar, möglich und existent halte, die mehr als einen Reiz oder selbst eine Erschütterung durch den Tonfall von etwas, was sie nicht verstehen, mitnehmen, braucht nicht gesagt zu werden. Die Masse kann und soll nicht verstehen. Sie leistet genug, wenn sie sich aus trüben Einzelnen zu jenem Theaterpublikum zusammenschließt, das der unentbehrliche Koeffizient schauspielerischen Wertes ist. Dieses Publikum, wenn es nur richtiges Publikum ist, bewährt sich am wenigsten an solchen geistigen Gestaltungen, deren Stoff ihm geläufig ist, weil es von ihnen kaum mehr als den Humor der stofflichsten Assoziationen, der Nomenklatur (Männergesangverein, Grubenhund, Zitherer, Concordia, Bahn) erfaßt, und bewährt sich am besten dort, wo es von der rhythmischen Wirkung der Pflicht jedes Verständnisses überhoben wird: an den gedanklich schwersten, aber von der dynamischen Welle zu jeder Psyche getragenen Stücken, gegen deren Stofflichkeit, deren »Tendenz« die fünfhundert Einzelnen rebellieren müßten. Darum ist es erklärlich, daß an einer Stilgestalt wie »Karpath« eben noch der Name komisch berührt und die »Chinesische Mauer«, von der nicht ein Wort verstanden wird, den Saal in Aufruhr bringt. Je stärker solche Wirkung auf die empfangende Masse war, desto heftiger ist die Reaktion der sich am Schlusse wiederfindenden Individuen. Es ist vollkommen gleichgiltig, ob das Publikum aus Verehrern oder Feinden, Theosophen oder Monisten, Denkern oder Konsuln, Wienern oder Persern, Christen oder Juden besteht. Von welcher Menschart es ist, zeigt sich erst im Zwischenakt und in der Garderobe. Das psychologische Rätsel besteht in der Anziehung eines Publikums, dem man doch das Gefühl nachrühmen muß, daß es hier etwas durchzumachen hat, und in der Verwandlung von fünfhundert Männern oder Weibern zu der Einheit Weib, die Publikum heißt. Die Reaktion wird je nach dem Grade der Erziehung mehr oder minder geräuschvoll ausfallen. Leute, die durch den Eintritt in die Vorlesungen eine größere Geschmacklosigkeit beweisen als durch die Art ihres Austrittes, werden am heftigsten gegen die ihnen aufgezwungene Pflicht, Teil einer eindrucks-

gefügigen Einheit zu sein, sich auflehnen. Sie sind die lautesten und bringen deshalb das Publikum in Verdacht, das doch auch aus Leuten besteht, deren Widerstand Anstand bleibt. »Er ist doch a Jud!« ist das Urteil, das jene in die Vorlesung mitbringen, nur widerwillig für 2½ Stunden aufgeben und dann mit dem Überzieher wieder in Empfang nehmen. Man bedenke aber, was es heißt, aus Leuten, die jeden Früh aufkommen und den ganzen Tag wach und intelligent bleiben, am Abend eine willige Einheit zu machen, als Vorleser ohne Maske, ohne Orchester. Niemand zu allerletzt der oben steht, kann es ihnen übelnehmen, daß sie sich hinterdrein salvieren und jene Einwände hervorsprudeln, die ihnen bei der Hand waren, ehe sie sich der Katharsis unterwarfen. »Er ist doch a Jud!« haben sie auch hinter Erscheinungen, deren suggestive Wirkung eine Welt umfaßt hat, ausgerufen. Das wäre das geringste. Viel unappetitlicher sind Rufe wie die bereits von mir in satirische Dialoge aufgenommenen: »Was er nur hat gegen den Angriffen auf die Presse, möcht ich wissen!« »Alle Welt is für Heine — er muß gegen Heine sein!« Nach Anhörung eines solchen Dialogs soll einer bemerkt haben: »Mauscheln kann er wie unsereins, aber schimpfen tut er doch!« Ein anderer resumierte: »Er wär doch froh, wenn er hineingekommen wär in die Presse!« »Möcht wissen, was er sagen möcht, wenn ein anderer so über ihn vorlesen möcht«, äußerte ein Mädchen. »Die Presse ist doch das bestgeschriebenste Blatt, und wenn er sich auf den Kopf stellt!«, rief eine Matrone. »Ich bitt Sie, Brotneid!«, meinte einer. Man hat auch schon Sätze gehört wie: »Ich hab dir gesagt, ich geh nur zu Salzer!« »Was ist das gegen früher! Er hat sich ausgeschrieben.« »Auernheimer hat er heut in Ruh gelassen.« »Der Gerasch liest im kleinen Finger besser.« »Nichts für junge Mädchen, das nächste Mal bleibst du mir zuhaus.« »Er wird sich noch Feinde machen.« »Schnupfen hat er auch.« »Die so stark applaudiert haben, das ist die Clique, die Journalisten!« Das letztemal soll bemerkt worden sein: »Sagen Sie mir um Gotteswillen, was will er nur von den Leuten?« »Siehst du, das ist also Karl Kraus der Gemeine, aber lesen kann er!« »Nicht einmal ein reines Taschentuch hat er!« Und der ärgste von allen Vorwürfen: »Ich kenn ihn persönlich!« — Glaubt der Einsender, daß ich unter den Leuten, die so sprechen, sitzen könnte? Über ihnen ist's viel leichter. Glaubte ich, daß die Wirkung, zu der ich sie zusammenschließe, vorhält, dann müßte ich mich, wie ich's ihnen bei der letzten Vorlesung sagte, wundern, daß nicht entweder die von mir gebrandmarkten Gauner gelyncht werden oder ich. Dieser Effekt bleibt aus. Aber daß sich der andere, den auszukosten die einzige Entschädigung für meine Nerven ist, über allen Zerfall und alle Schäbigkeit doch auf unsichtbare Art fortsetzt, ist der Glaube, der mir das Recht auf solchen Genuß und solche Erholung gibt.



Glossen

Humoristen untereinander

⊙ Roda Roda ersucht um den Abdruck folgender Zeilen:

Ende Juli 1911 erhob Herr Karl Ettlinger öffentlich die Beschuldigung gegen mich, ich, Roda Roda, hätte ein falsches Ehrenwort abgegeben.

Das Schöffengericht des königlichen Amtsgerichts München hat über diese Beschuldigung Herrn Ettlingers (und andere Dinge) am 29. Mai 1913 geurteilt. Laut diesem Urteil ist die Behauptung Herrn Ettlingers unrichtig. In einem Schriftstück vom 28. Juli 1913, gefertigt von den Anwälten beider Parteien, hat Herr Ettlinger alle in dem erwähnten Urteil festgestellten Tatsachen als zutreffend anerkannt. Herr Ettlinger gibt also damit selbst die Unrichtigkeit seiner Beschuldigung zu.

Roda Roda hat ein falsches Ehrenwort also nicht abgegeben.

△ Karl Ettlinger übermittelt uns folgende Zuschrift mit der Bitte um Veröffentlichung:

Wenn man einen Beleidigungsprozeß (Klage und Widerklage) durch einen Vergleich beendet, so gibt man — meiner Ansicht nach damit dem Willen Ausdruck, die Sache zu erledigen. Sonst schließt man eben keinen Vergleich. Herr Roda Roda aber scheint sich trotz des geschlossenen Vergleichs immer noch nicht beruhigen zu können. Er veröffentlichte in Ihrem geschätzten Blatte einen Brief, der einer Ergänzung bedarf, da Herr Roda Roda einen wichtigen Punkt zu erwähnen vergißt.

Das Gericht stellte nicht nur fest, daß mein Vorwurf gegen Herrn Roda Roda, er habe ein wissentlich falsches Ehrenwort gegeben, unbegründet sei, sondern das Gericht stellte auch fest, daß der beleidigende Vorwurf Roda Rodas gegen mich, ich hätte mich in meiner Kritikertätigkeit durch Geld beeinflußen lassen, unbegründet sei. Beide Parteien haben im Vergleich die Richtigkeit der gerichtlichen Feststellungen anerkannt, beide Parteien haben somit zugegeben, daß die gegenseitig erhobenen Vorwürfe unbegründet seien. Nur auf dieser Basis war ein Vergleich möglich.

Mit dieser Erklärung ist die unerquickliche Angelegenheit für die Öffentlichkeit erledigt.

Aber noch nicht die Humoristen. Herr Ettlinger (Karlchen) und Herr Rosenfeld Rosenfeld (Roda Roda) bestreiten also, daß sie bestechlich, beziehungsweise wortbrüchig seien, behaupten aber, daß die Herren Ettlinger und Roda Roda Verleumder seien. Nur auf dieser Basis war ein Vergleich möglich. Auf dieser Basis ist aber auch ein Erfolg bei den deutschen Weinreisenden möglich. Das Kabaret-Gewieher, das jetzt seit zehn Jahren durch die deutsche Nacht zieht, läßt sich durch kein Bedenken stören, aber durch jedes animieren. Nur darf man's nicht zu bunt ~~treiben~~

Soll man es glauben, daß in Wien ein Nachtlokal seine Sach', seinen Champagner-Absatz, auf mich gestellt hat? Ich bin zu wenig. In meinem Pelz hatten schon viele Läuse Platz, aber sie sind alle abgefallen. Von und trotz mir. Mit der Enthüllung, daß ich Doppelnummern herausgebe, lockt man heutzutag keine Champagner-Wurzen vor den Ofen. Es ist ja denkwürdig, daß ein aktiver Oberleutnant mit seinem vollen Namen die Dramaturgie eines Nachtlokals betreiben kann, eines Geschäftes also, das nach dem appetitlichen Bekenntnis des Kameraden Jeremias dazu dient, den Bürger aufzupulvern und der Misere des häuslichen Nachtlebens gefügiger zu machen, und es gäbe wohl in Montenegro ein Aufsehen, wenn aus dem »literarischen Bureau« des dortigen Kriegsministeriums Kabaretscherze hervorgingen. In Österreich hat man nichts dagegen. Die Zeitungen verraten trotz Bezahlung, daß das Werkchen spitz, anmutig und launig, also ein Hundsdreck sei, und eine protestiert sogar gegen die spekulative Besudelung meines und des Namens Peter Altenberg. Der köstliche Schönpflug soll aus uns beiden und dem Herrn Bahr Puppen geformt haben, die seinen Zeichnungen zum Sprechen ähnlich sind, und es heißt, daß man ihn sofort erkennen würde, wenn der Vorfall außer den Kellnern noch einen Zeugen hätte. In Österreich verläßt man sich darauf, daß Beamte oder Offiziere, die eine ~~literarische Tätigkeit ausüben~~ sich ohnehin durch Langweile unmöglich machen. Aber man hat eigentlich nichts dagegen, und man ist im Grunde stolz darauf, daß Scherzbolde »aus der Armee hervorgehen«. Jetzt werde ich schon bald eine Kompagnie hinter mir haben. Ich halte zwar dafür, daß eine Giftpille absenden nicht so infernalisch ist, wie einen öden Gspaß machen. Auch finde ich den Fall Redl nicht so tragisch. Hier hat die Ethik Landesgrenzen. Spione gibt's überall, Humoristen nur in Österreich. Humoristen sollten aber auch hier, wenn man mir folgt, immer nur ehemalige Offiziere sein. Aus der Armee bereits hervorgegangen. Wie zum Beispiel der Roda, der in diesem Punkte seinen Kollegen mit gutem Beispiel vorangegangen ist. Ich kenne die Stimmung der Berufskreise ~~nämlich~~ ganz genau und weiß — aus brieflichen Äußerungen, die mir unablässig zukommen —, wie stolz die Offiziere wären, sagen zu können, daß sie sich an diesen und jenen lustigen Kameraden noch erinnern, der schon damals immer so viel Humor in der Kantin' gehabt habe: jetzt sei er ganz zum Kabaret

gegangen. Der bekannte Sprung aufs Brettl, warum nicht? So, Kamerad, geht's nicht mehr weiter. Der Roda Roda läßt gewiß keine schlechte Erinnerung zurück und das Gefühl, daß er im Ernstfall uns nicht mehr zu verteidigen, sondern zu erheitern hat, ist schon sein Geld wert, wenn man nicht weiß, was man mit dem angebrochenen Abend anfangen soll. Wäre es denn denkbar, daß ein aktiver Offizier Dichter des »Feldherrnhügel« ist? Umso bessere Sachen kommen hinterdrein hinein. So gute wie die köstliche Pointe gegen meinen Großvater, der verstorben war, ehe der Dichter auf die Welt kam, und der als harmloser Landarzt zu einer Zeit gelebt hat, wo die Nächte noch frei von Humor und Ungeziefer waren. In jenem Werk nämlich wird ein Hausierer ~~etwa~~ mit der folgenden szenischen Bemerkung eingeführt: »Er sieht aus wie der Großvater des Karl Kraus am Schabbes, also sehr vornehm.« Er soll wirklich vornehmer ausgesehen haben als die Enkel eines Humoristen aussehen könnten, der bereits im Kolosseum sich mit einem Hundetheater in den Erfolg des Abends geteilt hat. Ich schone den Namen des Mitschöpfers, ~~dessen~~ Krankheit ~~ihn~~ von der Pflicht befreien mag, mehr Witz gehabt zu haben, als er hier und in Berliner Kneipzeitungen gegen mich verübt hat. Ich habe aber den Fall als das Ausmaß dessen, was heute der Humor unter der Assistenz des Publikums leisten kann, aufgehoben. Wäre die Vorstellung erträglich, daß ein Soldat jene szenische Bemerkung, in der die Witzarmut gegen Gefühl und Geschmack marodiert, indem sie einen Toten höhnt, um einen Lebenden zu ärgern, auf dem Gewissen hat? Freuen wir uns, daß keine ehrenrätliche Untersuchung mehr die Frage entscheiden muß! Hier wäre auch nichts mit der Feststellung zu richten, daß ein Vorwurf unbegründet sei. Denn hier ist nur ein humoristisches Dasein unbegründet, kein Vergleich sollte es retten, keine Erklärung sollte es fristen, und diese unerquickliche Angelegenheit einer roten Weste, auf die wir in allen Winkeln und Spalten des deutschen Amüsements stoßen mußten, sollte für die Öffentlichkeit erledigt sein.

* * *

Ein distinguierter Fremder

Aus einer und derselben Theaterrubrik:

— Die Leo Birinskische Bearbeitung von Johann Nestroys »Nur Ruhe« wurde soeben im Manuskript vom Intendanten Felix Holländer für Frankfurt a. M. erworben. Das Werk kommt gleich-

zeitig in Wien, Berlin, München, Frankfurt a. M., Köln a. Rh., Dresden, Leipzig und Hamburg zur Erstaufführung und ist im Verlage von W. Karczag in Wien erschienen.

— Aus Frankfurt am Main wird uns berichtet: Felix Holländer gab aus Gründen privater Natur seine Stellung in Berlin auf. Er tritt auch nicht das Amt als Intendant des Frankfurter Schauspielhauses zum 1. April 1914 an, das er schon kurze Zeit provisorisch innehatte.

Herr Holländer, der sich seinerzeit nicht von Herrn Reinhardt in Berlin trennen konnte und deshalb nach Frankfurt ging und der jetzt die Trennung von einer Berliner Dame nicht ertrug und deshalb nach Amerika ging, hinterläßt als Vermächtnis das Werk des Herrn Birinski, der sich von Kainz nicht trennen konnte und deshalb russischer Revolutionär wurde und dessen Trennung von Nestroy ich vornehmen werde. Es wäre eine sympathische Vorstellung — sympathischer als die eines von Herrn Birinski bearbeiteten Nestroy —, daß das Frankfurter Vermächtnis des Herrn Holländer zugleich die Todesursache ist, und es wäre noch schöner, wenn einer sich durch die Annahme einer Dichtung des Birinski nicht nur in Frankfurt, sondern auch in Amerika unmöglich machen würde. Aber Amerika ist darin so unzuverlässig wie Japan; es hat bereits den Birinski:

Aus London wird uns unterm Gestrigem telegraphiert: Leo Birinski, der Verfasser der Komödie »Narrentanz«, hat gewiß nicht daran gedacht, daß seine russischen Revolutionäre einmal nach echten Wiener Walzern tanzen werden. Im New-Yorker Kolonialtheater wurde kürzlich eine Operette aufgeführt, die den Titel »Der lustige Märtyrer« hatte. Der Text dieser Operette, für den ein Herr Macdonald als Verantwortlicher zeichnet, ist nichts weiter als eine englische Übersetzung der Birinskischen Komödie.

Was Ahnungslosigkeit und Weltunkenntnis betrifft, muß gegen den Birinski der Parsifal ein Fremdenführer sein. Jetzt sind ihm »seine« russischen Revolutionäre in Operettenfiguren verwandelt worden. Schlecht ist die Welt, schlecht, gemein und gewinnsüchtig. Dennoch möchte ich glauben, daß es noch immer nicht so arg ist, wenn der Birinski unter dem Pseudonym eines Herrn Macdonald verdienen will und seine russische Revolution tanzen läßt, als wenn ein gewisser Gottesmann unter dem Pseudonym eines Herrn Birinski russische Revolution macht. Denn diese russische Revolution, deren ~~Opfer~~ wie uns ein Herr Zifferer erzählte, keuchend auf die Szene eines Wiener Theaters gestürzt sei, eben noch glücklich mit knapper Not auf ein Haar dem Henkerbeil entronnen, diese russische Revolution ist in einer Antiquariatsbuchhandlung in der Rotenturm-

straße zum Ausbruch gelangt und hat sich dann — weil eben die Revolutionäre, die Bücher verkaufen, gern auch Bücher zu schreiben anfangen — durch das Sterbezimmer des Kainz zur Karriere entwickelt. Diese russische Revolution war eine Mezzie. So ist es möglich geworden, daß Nestroy, der nie gleichzeitig in acht Städten aufgeführt wurde, mit seinen Werken weniger verdient hat als der Vorschuß des »Bearbeiters« beträgt, daß sich aus dem russischen Revolutionär der russische Aristokrat entwickeln konnte, der sich nur im Milieu eines Palace-Hotels wie zuhause fühlt, und daß die Fremdenliste vom Lido unter dem Eindrucke einer Erscheinung, welcher man auf die Distanz, in der man ihr ausweicht, den Originalrussen ansieht, sich automatisch entschließt, einen »Herrn Birinski aus Petersburg« anzuführen. Gottesmann, Birinski, Macdonald — eine internationale Persönlichkeit, die man zwischen Tokio und Rzezow und besonders in München, in der Gegend des Drei Masken-Verlags, kennt. Es ist viel Leben und Bewegung in ihr. Nur Ruhe! Ich werde ihre Verbindung mit Nestroy in Evidenz halten.

* * *

Wieder einer

Gestern früh brach in Strobl auf dem Gute des Bauers Holzer ein Brand aus, der das Wohnhaus samt Mobiliar vollständig einäscherte.... Prinz Joachim von Preußen griff durch mehrere Stunden persönlich in die Löscharbeit ein, indem er Wasser zur Brandstätte trug und auch Anordnungen traf. . . .

Die preußischen Prinzen sind in Österreich nachgerade unentbehrlich geworden. Die Nibelungentreue scheint ja ein Mumpitz zu sein, aber bei Eisenbahnkatastrophen und Bränden sind die Hohenzollern das beste, was man jetzt hat.

* * *

Roheit und Dummheit

Die Arbeiterzeitung hat jetzt eine Rubrik: »Umgangston des Komturs«. In dieser Rubrik sind die unflätigen Ausdrücke aufgezählt, die der Herausgeber der ‚Reichspost', der einen Orden bekommen hat, in seinen Polemiken gegen die Arbeiterzeitung anzuwenden sich nicht scheut. Zu Beginn heißt es: »Das Leichenschänderblatt schreibt« und zum Schluß heißt es: »und in der Dicke weiter«. Die Ausdrücke lauten zumeist wie folgt:

Jargon der Plattenbrüder, rote Firma, schuftender Tinterl, rote Gefühlsmenschen, Gemeinheit, Roheit, bewußte Verleumdung, Lüge,

ausgeklügelte Roheit, Unkultur, Roheit, Aftermoral, Borniertheit, Bosheit, rote Jargontechniker, appetitliche Schreibweise, maßlose Roheiten, Züchtigung, Zentralstelle der ausgeklügelten Ungezogenheit, unzivilisierte Gesellschaft, tägliche Lästerungen des roten Zentralorgans, rote Herrschaften, rote Schmutzschleuderer/

Es handelt sich also im Wesentlichen darum, daß der Mann in der Reichspost den Umgangston der Arbeiterzeitung beklagt. ›Schuften‹ heißt arbeiten. Daß der Ausdruck ›Roheit‹ nicht so sehr eine Roheit als die Feststellung einer Roheit ist, dürfte einleuchten. Der Vorwurf der ›Unkultur‹ muß noch nicht beweisen, daß auch der unkultiviert ist, der ihn erhebt. Die Wilden sind zwar bessere Menschen, aber nicht ~~allein~~ deshalb, weil die Zivilisierten sie die Wilden nennen. Es handelt sich hier nicht darum, in der politischen Niederung dieses Zankes Partei zu ~~ergreifen~~/ Aber die Absicht eines verzweifelten Sichdummstellens, durch welche die sozialdemokratische Publizistik ihren Scharfsinn opfert, um auf die Wählermassen zu wirken, zeigt, wie gering die Politiker ihr Handwerk einschätzen. Jene weiß gewiß, daß niemand so berechtigt ist, sich über Unkultur und Roheit aufzuhalten, wie ein Komtur. Sie muß sich aber so stellen, als ob der folgende Dialog möglich wäre: ›Sie Leichenschänder Sie!‹ ›Bitte, das ist eine Roheit!‹ ›Was habn S' g'sagt, Roheit? Und Sie wolln ein Komtur sein? Pfui, schamen S' Ihn!‹

* * *

Religionsstreit

[Der Pragmatismus.] Herr Dr. Max Nordau schreibt uns in Erwiderung auf die Bemerkungen des Herrn Professors Dr. Wilhelm Jerusalem zu seinem Feuilleton ›Der neue Optimismus‹: ›— — — Der Leserkreis der ‚Neuen Freien Presse' steht geistig hoch genug, daß ich es ihm ruhig überlassen kann, selbst zu urteilen, ob Herr Professor Jerusalem nicht mit getragener Rhetorik wiederholt und bestätigt, was ich ohne Schönrednerei, mit schärfster Verurteilung dargelegt habe. Ungefähr sagt das der Pfarrer auch, nur mit ein bißchen anderen Worten.‹

Der Pfarrer?

* * *

Bettelheims

Gemahlin schreibt in Glossys Österreichischer Rundschau:

. . . . Und passiert es heute einem Hofschauspieler, daß er in Geldkalamitäten gerät, dann streckt er nicht, auf Jovis bauend, seine Hand zum Himmel empor, wie der Apollo des Burgtheaters . . . . sondern er geht zum Varieté über . . . . er wird dann der Augenblicks-

Krösus der Lebewelt — aber oft wird sich ebenso rasch wie seine Kinobilder, seine Künstlerschaft abkurbeln ins Dunkle und Ungewisse, wo der Leiden und Leidenschaften viele an ihm zerren, aus der Büchse der Pandora!

Das ist ja ein furchtbares mythologisches Verhängnis, aber wenn man schon schreiben muß und das Glück hat, soviel Bildung in der Familie zu haben, dann soll man sich vorher erkundigen. Denn zuweilen schläft selbst der gute Glossy, und dieser Jupiter ist ein alter Vokativus, der oft als Genitiv verkleidet zu einer Schriftstellerin schleicht, ihr die Büchse der Pandora als Andenken hinterlassend.

* * *

Sie gefällt mir nicht

diese Alberta v. Puttkamer. Sie schreibt über Lyrik und über den Selbstmord der Prinzessin von Weimar. Sie beklagt sich — an zuständiger Stelle — über die ›geschäftigen Erspäher‹ von Intimitäten und die Zwischenträger des ›häßlichen Klatsches‹, die ›die Vorhänge und die zartesten Schleier von den Mysterien des Herzens ziehen wollen‹. Sie sagt es dort, wo Originaldepeschen, die durch Panzerplatten dringen, mit Schleiern fertig zu werden pflegen. Aufgewachsen bei Schleiern! ›Es ist frevelhaft, an die Mysterien dieses Lebenschlusses zu rühren‹, sagt sie und versucht eine Erklärung. ›Der Vorhang ist gesunken über einem Mysterium‹, und sie macht ein Feuilleton daraus, mit der Bitte: ›Rührt nicht mit rauhem Finger an seinen Falten!‹ Die Schwelle des Fürstenhauses, fleht sie, sie sei ›behütet vom heiligen Schweigen‹ und ausgerechnet in der Neuen Freien Presse. Nein, sie gefällt mir nicht, die Alberta v. Puttkamer. Wenn ich einmal ein Lyrikbuch herausgeben sollte, lasse ich sie nicht daran rühren.

* * *

Wie schützt man sich bei den heutigen Zeiten vor Grubenhunden?

Wenn nicht am Ende auch der einer ist:

Monatsschrift des österr.-ungar. Polizei- und Kriegshund-Vereines V/, Nr. 52: Besitzwechsel. Der K. Witzelhuber hat seinen ›Arthos Schwanthaler‹, einen außerordentlich großen Airedale-Terrier, der besonders durch Haar, Knochen und enorm starken Fang brilliert, an Herrn M. Benedikt, den Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse' abgegeben.

* * *

Die Berge, die Eltern und die Gefahren

Also schön wars doch. Die E. F. ist der Ansicht, daß die Eltern recht haben und der Dr. K. unrecht hat, während der Dr. K. der Ansicht ist, daß die J. K. Unrecht hat, und die Rose S. zwar den Ohorufen, die gegen die Ansichten des Dr. M. W. erschallen, zustimmen muß, aber die Ausführungen der Olly K. entschieden mißbilligt. Alles in allem sind sie alle der Ansicht, daß sich die Jugend amüsieren soll, warum nicht, recht hat sie, aber was die Auswüchse betrefft, entschieden nicht! Noch nie ist die Wahrheit überall so in der Mitte gelegen und alle zusammen haben sie jeder einzelne ein goldenes Körnchen beigetragen. Wenn's zu Ende ist, wird man sich freuen können, daß es bei einem geläuzenden Feuilleton des Herrn Salten nicht sein Bewenden hatte, sondern daß sich ein Gedankenaustausch bei hellichtem Tag erbrach, der einem die Berge, die Eltern und selbst die Gefahren vermießen konnte, so daß nichts übrig blieb als die Erkenntnis: Der Sport ist unberufen gesund, weil er den Leuten, die einheiraten wollen und die ausgeheiratet werden sollen, und die in jedem Falle gut tun, sich im Partienmachen zu üben, zu roten Backerln verhilft, auf der Alm gibts ka Sünd, und im Ghetto hats ka Alm gegeben. Also heraus aus der Stadt, herauf auf die Berge, herüber über die Eltern, herunter in die Gefahren und herein in der Zeitung!

* * *

Aus dem Reiche des Unbewußten

Gestern beging .... Glückwünsche des Herausgebers sowie .... Ehrengeschenk .... Namens des Reichsvereins der Zeitungsbeamten .... Obmann .... Schmerz .... Gaida.

Oft ist es, daß man sich sagt: Das muß ich schon einmal erlebt haben!

* * *

Die Menschen sind eben verschieden

und darum kann man an einem und demselben Tage von ihnen lesen:

Ein Gespräch mit Galsworthy

.... Ein gütiges, stilles und zu gleicher Zeit wieder entschlossenes Jünglingsgesicht, das die liebenswürdige Scheu eines englischen Intellektuellen spiegelt, von Dingen zu reden, die ihm nahe gehen, vielleicht auch die Zurückhaltung, mit der man in England persönlicheren Themen noch immer ausweicht....

Noch immer. Diese Engländer sind eine merkwürdige, eine rückständige Nation, und ihre berühmten Leute wollen den Interviewern nicht einmal an die Nase heften, ob und wie lange sie schon verheiratet sind, ob sie ihr Weiberl gern haben, ob das Jüngste schon Zähne hat und derlei mehr, was in Wien an den berühmten Leuten interessieren würde, weil es doch einen eigenen Reiz gewährt, den Künstler und so weiter, kusch. Nein, nicht kusch, sondern:

Was Slezak von seinem Eheglück erzählt

Der ‚Breslauer Generalanzeiger', der mit seinen 160.000 Abonnenten die verbreitetste Provinzzeitung Deutschlands ist, hat dieser Tage den 21. Jahrestag seiner Gründung gefeiert .... Die Redaktion gab am Festtage eine große inhaltsreiche Extranummer heraus, die unter anderem einen sehr stimmungsvollen Beitrag des Kammersängers Leo Slezak und seiner Gattin Elsa enthält, welche seinerzeit als Schauspielerin dem Breslauer Stadttheater angehörte. Das Ehepaar Slezak schildert darin in überaus gemütvoller Weise die ersten Jahre seines Eheglücks:

Verehrter Herr Chefredakteur!

Verzeihen Sie, daß ich so spät komme — aber mir ist es so miserabel gegangen — nach dem Bootsunglück — daß ich es immer wieder verschieben mußte. . . .

Diese zwei Jahre Breslau waren für mich eine ungetrübte restlos glückliche Zeit — ich habe mein geliebtes Weib da gefunden — mein erstes liebes Kind kam da zur Welt! —

Zum erstenmal lernte ich kennen, was es heißt — ein eigenes Heim haben, und ich glaube, seliger können wohl zwei Menschen selten gewesen sein — als wir beide damals — wie wir in unsere liebe, kleine Wohnung in der Gartenstraße einzogen — als Gebieter. . . .

Dann kam das Wiener Gastspiel — der Traum eines jeden Österreichers. ... Mein Greterl kam zur Welt — wie selig habe ich sie am Wickeltisch trocken gelegt und bin dann den Tannhäuser singen gegangen.

Wie strahlend und stolz habe ich selbst den Kinderwagen die Schweidnitzerstraße hinuntergeschoben — ganz aufgebläht von dem Bewußtsein meiner Vaterwürde.

Nur einmal war ich sehr verdutzt — ich begegnete einem Freunde — der meine Tochter, die erst einige Wochen alt war — noch nicht gesehen hatte. . . .

Er sagte ganz ohne jede Begeisterung: »Ganz nett — mein Gott, wie halt alle Kinder in dem Alter sind — Kaulquappen!«

Ich riß den Vorhang zu und habe es ihm lange nachgetragen.

Auch Liesi war empört, als ich ihr es erzählte.

Und dann beruflich im Theater. — Jeden Abend eine Fröhlichkeit und Gemütlichkeit bei vollständigstem Anspannen aller Kräfte sein Bestes zu geben. . . .

All dies vergißt sich nicht, so lange man lebt, denn wenn

es später — noch so glänzend und noch so rauschend wird, dieses unsagbare Glücksgefühl, dieses vor Wonne aus der Haut fahren — ist ja doch nie wieder zu erreichen, geschweige denn zu überbieten.

Nun heuer im Mai, als wir nach langen Jahren wieder in Breslau waren, wurde es uns so warm ums Herz und wir suchten all die lieben Plätzchen auf — wo wir uns fanden, wo man uns zusammengab, in der lieben Gabitzkapelle — — die Zeit wurde uns zu kurz und etwas, was ich bei meinem Wanderleben so selten fühle, stellte sich ein — Abschiedsweh! . . .

Nun, verehrter Herr Chefredakteur, hier haben Sie die gewünschten paar Zeilen. — Schriftsteller bin ich keiner — aber wenn das Herz spricht, übersieht man vielleicht gerne manchen stilistischen oder Formfehler.)

Um diese Nachsicht bitte ich. —

Mit herzlichen Grüßen sind wir Ihre

Leo und Elsa Slezak.

*

Aber das ist ja zu zuckrig! Ja aber wer tommt denn da? Ja wo is denn das Tinderwagerl? Ja ist das aber schön, daß man in Österreich persönlichen Themen nicht ausweicht!

* * *

Die mit dem Tod intim sind

Das Äußerste ist anläßlich des Todes der Gattin eines alten Handelsmannes geleistet worden — von dem übrigens zugegeben werden muß, daß er den einzigen reinlichen Operettentext der letzten zwanzig Jahre — den des ›Bruder Straubinger‹ — verfaßt hat. Auf keiner Seite in sämtlichen Jahrgängen der Fackel findet sich ein schmalzigeres Dokument verewigt, als die folgende Nenie der Neuen Freien Presse:

. . . . Mitte September erst war die scheinbar lebensvolle 67jährige Frau mit der elastischen Gestalt und fast mädchenhaften Taille aus Ischl mit ihrem Gatten nach Wien zurückgekehrt, munter und hoffnungsfroh einem angenehmen Winter entgegensehend, denn Schnitzer arbeitet an einem neuen musikalischen Werke, auf dessen Vollendung sie sich über alle Maßen freute. Samstag noch, am Vorabend ihres Todes, hatte sie mit dem Komponisten, dem diesmaligen musikalischen Arbeitsgenossen Schnitzers, darüber gesprochen und geäußert: ›Nur den Erfolg dieser Arbeit will ich noch erleben und dann sterbe ich gerne.‹ Das Schicksal aber pflegt leider nicht viel anzufragen, ob man gerne oder ungerne sterbe und welchen Termin man dafür anberaumt zu wissen wünsche. Und so mußte auch die arme Frau mit dem unerfüllten Wunsche dahin. Sie selbst hätte mit ihrem schneidend scharfen Verstande, wenn sie so was von einer anderen gehört hätte, lachend gesagt: ›Der Tod wird sich erst bei ihr erkundigen, ob sie noch

die ‚Premiere' abwarten will.« Denn sie war von einem unbarmherzigen Blick für die Reellitäten des Lebens und von einem rücksichtslosen Wahrheitsdrange, der »theoretisch« nicht leicht mildernde Umstände zuließ .... In Budapest geboren, war sie seit 32 Jahren in Wien eingelebt ....

Daß der Tod Jourgespräche führt, ist interessant, aber es ziemt sich, gerade in einem Milieu von Reellitäten zu sprechen, wo der Plural Realitäten zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte. Das ist aber — wie sagt man doch — noch gar nichts gegen die Wiener Allgemeine Zeitung. Hier wurde das Sterben nicht nur als Novität besprochen, sondern geradezu der Tod als Librettist gefeiert:

Schriftsteller J. Schnitzer ist von dem herbsten Verlust betroffen worden, den er im Leben überhaupt erleiden konnte.... Wer das intime Miteinander- und Ineinanderleben der beiden Gatten kannte, die wohl ausgedehnte gesellschaftliche Beziehungen unterhielten, sich aber innerlichst selbst genügten und in der eigenen Gesellschaft zu Zweien vollkommene Erfüllung ihres Verkehrsbedarfes finden konnten, der wird die Bitterkeit der jähen Vereinsamung des Mannes nach einer solchen 47 jährigen Ehe zu ermessen verstehen. Denn diese Frau brachte Sprühleben ins Haus und in alle Kreise, in welche sie trat. Es war magyarisches Geistestemperament in ihr, denn sie war, gleich dem Gatten, ein Kind Ungarns, die Tochter eines in Budapest viel geschätzt gewesenen Arztes, Dr. Laszky, eines Onkels des Komponisten Béla Laszky, der an dem Tage, an dem die Cousine in der Budapester Familiengruft bestattet wird — die Leiche wird dorthin überführt — hier in Wien ein neues Unterhaltungsetablissement eröffnet und die Einladungskarten an das Schnitzersche Ehepaar bereits kuvertiert hatte. Das Leben ist doch mit seinen großen nnd kleinen Sensationseinfällen der grellste Effekthascher.

Es ist das Grauenhafte an dem Beruf, den diese Gilde ausübt, daß selbst eine Todesnachricht noch von dem Humor ihrer trampelhaften Dummheit vibrieren kann und ihre Parten unfreiwillig die freche Fasson jener scherzhaften Geschäftsreklamen haben, die einen Witz in Trauerrand enthalten. Die Intimität, die das Ableben einer Greisin zu einer noch nicht dagewesenen und ~~wohl~~ auch nicht wiederkehrenden erst- und einmaligen Tatsache hinaufjüdelt, ist entsetzlich genug. Was aber kann eine Verstorbene dafür, daß ihr ein Rächer ersteht, der dem Schicksal noch ein verhatschtes Bonmot hinwirft? Ist es nicht furchtbar, daß der armen Frau, deren Tod die Druckerschwärze nicht das geringste anzugehen hatte,

Trauerlozzelachs nachgerufen ~~werden~~ und der Schmerz des Witwers durch einen metaphysischen Schmus ~~beleidigt~~ wird? Ist es nicht das ärgste Zeichen journalistischer Verwahrlosung, daß einem Toten zuliebe der Tod selbst beleidigt wird, daß er wie einer dasteht, der Stilschnitzer macht, und die horrible Situation geschaffen wird, daß die in ein Trauerhaus Geladenen sich das Lachen verbeißen müssen? Die liberale Presse macht bereits jenem Rabbiner den Erfolg streitig, der zum Preise einer armen Kostgängerin zu sagen wußte, er könne nicht umhin, sie mit Alexander dem Großen zu vergleichen. Diese Presse, deren Totschweigen ihre beste Eigenschaft ist und die nur zum Tod ihr Maul nicht halten kann, sollte in solchen Fällen bestochen, also behandelt werden, als ob ein Herzschlag ein Gründungsschwindel wäre. Wahrlich, wären alle Journalisten so tüchtig wie jener eine, der in die reichen Trauerhäuser geht, um sich die Aufträge für die Partezettel zu verschaffen, dann stünde es besser um diesen traurigen Beruf. So einer, wie dieser eine, denkt zum Glück mehr an die Provision als an die Vorsehung und macht sich und uns weiter keine Gedanken. Man glaubt nicht, daß es diesen Zweig des Gewerbes gibt? Ob wohl in Wien – zwischen einem Zeitungs- und Regierungsrat und einem tieftrauernd Hinterbliebenen — schon so ein Dialog geführt wurde, wie der, welcher mir aus Prag übermittelt wird: Dort übt das Handwerk ein gewisser Kisch. Der Toten-Kisch erscheint, knapp eine halbe Stunde nach dem Sensenmann, im Trauerhaus: »Was is wegen der Parte?« »Lassen Sie mich in Ruh, gehn Sie weg!« »Was heißt das, ich komme doch wegen der Parte?« »Ich will von nichts wissen, gehn Sie weg!« »Ist das Ihr Ernst, Sie wolln mir die Parte nicht geben?« »Weg!« Der Toten-Kisch wartet im Vorzimmer. »Gehn Sie weg, rat ich Ihnen, mein Mann ist aufgeregt.« »Ich krieg die Parte nicht? Er will mir die Parte nicht geben? Sie wolln mir die Parte nicht geben?« ~~Eine~~ Stimme: »Heraus! Weg! Er soll weggehn!« »Es scheint, Sie wolln mir ~~also~~ wirklich die Parte nicht geben?« Der Totenkisch wartet. Die Stimme: »Ich sag Ihnen, lassen Sie mich in Ruh ~~gehn Sie weg~~!« »Gut, ich geh, adieu — (bei der Tür:) Aber das eine kann ich Ihnen sagen, Herr Kohn, Ihre Parte wer' ich mir jo nix entgehen lassn! Leben Sie wohl!« — — Das ist Deutsch! So und nicht anders haben die Weltbeherrscher zu sprechen!

DIE FACKEL

Nr. 384/385 13. OKTOBER 1913 XV. JAHR

Der Löwenkopf

oder

Die Gefahren der Technik

Eine ernste Nachricht, die eine Zeitung bringt, ohne daß sie einen Witz dazu macht, und keine andere, die es liest, macht einen Witz dazu:

[Die schweren Autobusse eine Gefahr für die Gebäude.] Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, daß die durch das Gewicht der Autobusse hervorgerufene Erschütterung des Bodens nicht ohne Einfluß auf Bauten bleibt, die sich in den Straßenzügen befinden, in denen die Autobusse verkehren. . . . Nun hatte sich die Bezirksvertretung Leopoldstadt vorgestern mit einem Antrage zu befassen, dessen Veranlassung beweist, daß unsere Forderung, es müsse bei der bevorstehenden Automobilisierung des Stellwagenverkehres vor allem das Gewicht der Wagen in Berücksichtigung gezogen werden, vollkommen berechtigt ist. Es haben sich nämlich mehrere Hausbesitzer der Praterstraße wiederholt beschwert, daß durch den Verkehr der ungemein schweren Autobustypen die Erschütterung der Häuser derart heftig sei, daß sich dadurch die Verzierungen an den Häusern lockern und leicht ein Unglück herbeiführen können. Um dieser Gefahr zu begegnen, soll die Praterstraße asphaltiert werden. — Außer der Bezirksvertretung Leopoldstadt haben sich ja auch schon andere Gemeindefunktionäre mit dieser Frage beschäftigen müssen, und man sieht, daß es gut sein wird, wenn bei der kommenden Automobilisierung die leichten Typen bevorzugt werden. . . .

Man hat keine Ahnung, von welchen Gefahren man stündlich bedroht ist. Wie leicht können sich die Ornamente lockern,

am Ende wie der Dichter Beer-Hofmann aus. Der Denker Bahr muß wie der liebe Gott aussehen; man stelle sich vor, wie er sonst aussehen würde. Und die Ähnlichkeit ist so zwingend, daß man sich, wenn man nur einmal am Lido geweilt hat, den lieben Gott künftig als Kapannenbewohner vorstellt, der binnen einer Stunde in vier verschiedenen Bademänteln an den Gläubigen vorüberwallt, in einem roten, in einem braunen, in einem blauen und in einem schwarzweißen, welcher der schönste ist, immer wechselnd, zieht an, zieht aus, zieht an, zieht aus, als ob der liebe Gott der Rothschild selber wäre. Ich habe Wunder über Wunder in diesem Sommer geschaut. Richard Wagner liebte Sammt und Seide. Aber er brauchte nur zum Schreiben, was die Wiener Meister zum Baden brauchen. Und Schiller hat die faulen Äpfel nicht gegessen. Wunder über Wunder habe ich gesehn an jenem Strand. Quallen, die im Kaffeehaus arg darniederliegen, aber hier zu leuchten begannen, wenn jenes Gottes Sonne sie beschien, und alle Farben spielten, wenn ich in die Nähe kam. Tintenfische trugen Rezensionsexemplare in die Kapanne Nr. 20, liebe Schnecken, die im Winter plaudern, wanden sich vor mir, wenns niemand sah, aber die ganze Fauna stand habtacht, wenn ihrer aller S. Fischer auftauchte. Der Bartsch fehlte mir in dem Aquarium. Aber wenn es Menschen waren, waren es Hohepriester. Nichts als Hohepriester sah ich, die nach dem Wetter auslugten und nach den Tantièmen. Sie wandelten nicht nur, sie badeten gern, denn wo sie hintraten, war das Meer seicht. Meine Anwesenheit störte sie nicht in den Geschäften, wenngleich sie unruhiger waren, als es Hohepriestern ansteht. Die Sonne war verhängt von farbigen Draperien und sie selbst schienen dahinter Schutz zu suchen. Aber solche Mimikry, dachte ich, macht nicht unkenntlich und schützt nicht vor Verfolgung, sondern im Gegenteil. Ich bin noch nüchtern genug, einen Hohepriester von einem Librettisten unterscheiden zu können. Ich trau mir's zu. Ich weiß schon, wer die sind. Ihre Hülle verrät sie und über ihre Krücke straucheln sie. So leben sie. Wenn sie sterben, werden sie einem Hervorruf Folge leisten. Daß sie fünfzig Jahre alt werden, glaubt man ihnen zur Not, den Tod nicht, und nicht einmal wenn sie ihn erleben sollten, statt ihn bei S. Fischer erscheinen zu lassen. Es sind die Künstler, von denen, so wie sie da in ihrer Formen Fülle schreiten, das ›Künstler-Beinfleisch‹ kommt,

das jetzt in einem neuwienerischen Beisl angepriesen wird, und es ist jene Bohème, die das beliebte »Bohème-Gullasch« liefert. Der Bürger hat Geschmack, die Kunst schmeckt schon fast so gut wie Beinfleisch, und seitdem Gedichte vomiert werden, ist das Essen ein Gedicht. Die Landschaft ist malerisch, die Maler sind malerisch, alles ist malerisch bis auf das Malen. Alles ist wie wenn; es ist, wie wenn es wäre. Du liebe Zeit, verlange ich einen Scheiterhaufen, bringt man mir eine Mehlspeise. Wie gut wirs haben, sehen wir die Schönheit alter Formen so dem Zweck gepaart! Ich lebe fern den Dominikanern und wohne jetzt in einem Hause, das ein Scheiterhaufen mit Schlagobers ist, der ein Gedicht ist. Nein, eine Symphonie von Bäuchen und Nasen, und hat es gleich keine Aeskulapschlangen, die immer ein apartes Tragen sind, so meint es doch alles, was es sagt, anders und sagt es allegorisch. Wie reich ist die Welt und wie überbietet sie das Maß der Schöpfung! Wo das Auge sich umtut, findet es Schönheit. Nur in den Seelen macht die Technik Fortschritte. Der Mensch ist außer sich geraten. Kein Wort lebt, keine Farbe — denn alles ist sowieso laut und bunt. Künstler heißen die, die man sofort erkennt, und die noch wenn sie nackt sind, auffallend gekleidet gehen. Jede Gebärde eine Arabeske, jeder Atemzug instrumentiert, jeder Bart eine Redensart. Das alles ist notwendig, weil sonst in den öden Fensterhöhlen das Grauen wohnen würde: mich täuscht die Fassade nicht! Ich weiß, wie viel Kunst dem Leben und Leben der Kunst abgezapft werden mußte, um dies Kinderspiel zwischen Kunst und Leben zu ermöglichen. Löwenköpfe und die Herzen von Katzen! Der Autobus ist kein Ziel, aber eine Rettung. Ich kann tabula rasa machen. Ich fege die Straßen, ich lockere die Bärte, ich rasiere die Ornamente!

steller Ernst Klein verfaßt wurde und von morgen an im Graben-Kino — —

Die obenstehende Nachricht erregt in Wien Sensation und bildet heute allgemein den Gesprächsstoff.

Im Innern des Blattes wurde dann noch versichert, daß sich das neue Unternehmen »mit dem Wiener Autorenfilm ‚Das Geheimnis der Lüfte' von Ernst Klein in bester Weise eingeführt« habe.

Die Überraschungen eines Kinodramas, in welchem ein gefeierter Autor, dessen Stärke sonst der Jargon ist, bloß auf die Mimik angewiesen bleibt, um den Unterschied zwischen Heraus und Herein oder vielmehr Herauf und Herunter zu verdeutlichen — diese Sensation in allen Ehren. Vor einer Berufsgenossenschaft, die über die Störung ernster Männer durch Mystifikationen klagt, aber selbst den Glauben an die Heiligkeit des Nachrichtendienstes dem Meistbietenden preisgibt, alle Achtung. Aber alles schuldige Mitleid dem Staatsanwalt, der gegen solche Sorte selbst dann nicht aufzumucken wagt, wenn ihre Gewinnsucht sie zur verbrecherischen Irreführung des Publikums verleitet. Diese Toleranz ist das Geheimnis der schlechten Luft, in der wir leben müssen. Wie sagt doch Klein? »Es ist vielleicht vom Standpunkt eines ernstzunehmenden Staates nicht alles so, wie es sein soll, aber wir sind nun einmal daran gewöhnt, und wenn es bisher gut gegangen ist, warum soll es nicht weiter gut gehen? Wir in Wien sind alle mitsammen keine großen Freunde vom Modernen. Aber dafür kann man auch mit dem Dichter sagen: Ordentlich romantisch sieht es hier aus!

* * *

Von den Schwätzern

.... Es ist nämlich ein Gesetz in Kraft getreten, das dem Klatsch ein Ende machen soll. Seltsamerweise hat es zunächst nicht etwa eine Angehörige des zarten Geschlechts, sondern einen Mann ereilt .... der sich in einem Wirtshausgespräch mit einer jungen Dame seiner Bekanntschaft beschäftigt hatte. Er wird in der juristischen Terminologie des »eitlen, unnützen Schwatzens und Klatsches« beschuldigt ....

Aber zum Glück in Wisconsin, nicht bei uns in Wien! Der Verhaftete ist ein gewisser Peter Kesoki in Niagara und nicht etwa der Herr, der noch immer vom Donaukarpfenklub der Obergigerl ist. Die ‚Frankfurter Zeitung' nennt es »eine wahre Hiobspost für Kaffeekränzchen und verwandte Veranstaltungen«. Aber die reine

Ob der Bauernschreck nicht ein Grubenhund ist?

Graz, 8. Okt. (Priv.-Tel.)

Vorigen Sonntag wurde, wie von glaubwürdiger Seite auf Grund von Erhebungen durch die Gendarmerie und den Lehrer versichert wird, ein dreizehnjähriger Knabe auf dem Kirchgang nach Schäffern von dem Raubtier verfolgt. Als der Knabe zu laufen begann, setzte ihm das Tier ebenfalls in schärferer Gangart nach. Als man dem Knaben später einen Tieratlas vorlegte, wies er auf den Puma (Silberlöwe) als die Raubtiergattung, der das in Frage stehende Tier angehört.

Oder eine Ente?

Gestern spielte sich in der dortigen Gegend auch ein Vorfall ab, der zu lebhafter Beunruhigung Anlaß gab. Ein zwölfjähriger Schüler, der sich auf dem Wege zur Schule nach Schäffern befand und einen Hasen nach dem Ort brachte, wurde von dem Raubtier angefallen, das ihm den Hasen entriß. Der Knabe lief nach Hause zurück und meldete den Vorfall. In dem betreffenden Ort wurde sofort Nachschau gehalten, und noch Reste des geraubten Hasen gefunden. Von dem Überfall wurden auch die Gendarmerie und die Schulbehörde behufs raschester Maßnahmen verständigt.

Oder ein Verzehrungssteuerbeamter!

* * *

Ein Schmeichler

Reicke, der Berliner Bürgermeister sprach:

Eine Woche lang haben wir, die wir aus aller Herren Ländern hier zusammen kamen, in den Pausen unsrer Arbeit den beraus|henden Atem Ihrer alten herrlichen Kaiserstadt getrunken .... Die Wiener sind uns nicht fremd .... Uns sind alle vertraut, der fesche Kerl, der ernste Mann, Ihre lieben Wiener Mädeln und Ihre lieben Wiener Frauen und Ihre Mütter, die das goldene Herz, von dem heute schon gesprochen wurde, an erster Stelle haben .... Seien Sie überzeugt, die treue Waffenbrüderschaft der Männer dauert fort im Deutschen Reiche. Dieser Waffenbrüderschaft steht eine nicht minder treue herzliche Schwesterschaft an der Seite hüben und drüben, und um beide schlingt sich das himmlische Band unserer geliebten deutschen Muttersprache .... insbesondere dem kaiserlichen Rat Doktor Charas und seiner Gemahlin. Sie leben dreimal hoch! (Lebhafter Beifall.)

Zum Glück spielt der Herr Reicke nicht so sehr als Verwaltungsbeamter wie als schlechter Dichter eine Rolle. Sonst wäre — bei anhaltender Nibelungentreue — eine Verschlechterung der Berliner Straßen unausbleiblich.

* * *

treiben. Soll man es glauben, daß in Wien ein Nachtlokal seine Sach', seinen Champagner-Absatz, auf mich gestellt hat? Ich bin zu wenig. In meinem Pelz hatten schon viele Läuse Platz, aber sie sind alle abgefallen. Von und trotz mir. Mit der Enthüllung, daß ich Doppelnummern herausgebe, lockt man heutzutag keine Champagner-Wurzen vor den Ofen. Es ist ja denkwürdig, daß ein aktiver Oberleutnant mit seinem vollen Namen die Dramaturgie eines Nachtlokals betreiben kann, eines Geschäftes also, das nach dem appetitlichen Bekenntnis des Kameraden Jeremias dazu dient, den Bürger aufzupulvern und der Misere des häuslichen Nachtlebens gefügiger zu machen, und es gäbe wohl in Montenegro ein Aufsehen, wenn aus dem »literarischen Bureau« des dortigen Kriegsministeriums Kabaretscherze hervorgingen. In Österreich hat man nichts dagegen. Die Zeitungen verraten trotz Bezahlung, daß das Werkchen spitz, anmutig und launig, also ein Hundsdreck sei, und eine protestiert sogar gegen die spekulative Besudelung meines und des Namens Peter Altenberg. Der köstliche Schönpflug soll aus uns beiden und dem Herrn Bahr Puppen geformt haben, die seinen Zeichnungen zum Sprechen ähnlich sind, und es heißt, daß man ihn sofort erkennen würde, wenn der Vorfall außer den Kellnern noch einen Zeugen hätte. In Österreich verläßt man sich darauf, daß Beamte oder Offiziere, die eine unwürdige Nebenbeschäftigung ausüben, sich ohnehin durch Langweile unmöglich machen. Aber man hat eigentlich nichts dagegen, und man ist im Grunde stolz darauf, daß Scherzbolde »aus der Armee hervorgehen«. Jetzt werde ich schon bald eine Kompagnie hinter mir haben. Ich halte zwar dafür, daß eine Giftpille absenden nicht so infernalisch ist, wie einen öden Gspaß machen. Auch finde ich den Fall Redl nicht so tragisch. Hier hat die Ethik Landesgrenzen. Spione gibt's überall, Humoristen nur in Österreich. Humoristen sollten aber auch hier, wenn man mir folgt, immer nur ehemalige Offiziere sein. Aus der Armee bereits hervorgegangen. Wie zum Beispiel der Roda, der in diesem Punkte seinen Kollegen mit gutem Beispiel vorangegangen ist. Ich kenne nämlich die Stimmung der Berufskreise ganz genau und weiß — aus brieflichen Äußerungen, die mir unablässig zukommen —, wie stolz die Offiziere wären, sagen zu können, daß sie sich an diesen und jenen lustigen Kameraden noch erinnern, der schon damals immer so viel Humor in der Kantin' gehabt habe: jetzt sei er ganz zum Kabaret

gegangen. Der bekannte Sprung aufs Brettl, warum nicht? So, Kamerad, geht's nicht mehr weiter. Der Roda Roda läßt gewiß keine schlechte Erinnerung zurück und das Gefühl, daß er im Ernstfall uns nicht mehr zu verteidigen, sondern zu erheitern hat, ist schon sein Geld wert, wenn man nicht weiß, was man mit dem angebrochenen Abend anfangen soll. Wäre es denn denkbar, daß ein aktiver Offizier Dichter des »Feldherrnhügel« ist? Umso bessere Sachen kommen hinterdrein hinein. So gute wie die köstliche Pointe gegen meinen Großvater, der verstorben war, ehe der Dichter auf die Welt kam, und der als harmloser Landarzt zu einer Zeit gelebt hat, wo die Nächte noch frei von Humor und Ungeziefer waren. In jenem Werk nämlich wird ein Hausierer mit der folgenden szenischen Bemerkung eingeführt: »Er sieht aus wie der Großvater des Karl Kraus am Schabbes, also sehr vornehm.« Er soll wirklich vornehmer ausgesehen haben als selbst die Enkel eines Humoristen aussehen könnten, der bereits im Kolosseum sich mit einem Hundetheater in den Erfolg des Abends geteilt hat. Ich schone den Namen des Mitschöpfers, den Krankheit von der Pflicht befreien mag, mehr Witz gehabt zu haben, als er hier und in Berliner Kneipzeitungen gegen mich verübt hat. Ich habe aber den Fall als das Ausmaß dessen, was heute der Humor unter der Assistenz des Publikums leisten kann, aufgehoben. Wäre die Vorstellung erträglich, daß ein Soldat jene szenische Bemerkung, in der die Witzarmut gegen Gefühl und Geschmack marodiert, indem sie einen Toten höhnt, um einen Lebenden zu ärgern, auf dem Gewissen hat? Freuen wir uns, daß keine ehrenrätliche Untersuchung mehr die Frage entscheiden muß! Hier wäre auch nichts mit der Feststellung zu richten, daß ein Vorwurf unbegründet sei. Denn hier ist nur ein humoristisches Dasein unbegründet, kein Vergleich sollte es retten, keine Erklärung sollte es fristen, und diese unerquickliche Angelegenheit einer roten Weste, auf die wir in allen Winkeln und Spalten des deutschen Amüsements stoßen mußten, sollte für die Öffentlichkeit erledigt sein.

* * *

Ein distinguierter Fremder

Aus einer und derselben Theaterrubrik:

— Die Leo Birinskische Bearbeitung von Johann Nestroys »Nur Ruhe« wurde soeben im Manuskript vom Intendanten Felix Holländer für Frankfurt a. M. erworben. Das Werk kommt gleich-

zeitig in Wien, Berlin, München, Frankfurt a. M., Köln a. Rh., Dresden, Leipzig und Hamburg zur Erstaufführung uud ist im Verlage von W. Karczag in Wien erschienen.

— Aus Frankfurt am Main wird uns berichtet: Felix Holländer gab aus Gründen privater Natur seine Stellung in Berlin auf. Er tritt auch nicht das Amt als Intendant des Frankfurter Schauspielhauses zum 1. April 1914 an, das er schon kurze Zeit provisorisch innehatte.

Herr Holländer, der sich seinerzeit von Herrn Reinhardt in Berlin nicht trennen konnte und deshalb nach Frankfurt ging und der jetzt die Trennung von einer Berliner Dame nicht ertrug und deshalb nach Amerika ging, hinterläßt als Vermächtnis das Werk des Herrn Birinski, der sich von Kainz nicht trennen konnte und deshalb russischer Revolutionär wurde und dessen Trennung von Nestroy ich vornehmen werde. Es wäre eine sympathische Vorstellung — sympathischer als die eines von Herrn Birinski bearbeiteten Nestroy —, daß das Frankfurter Vermächtnis des Herrn Holländer zugleich die Todesursache ist, und es wäre noch schöner, wenn einer sich durch die Annahme einer Dichtung des Birinski nicht nur in Frankfurt, sondern auch in Amerika unmöglich machen würde. Aber Amerika ist darin so unzuverlässig wie Japan; es hat bereits den Birinski:

Aus London wird uns unterm Gestrigem telegraphiert: Leo Birinski, der Verfasser der Komödie »Narrentanz«, hat gewiß nicht daran gedacht, daß seine russischen Revolutionäre einmal nach echten Wiener Walzern tanzen werden. Im New-Yorker Kolonialtheater wurde kürzlich eine Operette aufgeführt, die den Titel »Der lustige Märtyrer« hatte. Der Text dieser Operette, für den ein Herr Macdonald als Verantwortlicher zeichnet, ist nichts weiter als eine englische Übersetzung der Birinskischen Komödie.

Was Ahnungslosigkeit und Weltunkenntnis betrifft, muß gegen den Birinski der Parsifal ein Fremdenführer sein. Jetzt sind ihm »seine« russischen Revolutionäre in Operettenfiguren verwandelt worden. Schlecht ist die Welt, schlecht, gemein und gewinnsüchtig. Dennoch möchte ich glauben, daß es noch immer nicht so arg ist, wenn der Birinski unter dem Pseudonym eines Herrn Macdonald verdienen will und seine russische Revolution tanzen läßt, als wenn ein gewisser Gottesmann unter dem Pseudonym eines Herrn Birinski russische Revolution macht. Denn diese russische Revolution, deren Märtyrer, wie uns ein Herr Zifferer erzählte, keuchend auf die Szene eines Wiener Theaters gestürzt sei, eben noch glücklich mit knapper Not auf ein Haar dem Henkerbeil entronnen, diese russische Revolution ist in ~~einer Antiquariats~~buchhandlung in der Rotenturm-

straße zum Ausbruch gelangt und hat sich dann — weil eben die Revolutionäre, die Bücher verkaufen, gern auch Bücher zu schreiben anfangen — durch das Sterbezimmer des Kainz zur Karriere entfaltet. Diese russische Revolution war eine Mezzie. So ist es möglich geworden, daß Nestroy, der nie gleichzeitig in acht Städten aufgeführt wurde und mit seiner ganzen Arbeit weniger verdient hat als der Vorschuß des »Bearbeiters« beträgt — daß sich aus dem russischen Revolutionär der russische Aristokrat entwickeln konnte, der sich nur im Milieu eines Palace-Hotels wie zuhause fühlt, und daß die Fremdenliste vom Lido unter dem Eindrucke einer Erscheinung, welcher man auf die Distanz, in der man ihr ausweicht, den Originalrussen ansieht, sich automatisch entschließt, einen »Herrn Birinski aus Petersburg« anzuführen. Gottesmann, Birinski, Macdonald — eine internationale Persönlichkeit, die man zwischen Tokio und Rzeszow und besonders in München, in der Gegend des Drei Masken-Verlags, kennt. Es ist viel Leben und Bewegung in ihr. Nur Ruhe! Ich werde ihre Verbindung mit Nestroy in Evidenz halten.

* * *

Wieder einer

Gestern früh brach in Strobl auf dem Gute des Bauers Holzer ein Brand aus, der das Wohnhaus samt Mobiliar vollständig einäscherte.... Prinz Joachim von Preußen griff durch mehrere Stunden persönlich in die Löscharbeit ein, indem er Wasser zur Brandstätte trug und auch Anordnungen traf. . . .

Die preußischen Prinzen sind in Österreich nachgerade unentbehrlich geworden. Die Nibelungentreue scheint ja ein Mumpitz zu sein, aber bei Eisenbahnkatastrophen und Bränden sind die Hohenzollern das beste, was man jetzt hat.

* * *

Roheit und Dummheit

Die Arbeiterzeitung hat jetzt eine Rubrik: »Umgangston des Komturs«. In dieser Rubrik sind alle die unflätigen Ausdrücke aufgezählt, die der Herausgeber der ‚Reichspost', der einen Orden bekommen hat, in seinen Polemiken gegen die Arbeiterzeitung anzuwenden sich nicht scheut. Zu Beginn heißt es: »Das Leichenschänderblatt schreibt« und zum Schluß heißt es: »Und in der Dicke weiter«. Die Ausdrücke lauten vorwiegend wie folgt:

Jargon der Plattenbrüder, rote Firma, schuftender Tinterl, rote Gesichtsmenschen, Gemeinheit, Roheit, bewußte Verleumdung, Lüge,

ausgeklügelte Roheit, Unkultur, Roheit, Aftermoral, Borniertheit, Bosheit, rote Jargontechniker, appetitliche Schreibweise, maßlose Roheiten, Züchtigung, Zentralstelle der ausgeklügelten Ungezogenheit, unzivilisierte Gesellschaft, tägliche Lästerungen des roten Zentralorgans, rote Herrschaften, rote Schmutzschleuderer....

Es handelt sich also im Wesentlichen darum, daß der Mann in der Reichspost den Umgangston der Arbeiterzeitung beklagt. »Schuften«, das schärfste Wort, heißt arbeiten. Daß der Ausdruck »Roheit« nicht so sehr eine Roheit als die Feststellung einer Roheit ist, dürfte einleuchten. Der Vorwurf der »Unkultur« muß noch nicht beweisen, daß auch der unkultiviert ist, der ihn erhebt. Die Wilden sind zwar bessere Menschen, aber nicht ausschließlich deshalb, weil die Zivilisierten sie die Wilden nennen. Es handelt sich hier nicht darum, in der politischen Niederung dieses Zankes Partei zu nehmen. Aber die Absicht eines verzweifelten Sichdummstellens, durch welche die sozialdemokratische Publizistik ihren Scharfsinn opfert, um auf die Wählermassen zu wirken, zeigt, wie gering die Politiker ihr Handwerk einschätzen. Jene weiß gewiß, daß niemand so berechtigt ist, sich über Unkultur und Roheit aufzuhalten, wie ein Komtur. Sie muß sich aber so stellen, als ob der folgende Dialog möglich wäre: »Sie Leichenschänder Sie!« »Bitte, das ist eine Roheit!« »Was habn S' g'sagt, Roheit? Und Sie wolln ein Komtur sein? Roheit hat er g'sagt! Pfui, schamen S' Ihnen!«

H W.

* * *

Religionsstreit

[Der Pragmatismus.] Herr Dr. Max Nordau schreibt uns in Erwiderung auf die Bemerkungen des Herrn Professors Dr. Wilhelm Jerusalem zu seinem Feuilleton »Der neue Optimismus«: »— — — Der Leserkreis der ‚Neuen Freien Presse' steht geistig hoch genug, daß ich es ihm ruhig überlassen kann, selbst zu urteilen, ob Herr Professor Jerusalem nicht mit getragener Rhetorik wiederholt und bestätigt, was ich ohne Schönrednerei, mit schärfster Verurteilung dargelegt habe. Ungefähr sagt das der Pfarrer auch, nur mit ein bißchen anderen Worten.«

Der Pfarrer?

* * *

Bettelheims

Gemahlin schreibt in Glossys Österreichischer Rundschau:

.... Und passiert es heute einem Hofschauspieler, daß er in Geldkalamitäten gerät, dann streckt er nicht, auf Jovis bauend, seine Hand zum Himmel empor, wie der Apollo des Burgtheaters .... sondern er geht zum Varieté über .... er wird dann der Augenblicks-

Krösus der Lebewelt — aber oft wird sich ebenso rasch wie seine Kinobilder, seine Künstlerschaft abkurbeln ins Dunkle und Ungewisse, wo der Leiden und Leidenschaften viele an ihm zerren, aus der Büchse der Pandora!

Das ist ja ein furchtbares mythologisches Verhängnis, aber wenn man schon schreiben muß und das Glück hat, soviel Bildung in der Familie zu haben, dann soll man sich vorher erkundigen. Denn zuweilen schläft selbst der gute Glossy, und dieser Jupiter ist ein alter Vokativus, der oft als Genitiv verkleidet zu einer Schriftstellerin schleicht, ihr die Büchse der Pandora als Andenken hinterlassend.

* * *

Sie gefällt mir nicht

diese Alberta v. Puttkamer. Sie schreibt über Lyrik und über den Selbstmord der Prinzessin von Weimar. Sie beklagt sich — an zuständiger Stelle — über die »geschäftigen Erspäher« von Intimitäten und die Zwischenträger des »häßlichen Klatsches«, die »die Vorhänge und die zartesten Schleier von den Mysterien des Herzens ziehen wollen«. Sie sagt es dort, wo Originaldepeschen, die durch Panzerplatten dringen, mit Schleiern fertig zu werden pflegen. Aufgewachsen bei Schleiern! »Es ist frevelhaft, an die Mysterien dieses Lebenschlusses zu rühren«, sagt sie und versucht eine Erklärung. »Der Vorhang ist gesunken über einem Mysterium«, und sie macht ein Feuilleton daraus, mit der Bitte: »Rührt nicht mit rauhem Finger an seinen Falten!« Die Schwelle des Fürstenhauses, fleht sie, sie sei »behütet vom heiligen Schweigen«, und ausgerechnet in der Neuen Freien Presse. Nein, sie gefällt mir nicht, die Alberta v. Puttkamer. Wenn ich einmal ein Lyrikbuch herausgeben sollte, lasse ich sie nicht daran rühren.

* * *

Wie schützt man sich bei den heutigen Zeiten vor Grubenhunden?

Wenn nicht am Ende auch der einer ist:

(Monatsschrift des österr.-ungar. Polizei- und Kriegshund-Vereines V., Nr. 52.) Besitzwechsel. Der K. Witzelhuber hat seinen »Arthos Schwanthaler«, einen außerordentlich großen Airedale-Terrier, der besonders durch Haar, Knochen und enorm starken Fang brilliert, an Herrn M. Benedikt, den Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse', abgegeben.

* * *

Die Berge, die Eltern und die Gefahren

Also schön wars doch. Die E. F. ist der Ansicht, daß die Eltern recht haben und der Dr. K. unrecht hat, während der Dr. K. der Ansicht ist, daß die J. K. Unrecht hat, und die Rose S. zwar den Ohorufen, die gegen die Ansichten des Dr. M. W. erschallen, zustimmen muß, aber die Ausführungen der Olly K. entschieden mißbilligt. Alles in allem sind sie alle der Ansicht, daß sich die Jugend amüsieren soll, warum nicht, recht hat sie, aber was die Auswüchse betrefft, entschieden nicht! Noch nie ist die Wahrheit überall so in der Mitte gelegen und alle zusammen haben sie jeder einzelne ein goldenes Körnchen beigetragen. Wenn's zu Ende ist, wird man sich freuen können, daß es bei einem glänzenden Feuilleton des Herrn Salten nicht sein Bewenden hatte, sondern daß sich ein Gedankenaustausch bei hellichtem Tag erbrach, der einem die Berge, die Eltern und selbst die Gefahren vermießen konnte, so daß nichts übrig blieb als die Erkenntnis: Der Sport ist unberufen gesund, weil er den Leuten, die einheiraten wollen und die ausgeheiratet werden sollen, und die in jedem Falle gut tun, sich im Partienmachen zu üben, zu roten Backerln verhilft, auf der Alm gibts ka Sünd, und im Ghetto hats ka Alm gegeben. Also heraus aus der Stadt, herauf auf die Berge, herüber über die Eltern, herunter in die Gefahren und herein in der Zeitung!

* * *

Aus dem Reiche des Unbewußten

Gestern beging .... Glückwünsche des Herausgebers sowie .... Ehrengeschenk .... Namens des Reichsvereins der Zeitungsbeamten .... Obmann .... Schmerz .... Gaida.

Oft ist es, daß man sich sagt: Das muß ich schon einmal erlebt haben!

* * *

Die Menschen sind eben verschieden

und darum kann man an einem und demselben Tage von ihnen lesen:

Ein Gespräch mit Galsworthy

.... Ein gütiges, stilles und zu gleicher Zeit wieder entschlossenes Jünglingsgesicht, das die liebenswürdige Scheu eines englischen Intellektuellen spiegelt, von Dingen zu reden, die ihm nahe gehen, vielleicht auch die Zurückhaltung, mit der man in England persönlicheren Themen noch immer ausweicht ....

Noch immer. Diese Engländer sind eine merkwürdige, eine rückständige Nation, und ihre berühmten Leute wollen den Interviewern nicht einmal an die Nase heften, ob und wie lange sie schon verheiratet sind, ob sie ihr Weiberl gern haben, ob das Jüngste schon Zähne hat und derlei mehr, was in Wien an den berühmten Leuten interessieren würde, weil es doch einen eigenen Reiz gewährt, den Künstler und so weiter, kusch. Nein, nicht kusch, sondern:

Was Slezak von seinem Eheglück erzählt

Der ‚Breslauer Generalanzeiger', der mit seinen 160.000 Abonnenten die verbreitetste Provinzzeitung Deutschlands ist, hat dieser Tage den 25. Jahrestag seiner Gründung gefeiert .... Die Redaktion gab am Festtage eine große inhaltsreiche Extranummer heraus, die unter anderem einen sehr stimmungsvollen Beitrag des Kammersängers Leo Slezak und seiner Gattin Elsa enthält, welche seinerzeit als Schauspielerin dem Breslauer Stadttheater angehörte. Das Ehepaar Slezak schildert darin in überaus gemütvoller Weise die ersten Jahre seines Eheglücks:

Verehrter Herr Chefredakteur!

Verzeihen Sie, daß ich so spät komme — aber mir ist es so miserabel gegangen — nach dem Bootsunglück — daß ich es immer wieder verschieben mußte....

Diese zwei Jahre Breslau waren für mich eine ungetrübte restlos glückliche Zeit — ich habe mein geliebtes Weib da gefunden — mein erstes, liebes Kind kam da zur Welt! —

Zum erstenmal lernte ich kennen, was es heißt — ein eigenes Heim haben, und ich glaube, seliger können wohl zwei Menschen selten gewesen sein — als wir beide damals — wie wir in unsere liebe, kleine Wohnung in der Gartenstraße einzogen — als Gebieter....

Dann kam das Wiener Gastspiel — der Traum eines jeden Österreichers.... Mein Greterl kam zur Welt — wie selig habe ich sie am Wickeltisch trocken gelegt und bin dann den Tannhäuser singen gegangen.

Wie strahlend und stolz habe ich selbst den Kinderwagen die Schweidnitzerstraße hinuntergeschoben — ganz aufgebläht von dem Bewußtsein meiner Vaterwürde.

Nur einmal war ich sehr verdutzt — ich begegnete einem Freunde — der meine Tochter, die erst einige Wochen alt war — noch nicht gesehen hatte....

Er sagte ganz ohne jede Begeisterung: »Ganz nett — mein Gott, wie halt alle Kinder in dem Alter sind — Kaulquappen!«

Ich riß den Vorhang zu und habe es ihm lange nachgetragen.

Auch Liesi war empört, als ich ihr es erzählte....

Und dann beruflich im Theater. — Jeden Abend eine Fröhlichkeit und Gemütlichkeit bei vollständigstem Anspannen aller Kräfte sein Bestes zu geben....

All dies vergißt sich nicht, so lange man lebt, denn wenn

es später — noch so glänzend und noch so rauschend wird, dieses unsagbare Glücksgefühl, dieses vor Wonne aus der Haut fahren — ist ja doch nie wieder zu erreichen, geschweige denn zu überbieten.

Nun heuer im Mai, als wir nach langen Jahren wieder in Breslau waren, wurde es uns so warm ums Herz und wir suchten all die lieben Plätzchen auf — wo wir uns fanden, wo man uns zusammengab, in der lieben Gabitzkapelle — — die Zeit wurde uns zu kurz und etwas, was ich bei meinem Wanderleben so selten fühle, stellte sich ein — Abschiedsweh! .... Ganz still und wortlos fuhren wir davon, sagten nichts als — schade um die lieben Breslauer Tage! —

Nun, verehrter Herr Chefredakteur, hier haben Sie die gewünschten paar Zeilen. — Schriftsteller bin ich keiner — aber wenn das Herz spricht, übersieht man vielleicht gerne manchen stilistischen oder Formfehler. Um diese Nachsicht bitte ich. —

Mit herzlichen Grüßen sind wir Ihre

Leo und Elsa Slezak.

*

Aber das ist ja zu zuckrig! Ja aber wer tommt denn da? Ganz aufgebläht! Ja wo is denn das Tinderwagerl? Ja ist das aber schön, daß man in Österreich persönlichen Themen nicht ausweicht!

* * *

Die mit dem Tod intim sind

Das Äußerste ist anläßlich des Todes der Gattin eines alten Handelsmannes geleistet worden, von dem übrigens zugegeben werden muß, daß er den einzigen reinlichen Operettentext der letzten zwanzig Jahre — den des »Bruder Straubinger« — verfaßt hat. Auf keiner Seite in sämtlichen Jahrgängen der Fackel findet sich ein schmalzigeres Dokument verewigt, als die folgende Nenie der Neuen Freien Presse:

.... Mitte September erst war die scheinbar lebensvolle 67jährige Frau mit der elastischen Gestalt und fast mädchenhaften Taille aus Ischl mit ihrem Gatten nach Wien zurückgekehrt, munter und hoffnungsfroh einem angenehmen Winter entgegensehend, denn Schnitzer arbeitet an einem neuen musikalischen Werke, auf dessen Vollendung sie sich über alle Maßen freute. Samstag noch, am Vorabend ihres Todes, hatte sie mit dem Komponisten, dem diesmaligen musikalischen Arbeitsgenossen Schnitzers, darüber gesprochen und geäußert: »Nur den Erfolg dieser Arbeit will ich noch erleben und dann sterbe ich gerne.« Das Schicksal aber pflegt leider nicht viel anzufragen, ob man gerne oder ungerne sterbe und welchen Termin man dafür anberaumt zu wissen wünsche. Und so mußte auch die arme Frau mit dem unerfüllten Wunsche dahin. Sie selbst hätte mit ihrem schneidend scharfen Verstande, wenn sie so was von einer anderen gehört hätte, lachend gesagt: »Der Tod wird sich erst bei ihr erkundigen, ob sie noch

die ‚Premiere' abwarten will«. Denn sie war von einem unbarmherzigen Blick für die Reellitäten des Lebens und von einem rücksichtslosen Wahrheitsdrange, der »theoretisch« nicht leicht mildernde Umstände zuließ .... In Budapest geboren, war sie seit 32 Jahren in Wien eingelebt ....

Daß der Tod Jourgespräche führt, ist interessant, aber es ziemt sich, gerade in einem Milieu von Reellitäten zu sprechen, wo der Plural Realitäten zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte. Das ist aber — wie sagt man doch — noch gar nichts gegen die Wiener Allgemeine Zeitung. Hier wurde das Sterben nicht nur als Novität besprochen, sondern geradezu der Tod als Librettist gefeiert:

Schriftsteller J. Schnitzer ist von dem herbsten Verlust betroffen worden, den er im Leben überhaupt erleiden konnte .... Wer das intime Miteinander- und Ineinanderleben der beiden Gatten kannte, die wohl ausgedehnte gesellschaftliche Beziehungen unterhielten, sich aber innerlichst selbst genügten und in der eigenen Gesellschaft zu Zweien vollkommene Erfüllung ihres Verkehrsbedarfes finden konnten, der wird die Bitterkeit der jähen Vereinsamung des Mannes nach einer solchen 47jährigen Ehe zu ermessen verstehen. Denn diese Frau brachte Sprühleben ins Haus und in alle Kreise, in welche sie trat. Es war magyarisches Geistestemperament in ihr, denn sie war, gleich dem Gatten, ein Kind Ungarns, die Tochter eines in Budapest viel geschätzt gewesenen Arztes, Dr. Laszky, eines Onkels des Komponisten Béla Laszky, der an dem Tage, an dem die Cousine in der Budapester Familiengruft bestattet wird — die Leiche wird dorthin überführt — hier in Wien ein neues Unterhaltungsetablissement eröffnet und die Einladungskarten an das Schnitzersche Ehepaar bereits kuvertiert hatte. Das Leben ist doch mit seinen großen nnd kleinen Sensationseinfällen der grellste Effekthascher.

Es ist das Grauenhafte an dem Beruf, den diese Gilde ausübt, daß selbst eine Todesnachricht noch von dem Humor ihrer trampelhaften Dummheit vibrieren kann und ihre Parten unfreiwillig die freche Fasson jener scherzhaften Geschäftsreklamen haben, die einen Witz in Trauerrand enthalten. Die Intimität, die das Ableben einer Greisin zu einer noch nicht dagewesenen und natürlich auch nicht wiederkehrenden erst- und einmaligen Tatsache hinaufjüdelt, ist entsetzlich genug. Was aber kann eine Verstorbene dafür, daß ihr ein Rächer ersteht, der dem Schicksal noch ein verhatschtes Bonmot hinwirft? Ist es nicht furchtbar, daß die arme Frau, deren Tod die Druckerschwärze nicht das geringste anzugehen hatte, Trauerlozzelachs nachgerufen bekommt und der Schmerz des Witwers

durch einen metaphysischen Schmus beleidigt wird? Ist es nicht das ärgste Zeichen journalistischer Verwahrlosung, daß einem Toten zuliebe der Tod selbst beleidigt wird, daß er wie einer dasteht, der Stilschnitzer macht, und die horrible Situation geschaffen wird, daß die in ein Trauerhaus Geladenen sich das Lachen verbeißen müßen? Die liberale Presse macht bereits jenem Rabbiner den Erfolg streitig, der zum Preise einer armen Kostgängerin zu sagen wußte, er könne nicht umhin, sie mit Alexander dem Großen zu vergleichen. Diese Presse, deren Totschweigen ihre beste Eigenschaft ist und die nur zum Tod ihr Maul nicht halten kann, sollte in solchen Fällen bestochen, also behandelt werden, als ob ein Herzschlag ein Gründungsschwindel wäre. Wahrlich, wären alle Journalisten so tüchtig wie jener eine, der in die reichen Trauerhäuser geht, um sich die Aufträge für die Partezettel zu verschaffen, dann stünde es besser um diesen traurigen Beruf! So einer, wie dieser eine, denkt zum Glück mehr an die Provision als an die Vorsehung und macht sich und uns weiter keine Gedanken. Man glaubt nicht, daß es diesen Zweig des Gewerbes gibt? Ob wohl in Wien — zwischen einem Zeitungs- und Regierungsrat und einem tieftrauernd Hinterbliebenen — schon so ein Dialog geführt wurde, wie der, welcher mir aus Prag übermittelt wird: Dort übt das Handwerk ein gewisser Kisch. Der Toten-Kisch erscheint, knapp eine halbe Stunde nach dem Sensenmann, im Trauerhaus: »Was is wegen der Parte?« »Lassen Sie mich in Ruh, gehn Sie weg!« »Was heißt das, ich komm doch wegen der Parte?« »Ich will von nichts wissen, gehn Sie weg!« »Das sind Witze, ich komm doch —« »Gehn Sie weg!« »Ist das Ihr Ernst, Sie wolln mir die Parte nicht geben?« »Weg!« Der Toten-Kisch wartet im Vorzimmer. »Gehn Sie weg, rat ich Ihnen, mein Mann is aufgeregt.« »Ich krieg die Parte nicht? Er will mir die Parte nicht geben? Sie wolln mir die Parte nicht geben?« Man hört eine Stimme: »Heraus! Weg! Er soll weggehn!« »Es scheint, Sie wolln mir also wirklich die Parte nicht geben?« Der Totenkisch wartet. Die Stimme: »Ich sag Ihnen zum letzten Mal, lassen Sie mich in Ruh —!« »Gut, ich geh, adieu — (bei der Tür:) Aber das eine kann ich Ihnen sagen, Herr Kohn, Ihre Parte wer' ich mir jo nix entgehen lassn! Leben Sie wohl!« — — Das ist Deutsch! So und nicht anders haben die Weltbeherrscher zu sprechen!